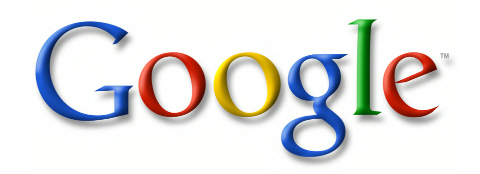
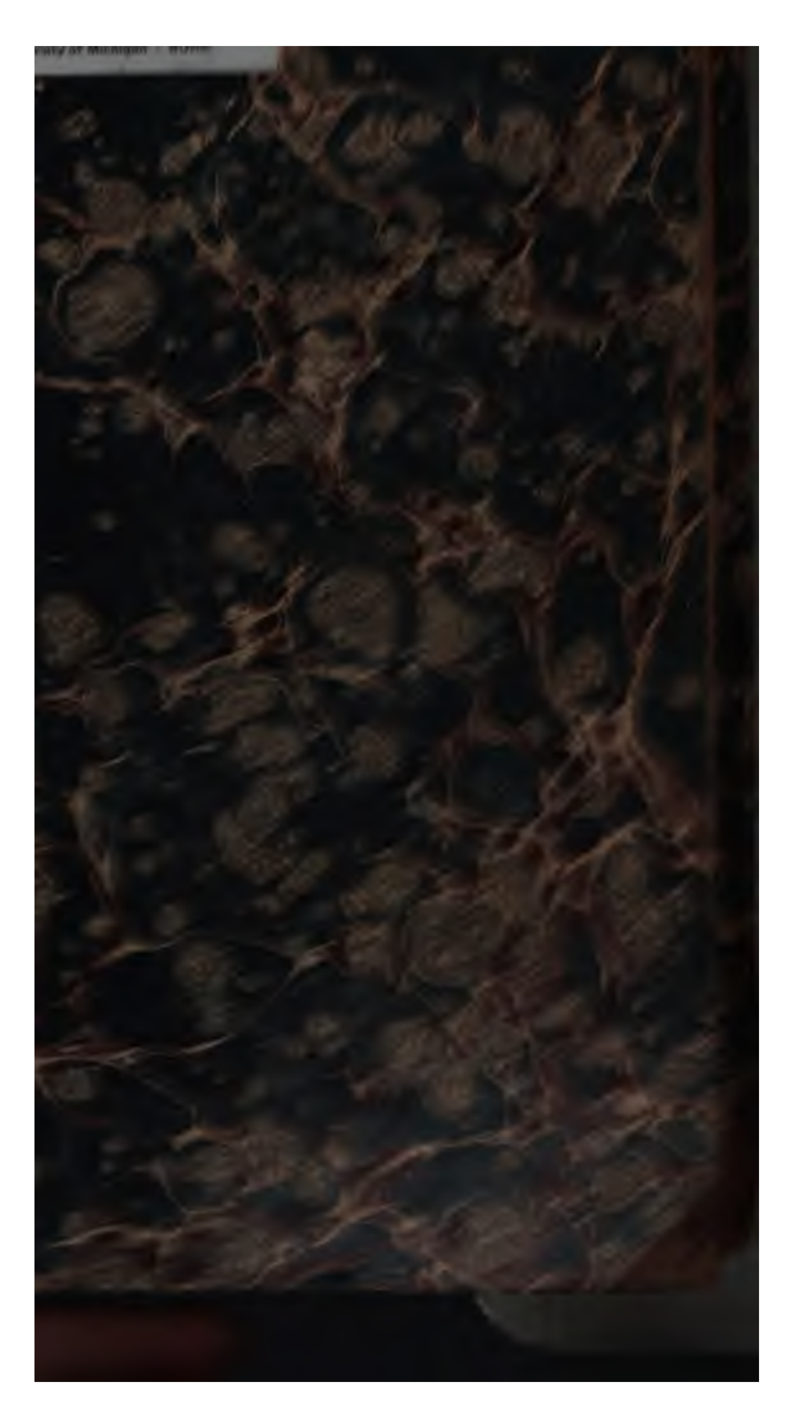
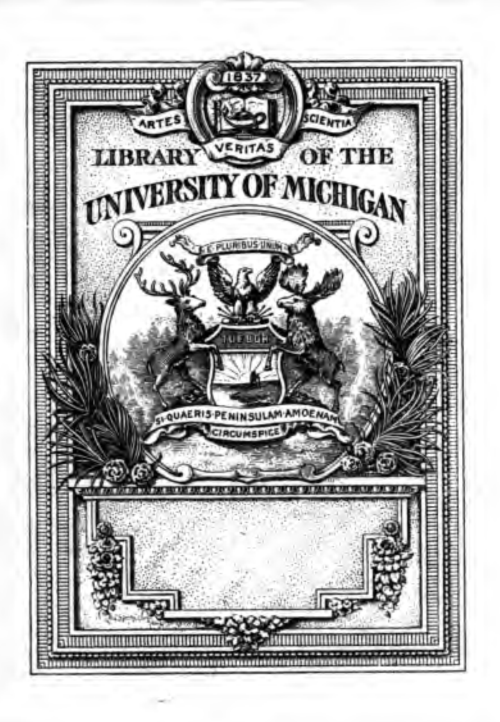









1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Journal der practiſchen Arzneykunde und Wundarzneykunſt

herausgegeben von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuſs. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erſtem Arzt der Charité u. ſ. w.

Zwölfter Band Erſtes Stück.

Berlin 1801.

In Ungers Journalhandlung.

I.

D. *Marcus Herz* an den D. *Dohmeyer*, Leibarzt des Prinzen August von England, über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen.

Homo sum, non humana a me aliena puto.

An Sie will ich mich wenden, mein lieber *Dohmeyer!* Sie haben uns vor einigen Jahren auf dem frohen Mahle bey unserm *F.* zuerst auf die englische Ankündigung der Kuhpockenimpfung aufmerksam gemacht. Seitdem hat diess Geschäft eine übergrosse Menge eifriger Anhänger bekommen; ich gehöre nicht darunter, meine schätzbaren Freunde beehren mich mit der Begierde meine Gründe öffentlich zu hören, und ihnen, einem meiner schätzbarsten, lege ich sie nun vor, von Ihnen wünschte ich sie geprüft und beurtheilt zu

haben. Zwar erscheint mir selbst der Grund zur lauten Befriedigung jenes freundschaftlichen Verlangens eben nicht sehr triftig, denn welchen beträchtlichen Ausschlag kann wohl Eine Stimme, und vollends eine solche wie die meinige, in einer Sache geben, die von so vielen, und von Ihren Landsleuten besonders, mit einem so gewaltsamen Feuereifer betrieben wird? Ich hätte wohl gar Ursache mich von dieser Seite meinen Freunden ungefällig zu zeigen, indem die Menschen den Zweifel an dem Werthe keines ihres Verfahrens so übel aufnehmen, als eines solchen, das sie nicht vollkommen durch die That, oder wenigstens zum Scheine durch Raisonnement rechtfertigen können, und beydes, fürchte ich, ist gerade beym gegenwärtigen, beym Verpflanzen des Eiters aus einem Kuhgeschwüre in die Säfte des menschlichen Körpers, der Fall nicht. Alles was dafür vorgebracht werden kann, ist höchstens die noch unvollständige Erfahrung, dass diese Einimpfung die Erscheinung der menschlichen Blatterkrankheit verhindert; aber diess ist bey weitem noch nicht genug, die Besorgnisse dawider kommen aus einer andern viel erheblichern Quelle her, die zu verstopfen es noch durchaus sowohl an Vernunftgründen als an Erfahrungsstoff fehlt, und die kalte deutliche Darstellung dieser Besorgnisse ver-

zeihen schwerlich Vorliebe und Eingenommenheit, besonders wenn die Sache nicht leere Lehrmeynungen, sondern zu unternehmende, oder vollends gar schon unternommene Handlungen betrifft, von deren möglichen Nützlichkeit oder Schädlichkeit die Rede ist.

Doch näher betrachtet ist es nicht so ganz billig, meine Freunde mit ihrem Wunsche abzuweisen. Wenn die Gründe der Klugheit das Schweigen empfehlen, so fordern die Gründe der Pflicht es zu unterbrechen, denn Pflicht, dünkt mich, ist es jedem Arzte, sich selbst, und, ich will eben nicht sagen dem grossen *Publikum*, doch seinem Wirkungskreise, über dessen Leben und Gesundheit er waltet, von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen, versteht sich, wenn es eine Art von Auszeichnung und Abweichung von dem Verfahren andrer Künstler mit sich führt, und nicht in der Annahme dieser oder jener Tagestheorie, in der Anwendung dieses oder jenes Lieblingsmittels, in der Befolgung dieser oder jener nagelneuen Methode in Heilung einzelner Krankheiten, sondern in Unternehmung oder Unterlassung einer Handlung besteht, die über Wohl und Verderben ganzer Generationen sich erstreckt. — Hier haben Sie also meine Art über die Sache zu denken und meine Gründe dazu:

Ich habe mich bis jetzo noch nicht entschliefsen können, und habe keine hinreichende Lebenszeit zu erwarten, um je zu dem Entschlusse zu kommen, den Eiter aus einem Kuhgeschwüre vorsetzlich in den menschlichen Körper zu bringen, um die Erscheinung der Blatterkrankheit in ihm zu verhindern. Ich sehe die Versuche, die jetzo so häufig hier und da mit dieser viehlichen Einimpfung gemacht werden, als kein geringes Wagespiel an, zu dem ich mich nicht verstehen kann, ein Wagespiel, in welchem so wenig zu gewinnen und so viel zu verlieren ist; *wenig zu gewinnen*, indem die Vortheile, welche die bisher übliche, durch millionenfaltige und hundertjährige Erfahrungen bewährte menschliche Einimpfung so erschöpft sind, dafs sie fast keine Lücke lassen, die durch einen Gewinnst auszufüllen wäre; des Beweises, hoffe ich, werden mich diejenigen willig überheben, welche dieses Geschäft häufig zu betreiben Gelegenheit gehabt, und dem, der diese Behauptung bezweifelt, mag ganz Rufsland und Ihr ganzes England, wo die Einpfropfung schon mehrere Generationen besteht, zurecht weisen, sie dürfen ihm nur die winzigen Listen der durch dieselbe Gestorbenen, Verstümmelten und Entstellten vorlegen; *zu verlieren*, erstaunlich viel, denn wer kann das Heer von

Schärfen, verderblichen Zerstörungen und krankhaften Anlagen übersehen, welche ein Stoff, den wir so ganz und gar nicht kennen, der so ganz und gar das erste Urtheil wider sich hat, als die eitrichte Jauche eines kranken Rindviehes, in dem menschlichen Körper hervorbringen kann?

Ich weiss, dass man sich beym Beginnen der humanen Inoculation nicht minder ihrer Einführung widersetzte, nicht minder durch Einwürfe und Besorgnissäusserungen ihren Fortgang zu verhindern suchte, aber freilich mit Gründen, die denen, welche wider die gegenwärtige brutale vorgebracht werden können, weit nachstehen; denn man kannte doch wenigstens genau den Impfungsstoff, den man von einem Menschen in den andern übertrug; nicht nur seine Homogenität, seine Identität mit dem allgemeinen Pockeneiter war offenbar, es war also von jener allerdings wichtigen Seite, von Seiten seiner wesentlichen Schädlichkeit in dem fremden Körper gar nichts zu besorgen, alles Bedenkliche lief nur darauf hinaus, ob auch das vorsetzliche Krankheiterregen rechtmässig, ob das Uebereilen des Naturgeschäfts heilsam sey? Und doch kann man das Sträuben den damaligen Gegnern nicht sehr verübeln, die Fürsprache der Erfahrung war damals noch zu leise und ohn-

mächtig, was sie beſtimmen konnte, war höchſtens der gegenwärtige glückliche Erfolg, sie zeigte, daſs die Operation der Einimpfung die wirklichen Blattern hervorbrachte und vor fernerer Anſteckung sicherte; aber was die Wirkung dieſer Uebereilung auf das Individuum für ſeine ganze künftige Lebenszeit ſeyn konnte, ob sie nicht der etwa nothwendigen Entwickelung mancher Keime, der Umwandlung mancher Stoffe in der körperlichen Oeconomie Hinderniſſe in den Weg lege, nicht auf Ton und Reitzbarkeit des Körpers einen ſchädlichen Einfluſs habe, nicht neue Anlagen zu Krankheiten oder verſtärktere Empfänglichkeit für dieſelbe in ihm aufrege u. ſ. w., davon wuſste man nichts; denn im voraus konnte man doch nicht erfahren, und die Stimme der bloſsen auf keiner Anſchauung sich ſtützenden Vernunft, wie sie sich auch über den Gegenſtand vernehmen lieſse, konnte hier, ſo wenig wie in jedem andern Falle unſerer Kunſt entſcheidend ſeyn; alſo war das Unternehmen der Impfung immer eine im geringen Grade gewagte Handlung, und der Bedächtige, der um ein zweifelhaftes gegenwärtiges Uebel abzuwenden, kein gröſseres Wohl der Zukunft auf das Spiel ſetzen wollte, konnte wohl auf billige Nachsicht den billigſten Anſpruch machen. Indeſſen mit den

fortgeſchrittenen Beobachtungen von einer Zeit zur andern verſchwand das Beſorgliche bey der Einimpfung immer mehr und mehr, die Wahrſcheinlichkeit des Verluſtes von der einen Seite ſank in demſelben Verhältniſſe, als die des Gewinſtes von der andern Seite ſtieg; nun endlich, nach genauen Erfahrungen und Beobachtungen von hundert Jahren, iſt jene beunruhigende Wahrſcheinlichkeit gänzlich vernichtet, das Einimpfen iſt nicht mehr ein Spiel, es iſt eine Sache der Berechnung, deren Reſultat, die *heilſamſten Folgen*, von einer Gewiſsheit iſt, deren kein anderes in unſerer Kunſt *fähig* iſt und, auſser in der Mathematik, ſchwerlich eins in irgend einer praktiſchen Wiſſenſchaft oder Kunſt in einem höhern Grade besitzt, und wer jetzo noch über die Wohlthätigkeit dieſer Operation Zweifel aufzuwerfen unternähme, verriethe offenbar die gröbſte Unwiſſenheit oder den ſtarrſten Eigensinn. Ja, dieſe Gewiſsheit erſcheint mir auf einer ſolchen Stufe, daſs ich es für eine gleich groſse Pflicht der Eltern halte, ihre Kinder einimpfen zu laſſen, als ihnen Nahrung zu reichen, vor offenbarem Ungemach zu ſchüzzen und in ihren Krankheiten sie nicht hülflos zu laſſen. Bey den meinigen würde mich jede Stunde nach ihrer Geburt mit Ungeduld quälen bis sie der Impfung fähig sind; ſtürbe

mir eins an den natürlichen Blattern, ich würde untröſtbar ſeyn, mit nichts könnte ich die laute Stimme unterdrücken, die beſtändig mir zuriefe: »Grauſamer, warum haſt du mich »ſterben laſſen? Du haſt mich in die Welt »geſetzt und dadurch die Pflege meines Le»bens und meiner Geſundheit aus den Hän»den der Natur übernommen und beydes »haſt du verwahrlost! Womit kannſt du die »grobe Nachläſsigkeit entſchuldigen, eine »wahrſcheinlich tödtliche Krankheit nicht von »mir abgewendet zu haben? Die Vernunft »reichte dir zu dieſem Ende ein ſo leichtes, »ſanftes und unfehlbares Mittel, und du ver»nünftiges Weſen hörteſt sie nicht; die Natur »pflanzte in dir Liebe zu deinem Geſchöpfe, »und aus bloſser Liebe vielleicht behandelteſt »du es auf das liebloſeſte; verſchobſt du nicht »etwa gar aus Bequemlichkeit immer weiter »hinaus die Verbürgung meines Lebens, ſo »haſt du dir wenigſtens Bedenklichkeiten er»künſtelt, wo keine waren, und was hatteſt »du für Recht, wenn die Sache mein Leben »oder Tod betraf, zu denken und zu beden»ken, wo Vernunft und Erfahrung ſo laut »und sicher entſchieden haben? Hätteſt du »auch gedacht und bedacht mir eine Ader zu »öffnen, wenn eine Entzündung mir den Tod, »oder mir eine Ausleerung zu reichen, wenn

»eine Schleimanhäufung mir mit Erstickung »gedroht hätte? und doch sind die Aussprüche »der Kunst in diesen Fällen nicht zuverlässi- »ger, nicht gegründeter, als in der Verhütung »der heillosen Krankheit, die mich hinweg- »raffte! Hielt etwa deine Vernunft für wei- »ser, gegenwärtigen Uebeln mit Ungewissheit »abzuhelfen, als ihnen mit Gewissheit zuvor- »zukommen? o Unmensch, dessen Menschlich- »keit ich gerade meinen Tod verdanken »muss!» — Träfe mich hingegen das Unglück, dass eins an den ertheilten Blattern sein Leben einbüsste, so würde der tröstende Gedanke, die Pflicht, welche die Vernunft durch die Kunst mir aufgelegt erfüllt zu haben, der heilsamste Balsam auf meiner Wunde seyn. Das Herz des Vaters würde bluten, aber das Gemüth des Menschen die froheste Ruhe geniessen.

So verhält sich mein Inneres bey der bisher üblichen, bis zur völligen Gewissheit bewährten Impfungsart; wäre diese aber nicht vorhanden und jene neue erst zu bewährende immer noch unter der Categorie von *Versuchen* stehende Impfungsweise die einzige, so würde bey der Unterlassung ihrer Anwendung der Naturblattertod meines Kindes mein Gewissen ungestört lassen, denn es lag mir nicht ob das Leben, oder auch nur das physische Wohl meines Lieblings durch ein Ver-

sind, so hat doch, wie bekannt, gerade ihnen die Naturlehre ihre wichtigsten Entdeckungen zu danken, auch ist es leicht einzusehen, dass nur sie die erste Grundlage aller nachherigen vernünftigen Versuche haben ausmachen müssen; aber in unserer Kunst bey Menschen sie anwenden, wäre eine unverzeihliche Verwegenheit; wer den ersten besten Stoff, von dessen Eigenschaften er durchaus ununterrichtet ist, auf das Gerathewohl in der ersten besten Krankheit versuchen wollte, würde eine Barbarey ausüben, die ihn des Namens Künstler und des Namens Mensch zugleich unwürdig machte. *Diese* hingegen können und müssen allerdings beym menschlichen Körper angestellt werden, so wie es nicht zu leugnen ist, dass sie den eigentlichen Ursprung des ganzen Vorraths von Heilmitteln, den wir besitzen, die wenigen Zufallsentdeckungen ausgenommen, enthalten. Da aber bey unserer eingeschränkten Kenntniss von den Naturstoffen, besonders von der Aeusserung ihrer Affinitäten in dem lebendigen menschlichen Körper, worauf der grösste Theil ihrer Wirkungen in demselben hauptsächlich beruhet, die Vernunft nie im voraus das Resultat categorisch bestimmen kann, so können auch die Versuche nie zu der erwähnten Klasse gelangen, die bloss zur Bewährung durch Anschauung vorgenom-

men werden, und ihr Werth, sammt der Befugniſs sie anzuſtellen, müſſen alſo lediglich von dem Grad der Wahrſcheinlichkeit abhängen, welcher die Erwartung ihres Erfolgs begleitet. Dieſer kann ſo groſs ſeyn, daſs er faſt der völligen Gewiſsheit nahe kömmt und dem Künſtler ihre Unternehmung zur *Pflicht* macht; er kann aber auch ſo geringe ſeyn, daſs die Verſuche an jene Art von *wilden* gränzen, und von keinem gewissenhaften Arzt, wenigſtens nicht ohne unendliche Vorsicht gewagt werden dürfen.

Ich rechne darauf, daſs Sie, mein Freund, meiner Behauptung beypflichten, daſs die neue Impfungsart überhaupt noch zu der Categorie von *Verſuchen* gehöre, und zwar räume ich Ihnen gern ein, in Anſehung des Punkts, die natürliche Empfänglichkeit der Blatterkrankheit zu tilgen, zu der Categorie von *vernünftigen Verſuchen;* aber geſtehen Sie mir auch zu, daſs, nach dem oben erwähnten, eben deswegen ihre Wichtigkeit und der Fug sie zu unternehmen, auf dem Grad der Wahrſcheinlichkeit beruhen müſſen, mit welchem Vernunftgründe den verlangten Erfolg erwarten lassen, und hier iſt nun freilich die groſse Schwierigkeit dieſen Grad zu beſtimmen. Leider sind vernünftige Vermuthungsgründe für und wider an sich nicht berechenbar, sie

können weder gemessen noch gewogen, sondern nur *erwogen* werden, und das Erwegen ist etwas so subjektivisches, hängt so sehr von der Individualität des gesunden Verstandes, des dunkeln Beurtheilungsvermögens und fast des Gemüthszustandes ab, daſs über seine Resultate gar nicht gestritten werden kann, es kann überreden, nie überführen, und wenn mir daher der Wahrscheinlichkeitsgrad in Ansehung des Erfolgs der neuen Impfungsart sehr klein vorkömmt, so glaube ich deshalb eben so wenig zu tadeln als zu widerlegen zu seyn. — Vergessen Sie aber nicht, daſs das, was ich Ihnen in Ansehung des Impfungsversuchs eingeräumt, nur von der Seite seines Schutzes gilt, den er vor künftiger Ansteckung der Blattern gewähren soll; von der Seite des möglichen anderweitigen Einflusses, welchen die verpflanzte thierische Jauche in dem menschlichen Organismus äuſsern kann, steht er offenbar noch in der Klasse der *wilden* Versuche.

Ueberhaupt fehlt es noch an einem eigentlichen Lehrsystem von der Kunst Versuche anzustellen. Dieses würde in der Naturwissenschaft überhaupt vom äuſsersten Nutzen seyn. Abgerechnet die Ersparniſs der Zeit und Kosten, die beym blinden Umhertappen vergeblich verschwendet werden, würden die

Entdeckungen ſelbst an Menge und Genauigkeit nicht wenig durch dasselbe gewinnen: denn obſchon die Methoden- und Regelloſigkeit das eigentliche Gefilde des Genies iſt, das zuweilen unverſehns die trefflichsten Früchte hervorbringt, ſo ist doch der geordnete vernunftmäſsige Ideengang bey allen Unterſuchungen dasjenige, welches am ſicherſten zum Ziele führt. Das Genie erleuchtet zuweilen wie ein augenblicklicher Blitz dem Wandrer die Gegend, in welcher er im Finſtern umher irret, und iſt ſeine Empfänglichkeit für dieſen ſchnellen Eindruck ſtark genug, ſo fühlt er sich orientirt und ſchreitet, die mühſam gebahnten Wege verachtend, über alle Hindernisse hinweg, ſeinem Ziele zu; nicht ſelten aber läuft er, durch die raſche Wirkung des Strahls geblendet, die gröſste Gefahr stolpernd auf die abgelegenſten Gänge zu gerathen und sich durch ungeheure Schwierigkeiten von jedem ſanften Auswege abgeschnitten zu ſinden; die bedächtige methodische Vernunftleitung hingegen gleicht freilich nur einer Lampe, die immer nur einen Schritt vorwärts nach dem andern erhellt, aber desto mehr ihn sichert, und die Langsamkeit des Fortschreitens wird durch die klare Vorstellung alles Erschrittenen und durch die deutliche Einsicht des mit demselben zusammenhängen-

den, aus demselben sich entwickelnden endlich erlangten Ziels reichlich ersetzt.

In den bloſs zur Belustigung dienenden ſo genannten ſchönen Künsten wäre die erwähnte Verſuchlehre freilich mehr zur Kritik nützlich, als zur Anwendung erheblich. Die Versuche, welche das Genie in diesen wagt, sind ganz von ſubjektivischem Gehalte und fast vom geringsten Einflusse auf das Verhalten und Befinden anderer. Miſslingen sie, ſo ist der einzige, der den Nachtheil fühlt, der Unternehmer ſelbst, der überdieſs oft noch den Gewinn daraus zieht, ins künftige ſeine Kräfte richtiger zu messen und zu beurtheilen. Auch lehrt die Erfahrung, daſs sie, wenn sie vom ächten Genie getrieben werden, ſelbst im Miſslingen ſelten ohne allen Nutzen sind, sie gleichen den Sprüngen eines muthigen Rosses, das gerade im Stolpern die lebhaftesten Funken um sich her ſprüht.

Aber in unserer Kunst, von deren Ausübung Wohl und Untergang des Menschen abhängt, gehört eine vollständige *Peirasmologie* zu den kaum entbehrlichen Bedürfnissen. Der Schaden des Miſslingens ist oft unwiederherſtellbar. Ist der Mensch hinversucht oder nur in ein sieches Leben geworfen, ſo haben wir das Opfer ſchwerdrückend auf unserm Gewissen, der negative Nutzen, den die

erlernte Schädlichkeit des Verfahrens gewährt, es bey andern nicht anzuwenden, ist kein Ersatz für das angestiftete Unheil, und selbst der positive Gewinn, der zuweilen für andere mittelbar dadurch erwächst, kann unserer Fehlhandlung nur eine schwache Beschönigung verschaffen. Wir haben nicht die geringste Befugniss über Leben und Gesundheit eines Einzigen zum Besten anderer Tausende zu schalten; wer unsere Hülfe fordert, fordert sie für sich, und es ist die rechtwidrigste Anmassung, das verliehene Vertrauen aus irgend einer fremden Rücksicht, und beträfe sie das Wohl der ganzen Menschheit, zu missbrauchen. Wir dürfen uns also bey unserm eigentlichen Heilgeschäft nicht wie der Schönkünstler leidend von den Schwingen des Genies fortreissen lassen, ohne diess besteht bey uns die Thätigkeit des Genies im Erkennen und Beurtheilen der Krankheiten, nie in der durch blosse Nachahmung erlernbaren Verordnung der Mittel; wir müssen vielmehr bey unsern Versuchen die äusserste Vorsicht anwenden, Vorsicht kann aber nur die Vernunft lehren, und da das Wesen der Vernunft im *Verallgemeinen* besteht, so muss ein System von Gesetzen in ihr enthalten seyn, nach welchen wir in unsern einzelnen Unternehmungen mit Sicherheit verfahren können. Wer es nur

verſtünde dieſe Geſetze aus ihr zu entſpinnen und in ein Ganzes darzuſtellen! Es ist zu bedauern, daſs der mächtige Strom des Scharfsinnes vom Pregel her, der sich über die Gefilde ſo vieler Wissenſchaften und Künſte ſo ſeegenreich ergoſs, gerade das unſrige umging und ihm ſeine befruchtende Durchnässung entzog! Dreyſsig Jahre früher, mein groſser Lehrer, hätte ich das Bedürfniſs meiner Kunſt kennen ſollen, und, ich bilde mir ein, durch meine Fürſprache wenigſtens mittelbar ihr groſser Wohlthäter geworden zu ſeyn!

Die Regeln, die ich mir in Anſehung des Verſuchens vor Augen halte, sind ſehr einfach und von einem Lehrſyſtem, wie ich mir es als Ideal gedenke, ſehr weit entfernt, aber sie dienen mir zur Norm, an der ich mich ziemlich ſtreng halte, und noch habe ich bey meiner bisherigen Kunstübung keinen Grund gehabt es mich gereuen zu lassen. Hier sind sie, zu meiner Rechtfertigung, daſs ich bey der gegenwärtig ſo häufigen Geſchäftigkeit mit Brutalimpfungsverſuchen nicht mit Hand an das Werk lege:

Die erſte und vorzüglichste Bedingung zum Anſtellen eines Verſuchs iſt mir die mo-

ralische kunstartige Ueberzeugung von der *Unschädlichkeit* desselben.

Die *Unschädlichkeit* begreift unter sich:

a. die *temporelle.* Es darf, wenn auch das zu versuchende Mittel an sich keine nachtheilige Veränderung in der Krankheit erregt, durch den bloſsen Verlust der Zeit, während welcher andere schon bewährte Heilmittel hätten angewendet werden sollen, kein Schaden hervorgebracht werden. Diese Cautel ist vielleicht bey den *chronischen* Krankheiten minder erheblich und allgemein. Bey diesen ist eine bestimmte Geschäftigkeit der Kunst selten so dringend, daſs wir nicht, versteht sich unter der genauesten Beobachtung des Uebels und seiner Zufälle, eine Verfahrungsweise nach der andern sollten vornehmen können, bemerken wir eine Verschlimmerung des Zustandes, so haben wir Zeit eine angefangene Heilart zu verlassen und eine neue an deren Stelle zu setzen. Dennoch muſs man bedenken, daſs selbst bey dieser Klasse von Krankheiten, obschon wie gesagt selten, doch zuweilen Beharrlichkeit in einem gewissen Verfahren höchst nothwendig ist, theils um das Uebel allmählich zu vermindern, theils um dessen Verschlimmerung zu verhüten, dahin gehören z. B. offene um sich greifende Geschwüre, schnell fortschreitende Ab-

schwungen oder sich verbreitende Schärfen in den Säften, anhaltende heftige Schmerzen u. s. w. Hier könnte das bloſse Aussetzen des Gegenwirkens, die bloſse Unterlassung des Strebens gegen die verderblichen Reitze, wenn sie eine beträchtliche Zeit währt, die Krankheit einen Grad erreichen lassen, dem kein Einhalt mehr gethan werden kann; in den so genannten *hitzigen* Krankheiten hingegen, wo die naturwidrigen Potenzen in der raschesten Thätigkeit auf den Untergang der Maschine sich befinden, wo fast immer auf ununterbrochenes Gegenwirken alles ankömmt und zuweilen von einer augenblicklich zu ergreifenden Maaſsregel der ganze Ausgang der Krankheit abhängt, ist die Bedingung der temporellen Unschädlichkeit eine unumgänglich nothwendige, die aber einzusehen die richtigste Kenntniſs von dem Gange der Krankheit heischt, so wie die genaueste Intensitätsschätzung der Naturkräfte in jedem individuellen Falle erfordert wird, um sicher zu seyn, daſs diese, im Falle daſs das versuchte Mittel sich gleichgültig im Körper verhalte, hinreichen, dem gefahrvollen Streben des Krankheitsstoffes die Wage zu halten. Nur selten geschieht es, daſs man in den hitzigen Zufällen den Gebrauch aller Mittel auf eine kurze Zeit einstellt, und zwar eben um die

Naturkräfte sich selbst überlassen gehörig zu schätzen und den Standpunkt der Krankheit kennen zu lernen, aber offenbar würde man alsdann diesen Zweck verfehlen, wenn man diese Ruhezeit auf Versuche mit neuen Mitteln verwenden wollte, deren Wirksamkeit uns noch fremde ist.

b. Die *actuelle.* Das Mittel darf an sich durch seine positive Wirksamkeit dem Gesundheitszustande nicht nachtheilig seyn, und zwar kann es diesen Nachtheil äussern:

Erstlich auf eine *directe* Weise, wenn es durch seine reitzende oder abstumpfende Fähigkeit, durch seine mechanische Eigenschaft oder chemische Affinitätsverhältnisse die nächste Ursache geradezu begünstigt und folglich deren Wirkung vergrössert; wenn es im Entzündungszustande den Reitz des Blutsystems verstärkt, im nervösen, durch Erschöpfungen oder specifisch schwächende Eigenschaften die Thätigkeit der Lebenskraft heruntersetzt, im gastrischen, durch Zusammenziehungen die Entfernung der vorhandenen Unreinigkeiten hindert, oder durch übermässiges Auflösen und Ausleeren die Erzeugung derselben vermehrt, im septischen, den Zustand der Fäulniss befördert, u. s. w.

Zweytens, auf eine *indirecte* Weise, wenn es nämlich zu der Klasse von Paliativmitteln

gehört, die Symptomen der Krankheit hebt, ohne ihre nächste Ursache wegzuräumen, deren anderweitigen schädlichen Aufenthalt im Körper es noch mehr befestigt. Darin gehören z. B. die Unterdrückung der Erscheinungen im Wechselfieber, ohne auf die in den ersten Wegen vorhandenen widernatürlichen Stoffe, oder auf die Verhärtungen in den Eingeweiden des Unterleibes zu wirken, die Hemmung der Blutergiefsungen durch Zusammenziehungen ohne deren Ursache, die Vollblütigkeit, zu vermindern, die Stillung der Durchfälle auf eine narcotische Weise ohne Wegschaffung des gallichten Stoffes, der sie erregt u. s. w.; oder es kann auch die vorhandene Krankheit in der That gründlich heilen, deren nächste Ursache wirklich heben. aber durch seine eigene Gegenwart einen widernatürlichen Keim zu völlig neuen Uebeln in dem Körper verbreiten, Anlagen und Empfänglichkeiten zu andern mit dieser in gar keiner Verbindung stehenden Krankheiten hervorrufen, den Ton der festen Theile auf immer verstimmen, die Mischung der Säfte auf immer umschaffen, einzelnen Eingeweiden auf immer eine Verderbnifs ertheilen, den ganzen Organismus auf immer seiner natürlichen Beschaffenheit entrücken. *Auf immer*, sage ich, denn sind die Uebel die es hervorbringt leicht, vorüber-

gehend und schnell sich äufsernd, so kann und muss man sich dieselbe oft gefallen lassen, besonders wenn sie mit dem vorhandenen in Ansehung der verursachten Leiden, der Dauer und der Gefährlichkeit in keinen Vergleich kommen; aber diess ist bey weitem nicht beständig der Fall, vielmehr ist oft die erheilte Krankheit viel ärger als die geheilte. Heftige zerfressende Säuren können *vielleicht* auf eine mechanische Weise, durch ihre Aetzung Fieberbewegungen sammt ihrer Ursache tilgen, aber eben durch diese ihre Wirkungsart Zerreissungen der Gefäfse, allgemeine Schwäche der Fasern, Zusammenschnürungen in der Brust und unheilbare Zerstörungen ihres Eingeweides erzeugen; Bleymittel können *vielleicht* geringe Brustübel oder wohl gar Schwindsuchten heben, aber dafür ein langsames Gift in dem Körper verbreiten, das ihm allmählich aber den gewissen Untergang giebt; Einschmierungen mancher Art können Scheinwunder in Verscheuchung gewisser Ausschläge hervorbringen, aber, vielleicht gerade in der Vermischung mit dem zurückgetriebenen Ausschlagsstoff, durch ihren Eintritt in die Masse der Säfte, diesen eine unvertilgbare Verderbniss ertheilen, und, wie die Erfahrung lehrt, nicht selten allgemeine Nervenzufälle, anhaltende Kopfschmerzen, Blindheit oder sonstige

Organenzerſtörungen erzeugen. Und am ſchlimmſten iſt es, wenn dieſe geſchaffenen Krankheiten nicht auf der Stelle unmittelbar nach der Anwendung jener indirect ſchädlichen Kurart sich äuſsern, ſondern erſt lange nachher aus ihrem Hinterhalte zum Vorſcheine kommen. Im *erſten* Falle gelingt es noch zuweilen durch Wiederherſtellung der erſten Krankheit dieſe aus dem Wege zu ſchaffen, zuweilen auch durch die kunſtmäſsige ſpecifiſche Kurart sie, bevor sie noch überall um sich her Wurzel geſchlagen, bis auf die unmerklichſte Spur gründlich zu heben; im *letzten* Falle hingegen hat es mit dieſem Gelingen ſehr groſse Schwierigkeit. An die Zurückrufung der erſten Krankheit iſt nicht mehr zu denken, indem gewöhnlich nach einer verfloſsenen beträchtlichen Zeit deren Stoff ſamt der Anlage zu derſelben aus dem Körper verſchwunden iſt, und hat das angewendete unpassende Mittel sich einmal den Säften einverleibt und während einer Reihe von Jahren immerfort den Wohlſtand der Maſchine unmerklich untergraben, ſo iſt der endlich erfolgende Ausbruch des Uebels ſchwerlich durch die Kunſt zu hemmen, wie dieſes überhaupt bey Krankheiten häufig der Fall iſt, welche durch ihre lange Dauer die Naturkräfte ſelbſt, von denen aufgefordert durch Arzneymittel,

sie sonst überwunden werden sollten und konnten, auf ihre Seite gebracht, so daſs sie gerade durch ihre Wirksamkeit die den Untergang befördernde Widernatürlichkeit unterstützen.

Ich weiſs zu gut an wen ich mich wende und wünsche zu sehr nur von Künstlern seiner Art gehört zu werden, um es nöthig zu finden das eben vorgetragene mit Beyspielen aus der praktischen Kunstgeschichte zu belegen. Jedem Arzt von Geschäften stoſsen Fälle von erwähnter Art täglich auf, und treibt er sie mit Geist, auch die erwähnten beunruhigenden *Bedenklichkeiten*, die er nur zu oft, bald um nicht zu zaghaft, bald um nicht zu grüblerisch, auch bald um nicht als Gewerksneidisch zu erscheinen, in sich verschlieſsen muſs. Mir ist es genug Ihre Aufmerksamkeit auf meine vielleicht eigene Denkungsart in Ansehung des *Versuchens* zu erregen. Mag mancher mich für zu ängstlich, zu besorglich halten! ich bin nun einmal so, und ich rede ja mit meinem Freunde nur von mir, will ihm nur von *meiner* Abneigung gegen Kuhpockenimpfung Rechenschaft ablegen. Ich fahre also fort:

Um mich bey der Anwendung eines neuen Mittels, in Ansehung der erwähnten Unschädlichkeit jeder Art, wenn auch nicht apodik-

tisch zu überzeugen, doch wenigstens praktisch sicher zu stellen, müssen daher folgende Umstände mich bey der Unternehmung leiten:

I. Die *Analogie*, und zwar

Erstens, die *Analogie der Mittel*. Wenn in einer Krankheit ein gewisses Mittel entschieden bewährt ist, und es stöfst mir ein neues auf, das diesem in Ansehung seiner äufsern in die Sinne fallenden Eigenschaften sowohl als in Ansehung seiner Bestandtheile analog ist, so ist mir dieses, wenn von dessen Anwendung beträchtliche Vortheile zu erlangen sind, eine Bestimmung von demselben Gebrauch zu machen. Die blofse Gleichheit der äufsern Merkmale kann freilich nicht als ein hinlänglicher Bewegungsgrund zum Versuchen betrachtet werden, indem dieselbe, wie der Augenschein lehrt, bey ganz heterogenen Mitteln von völlig entgegengesetzten Wirkungen dennoch Statt haben kann, wie z. B. die weifse Farbe bey den giftigen Pflanzensäften und bey der Milch, das Süfsliche bey dem Bley und bey den Zuckerwurzeln u. f. w., aber dennoch ist ihre Gegenwart wenigstens eine Veranlassung zu genauerer Prüfung des Mittels, so wie ihr Mangel einigermafsen die Vermuthung gewährt, dafs in der Wirkung beyder Mittel selbst einige Verschiedenheit sey, indem alle Eigenschaften eines Dinges unter

einander in Verbindung ſtehen und gewöhnlich gleiche oder ähnliche weſentliche Beſchaffenheiten von gleichen oder ähnlichen zufälligen begleitet zu werden pflegen. Was aber die Analogie der innern Beſtandtheile betrifft, ſo iſt mir dieſe eine unumgänglich nothwendige Bedingung zum Verſuchanſtellen. Es liegt ſowohl in unſerer begränzten Einsicht in das Weſen der meiſten Krankheiten, als in unſern beſchränkten Kenntnissen von den Affinitätsäuſserungen der Mittel in unſerm Körper, worauf, wie ich ſchon erwähnt, meiner Meynung nach, auſser in den *wenigen Fällen*, wo *auf ihre mechaniſche* Thätigkeit zu rechnen iſt, ihre ganze Wirkungsart beruhet, daſs die Beurtheilung dieſer keinesweges in das Gebiet der im voraus entſcheidenden Vernunft gehört. Die Erfahrung allein muſs hier ſo wie und noch mehr als wie bey den Affinitätsverhältnissen der todten Körper unter einander den Ausſpruch thun, und dieſs kann sie doch nur wenn die vorliegenden Data ihr die Gründe dazu darbieten, das heiſst in unſerm Falle, wenn unter den Beſtandtheilen des neuen Mittels *a.* sich die in dem ſchon bekannten *b.* vorhandenen *c.* und *d.* welchen man eigentlich die erprobte Wirkung zuzuſchreiben hat, befinden. Nun bleibt zwar dieſer Beſtimmungsgrund zum Verſuchen immer nur bloſs

analogifch; denn wenn auch die Ueberzeugung, dafs *c.* und *d.* die einzigen wirkfamen Beftandtheile in *b.* sind, die vollftändigfte ift, fo bleibt es doch noch zweifelhaft, ob sie es nicht gerade nur in der und durch die Verbindung mit ihren Nebenbeftandtheilen *e. f. g.* sind, welche, nach der Vorausfetzung, dafs *a.* mit *b.* nicht völlig identifch ift, in *a.* nicht gegenwärtig sind? es ift zweifelhaft, fage ich, ob sie in der Verbindung mit den ganz andern in *a.* vorhandenen Beftandtheilen *h. i. k.* noch diefelben Wirkungen hervorbringen? indem, wie bekannt, die Affinitätsäufserungen der Naturftoffe nie abfolut sind, fondern immer von ihren Nebenverbindungen modificirt werden, und die Erfahrung unzähligemal die Erwartung der Aerzte getäufcht, in welcher sie wegen Gleichheit einiger wirkfamen Beftandtheile durch ein Mittel die Stelle eines andern längft bewährten erfetzen wollten; — Indessen können und müssen wir uns mit diefem analogifchen Behelf begnügen. Die Analogie ift einmal die einzige Krücke der menfchlichen Vernunft, ohne welche sie, aufser in der Mefskunft, auf keinem praktifchen Boden einen Schritt mit einiger Sicherheit wagen kann, die reine völlige Gewifsheit liegt aufserhalb ihrer Gränzen und wer nur nach dieser fein Leben und fein Handeln einrichten

wollte, würde, wie ein englischer Weltweiser sagt, von nichts so vergewissert seyn, als von seinem baldigen Untergange. Die Bündigkeit der analogischen Schlussart hat aber, wie ich dieses anderwärts aus einander gesetzt, ihre verschiedenen Grade, je mehrere gleiche Bestandtheile die beyden Stoffe *a.* und *b.* besitzen und je entschiedener denselben die Wirkung von *b.* zugeschrieben werden kann, mit desto grösserer Zuverlässigkeit können wir von *a.* die Anwendung machen, und hier ist der Punkt, auf welchem der Triumph der Kunst in den neuern Zeiten über die der alten im *höchsten* Glanze erscheint. Wenn *diese* sich durch schwankende Nachahmungen der Handlungen der Thiere, durch die seltenen und zufälligen Ereignisse des Ungefährs, oder, wenn es hoch kam, durch die läppische und trügerische Aehnlichkeit von Farbe und Gestalt mit einem bekannten Mittel zu Unternehmungen mit einem neuen musten leiten lassen, so reicht *jener* die allgewaltige Chemie den Schlüssel zum innersten Gemach der Urstoffe, versieht sie mit mächtigen Werkzeugen von denselben die Darstellung ihrer Eigenschaften, das Geständniss ihrer Verhältnisse zu erzwingen, und setzt sie in Stand, wenn schon nicht, wie manche auf eine ungereimte Weise fordern zu können glauben, die Vorgründe

von den allererſten Gründen einzuſehen, ihre nicht abgeleitete Grundkräfte ſammt ihren erſten unableitbaren Aeuſserungen kennen zu lernen und daher die Vergleichung zwiſchen den Beſtandtheilen, Kräften und Verhältnissen mehrerer Naturkörper unter einander auf das genaueſte anſtellen zu können. Sie, die Scheidekunſt allein iſt es, die der unſrigen den Kunſtadel ertheilt, denn indem sie von der einen Seite über manches Weſentliche der Beſtandtheile unſers Körpers einiges Licht verbreitet und von der andern Seite die Beſchaffenheit der Beſtandtheile der Arzneymittel aufdeckt, giebt sie dem eigentlichen Ausübungsgeſchäft die Geniemäſsigkeit und entreiſst es der Categorie des gemeinen erlernbaren Nachahmungswerks, unter welcher es an sich ſo wenig verdienſtlich iſt als durch ſeine noch ſo öftere Wiederholung die Heilkunde um einen Schritt weiter gebracht wird.

Und dennoch ſetze ich ſelbſt bey den beſten analogiſchen Gründen, die mich zu Verſuchen mit neuen Mitteln bewegen ſollen, die oben erwähnte Einſchränkung hinzu: *wenn von der Anwendung beträchtliche Vortheile zu erwarten sind.* Dieſe Vortheile können mancherley ſeyn: *therapeutiſche,* wenn wichtigere, ſchnellere, dauerhaftere, von einer andern Seite den Körper minder angreifende,

weniger nachtheilige Folgen zurücklassende Wirkungen zu vermuthen sind; *quantitative*, wenn das neue Mittel in viel geringerer Menge den Zweck erfüllt als das bisher bekannte, mit welchem man den Kranken überladen muſs; *guſtuöſe*, wenn es angenehmer oder minder widrig zu nehmen iſt, eine Eigenſchaft, auf welche bey ſonſt gleicher Wirkung zweyer Mittel allerdings ein Werth zu legen iſt, denn auſserdem daſs eine Arzney, die übel riecht oder ſchmeckt, vom Kranken ohne und oft auch mit deutlichem Vorſatze vernachläſsigt wird, iſt die Luſt oder der Widerwille, mit welchen sie verſchluckt wird, an sich pſychiſcherweiſe von keinem geringen Einflusse auf deren körperliche Wirkung. Die Geburt dunkeler Gefühle, das *Zutrauen*, iſt zu den Mitteln eben ſo wichtig als zu dem Arzt; *öconomiſche*, wenn es minder koſtſpielig iſt. Dieſs iſt nicht nur bey Privatarmen und öffentlichen Anſtalten von groſser Erheblichkeit, ſondern auch bey Bemittelten, die zuweilen des lang anhaltenden Gebrauchs einer theuren Arzeney, ſo nöthig er auch ſeyn möchte, überdrüſsig werden, indem sie die Erwartung ihrer Wirkſamkeit nach dem Verhältnisse ihres Preiſes ſtimmen. Nur ſelten ſtieſs es mir auf, daſs Reiche, (und dieſs waren freilich übermüthige) welche im-

[illegible]

[illegible] haben. [illegible] etwa um genialisches Ansehen oder eindringlichen Eindruck zu machen, von seinem sichern Verfahren abweichen. In unserm heiligen Geschäft dürfen Laune, Veränderungstrieb und Modewechsel nicht wie bey unsern Kleidungen mit einsprechen. Man muſs nicht vergessen, daſs bey uns vom höchsten Wohl der Menschen die Rede ist, daſs die erprobte Erfahrung unsere einzige Stütze bleibt, und daſs

jede neue Unternehmung, ihr Erfolg mag einen noch so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit vor sich haben,, immer noch unter die Categorie von *Versuchen* gehört, deren zu erwartender Ausgang doch nie die Gewissheit mit sich führt, welche gehabten Anschauungen eigen ist.

Zweytens, die Analogie der Krankheiten. Wenn ein Mittel in einer gewissen Krankheit von ausgemachter heilsamen Wirkung ist, so werde ich bestimmt, in einer andern ihr analogischen von demselben gleichfalls Gebrauch zu machen. Diese analogische Leitung ist theils *leichter und sicherer*, theils *schwieriger und unsicherer* als die erste. *Sicherer*, bey solchen Krankheiten, deren nächste Ursache, von welcher sie sammt ihren Symptomen abhängen, uns aus Erfahrung und Beobachtung hinreichend bekannt ist. Sind wir nun im Besitz eines bewährten Mittels, welches diese nächste Ursache hebt, so können wir mit grosser Zuverlässigkeit dasselbe bey andern Krankheiten versuchen, welche mit jenen unter einer Klasse stehen, d. i. dieselbe nächste Ursache haben, obschon durch mancherley zufällige Verschiedenheiten in der Erscheinung von derselben abweichen. Haben wir ein Mittel, das die Peripnevmonie dadurch sicher heilt, dass es den phlogistischen Zustand aufhebt,

oder die Catalepsie dadurch, dafs es dem Nervenfyftem feine gehörige Stimmung ertheilt, fo können wir es mit moralifcher Zuversicht im erften Falle bey dem ganzen Gefchlechte der Entzündungskrankheiten und im letzten Falle bey allen Arten von Krämpfen anwenden; und darum auch *leichter*, weil wir bey den Krankheiten den Zufammenhang zwifchen ihrer nächften Urfache, wenn wir sie einmal kennen, und den widernatürlichen Symptomen, die sie erzeugt, gründlicher und deutlicher einfehen, als den zwifchen den wirkfamen Stoffen in den Heilmitteln und den Veränderungen, die sie in dem Körper hervorbringen; denn jene nächfte Urfache macht gleichfam das logifche Wefen der Krankheit aus, das wir felbft bilden, indem wir aus der ganzen Menge ihrer Zufälle diejenigen herausheben, von welchen sich die übrigen als Folgen herleiten lassen, sie ift alfo an sich felbft ein Gefchöpf des Verftandes; hingegen ift die Erkenntnifs von der Verbindung zwifchen den Arzeneyftoffen und ihren Wirkungen in dem kranken Zuftande blofs empirifch. Diefe Verbindung ift fo wenig einer vernünftigen Einsicht fähig als das Wefen irgend einer *urfprünglichen Kraft* in der Natur überhaupt, eines Ausdruckes, durch den wir zwar bisweilen das Anfehen haben wollen,

als gäben wir eine reelle Erklärung irgend einer vorhabenden Erscheinung, der aber in der That sonst nichts enthält als eine um nichts weiter führende formelle Bezeichnung eines Verhältnisses zwischen einer Ursache und einer Wirkung, ohne dass über den Grund dieses Verhältnisses der mindeste Aufschluss dargeboten wird. Jene arzeneyliche Wirkungen sind einmal für uns, wenigstens in den meisten Fällen, nichts als dunkele Affinitätsäusserungen, welche die Natur hier wie überall befehlrisch vorschreibt und der Vernunft alle Nachstellung zu deren Erforschung im voraus vereitelt; daher muss bey der Anwendung analogischer Mittel auf Krankheiten, in welchen wir ihre Wirkung noch nicht durch schon gehabte Anschauungen kennen, die Erwartung derselben mit vieler Schwierigkeit verbunden seyn, so wie es die Voraussehung aller Erfolge überhaupt ist, wo wir bey der Unternehmung bloss von einer eigentlich noch schwankenden Empirie ohne alle Zumischung von Vernunftgebrauch geführt werden.

Aber diess gilt freylich nur in dem Falle, wenn uns die nächste Ursache bekannt ist, d. i. uns wenigstens an sich als Symptom von der Erfahrung gegeben ist. Ist dieses nicht, und heilen wir, unbekümmert um dieselbe, bloss palliativ mit einem Mittel die vorhande-

nen Zufälle der Krankheit, so wäre es das ungereimteste Wagestück, zufolge der Analogie dasselbe Mittel wider dieselben Zufälle in einer andern Krankheit anzuwenden, indem, wie bekannt, eine und dieselbe widernatürliche Erscheinung aus gerade entgegengesetzten Ursachen ihren Ursprung haben kann, und ein Mittel, das einen Durchfall aus Atonie vermindert, muſs ihn vermehren, wenn er aus Ueberfüllung oder aus sonst einem reitzenden Stoff in den Gedärmen entsteht; was Krämpfe aus bloſser Schwäche hebt, muſs sie verschlimmern, wenn sie von Vollblütigkeit herrühren, und was Fieber aus reinen gastrischen Ursachen heilt, muſs sie tödtlich machen, wenn sie entzündungsartig sind. Also die Analogie der Krankheiten, die uns zum Versuchen bestimmt, muſs eine *gründliche* seyn, muſs auf die Gleichheit der nächsten Ursachen sich stützen.

Noch mehr, die nächste Ursache muſs durchaus als Symptom gegeben und durch die Erfahrung als solche berichtigt seyn; widrigenfalls, beruht sie bloſs auf einem von jenen willkührlich angenommenen Grundsätzen, an denen es leider die Sophistik in den neuern Zeiten nicht fehlen läſst, so bleibt es immer sehr gewagt, von einem Mittel, mit dem es in einer Krankheit gelingt, in einer andern

ähnlichen darum Gebrauch zu machen, weil wir ihr dieselbe nächste Ursache anhypothesiren, denn diese kann sehr wohl, ungeachtet der vorhandenen gleichen Erscheinungen doch eine ganz andere, vielleicht gar eine der hypothesirten entgegengesetzte seyn, so wie selbst bey der ersten Krankheit das Gelingen der Behandlung nur wenig für die angenommene nächste Ursache beweist, indem sehr leicht eine ganz fremde Statt haben und das angewendete Mittel, ohne dass wir es bemerken, eben wider diese seine Wirksamkeit äussern kann. Das Zusammentreffen falscher Lehrmeynungen mit richtigen Resultaten ist wahrlich in unserer Wissenschaft nicht seltener als in der ganzen Naturlehre überhaupt.

Und diess ist die Seite, von welcher, wie ich erwähnt, die Schlussart nach der Analogie der Krankheiten schwieriger und unsicherer ist als die nach der Analogie der Mittel; denn es giebt der Fälle nicht wenig, wo uns die Erfahrung in Ansehung der nächsten Ursache völlig ununterrichtet lässt, wir dieselbe nur muthmasslich oder nach entlehnten Lehren aus dem Gebiete anderer Wissenschaften festsetzen und wo unsere Kur bey allem Anstrich von Vernunftheit doch eigentlich nur empirisch und bloss wider die Symptome gerichtet ist, und hier bleibt immer die Anwen-

dung eines bewährten Mittels in Krankheiten von ähnlichen Symptomen, deren nächſte Urſache uns gleichfalls unbekannt iſt, ein ſehr unsicheres Unternehmen, da es sich auf nichts Reelles gründet, und das Mittel, welches in den vorhandenen Fällen *zufällig* die Symptomen gehoben, ſehr leicht in andern die verborgene nächſte Urſache derſelben begünſtigen kann. Bey dem Verfahren nach der Analogie der Mittel iſt dieſe Beſorgniſs ſchon weit geringer, denn bey dieſem kömmt es auf die Kenntniſs oder Nichtkenntniſs der nächſten Urſache der Krankheit gar nicht an, genug, wenn uns die wirkenden Urſachen in dem Mittel *a.* d. i. ſeine eigentlichen wider die Krankheit wirkſamen Beſtandtheile bekannt sind, ſo bleibt der Schluſs, daſs das Mittel *b.*, in welchem sich dieſelben Beſtandtheile finden, wider dieſelbe Krankheit eine gleiche Heilſamkeit äuſsern werde, wenn ſchon, wie ich oben auseinandergeſetzt, nicht ſtrenge bündig, doch höchſt wahrſcheinlich. Und nun genug, vielleicht ſchon zu viel über die Analogie Ihnen vorphiloſophirt; ich gehe weiter.

II. Der *zweyte* Beſtimmungsgrund Verſuche anzuſtellen iſt mir das vorhergegangene Verſuchen anderer Aerzte. Dieſes bloſse Nachahmen, ſo wenig Verdienſtliches es für

den Geist des Künstlers bey sich führt, wird ihm doch durch seinen Beruf zu heilen zur Pflicht, und ist ihm bey Treibung seines Geschäfts durchaus unentbehrlich. Es liegt oben auf, dass die Endlichkeit und Eingeschränktheit eines jeden einzelnen Menschen es erfordern, dass er sich der Gelegenheiten, der Talente und des Genies, welche andere besitzen und ihm versagt sind, zu Nutze macht, auch kann ja der Wachsthum der Kunst so wie jedes Gewerkes überhaupt auf nichts anders beruhen als auf der ausgebreitesten und erfinderischen Mitwirkung verschiedener Köpfe; aber bey dieser Leitung durch Nachahmung ist keine mindere, vielleicht gar eine grössere Vorsicht nothwendig als bey der analogischen.

Die Nachahmung ist entweder eine *vernünftige* oder eine *blinde.* Eine vernünftige, wenn die Urversuche selbst mit Einsicht ihrer Unschädlichkeit und des Zusammenhanges zwischen den Bestandtheilen des angewandten Mittels und seiner Wirksamkeit in der vorhabenden Krankheit verbunden waren, d. i. wenn sie selbst nach den obigen Gründen der Analogie angestellt worden sind. In diesem Falle giebt es freylich bey dem Nachversuchen eben so wenig Bedenkliches, als wenn wir selbst zuerst von jenen analogischen Gründen auf die Versuche geführt worden wären; und

noch weniger, indem die Beyſtimmung anderer in der Beurtheilung jener Gründe und der ſchon vorhergegangene günſtige Erfolg des Verſuchs uns in dessen Unternehmung noch sicherer machen. *Blinde*, wenn das Verfahren eines andern völlig ohne alle vernünftige Beurtheilung nachgemacht werden ſoll, wenn die Beſtimmungsgründe zu demſelben falſch, ſophiſtiſch, dunkel, uns nicht einleuchtend sind, wenn der erſte Verſucher ſelbſt gar keine hat, ſondern durch Zufall auf die Anwendung des neuen Mittels gebracht worden iſt, wenn er sie aus unanſtändigen Absichten vorſetzlich verſchweigt oder gar aus unwürdigen das Mittel ſelbſt als ein verſtecktes Geheimniſs dargiebt; in dieſem Falle führt das Nachverſuchen allerdings gar viel Bedenklichkeit mit sich. Das einzige, was uns zu demſelben bewegen kann, iſt die *Autorität*, und gerade in Anſehung dieſer bedarf es der äuſserſten Behutſamkeit, wenn deren Anerkennung nicht auf ein bloſses Vorurtheil hinauslaufen ſoll.

Die Eigenſchaften, welche einen Künſtler dieſes blinde Vertrauen von uns zu fordern berechtigen, und uns es ihm auf zweifelhafte Koſten des menſchlichen Wohls zu geben erlauben, sind meines Bedünkens keine geringern als folgende:

1. *Aechte Kunſtverſtändigkeit.* Nicht wie man dieſen Ausdruck im gewöhnlichen Sinne nimmt, daſs derjenige, der sie besitzt, Etwas von der Kunſt verſteht, ſondern er muſs die Kunſt ſammt ihren Grenzen in einem anſehnlichen Grade verſtehen, er muſs als verſtändiger Künſtler anerkannt ſeyn, als ein ſolcher, der vermöge ſeines Beobachtungsgeiſtes, ſeiner geſammelten Erfahrungen, ſeiner beſondern Seelenfähigkeiten und ſeiner nähern Bekanntſchaft mit den unſerer Kunſt verwandten Wissenſchaften die ſeinige mit Verſtand treiben kann und wirklich treibt. Ohne dieſe Eigenſchaften iſt jeder Anſpruch auf *blindes Zutrauen* bey den Nebenkünſtlern eitle Anmaſsung, ſo wie die Gewährung desselben wahre Verwegenheit. Ohne Beobachtungsgeiſt werden oft, mit dem beſten Vorſatze, die erheblichſten Umſtände, wenn sie nicht ſehr in die Augen fallen, überſehen, und andern unbedeutenden Nebendingen, die mit dem Weſen des vorhabenden Verſuchs in gar keiner Verbindung ſtehen, der wichtigſte Einfluſs in denſelben zugeſchrieben; in beyden Fällen, sieht man, muſs das Reſultat krüplicht, wo nicht gar falſch ausfallen. Ohne Vorrath von Erfahrungen im eigentlichen Sinne fehlt es der Kunſtübung überhaupt an ihrer wichtigſten Stütze und der Beurtheilung der Wirkung des

zu verſuchenden Mittels an dem erheblichſten Erforderniſs, an der genauen Erwägung ſeines Verhaltens in analogiſchen Krankheiten oder des Verhaltens analogiſcher Mittel in derſelben Krankheit; und ohne beſondere Geiſtesbildung und ausgebreitete Kenntnisse mangelt es dem Arzt von der gröſsten Geſchäftigkeit und der vorzüglichſten Fähigkeit zum richtigen Beobachten im Einzelnen, doch an den wichtigſten Hülfsmitteln gründliche Erfahrungen zu machen, die als allgemeingültige Norm zur zuverläſsigen Befolgung in der Kunſt aufgeſtellt, desgleichen an der ergiebigſten Quelle, aus welcher die Schätzung der Gründe, die zum Unternehmen eines Verſuchs beſtimmen, geſchöpft werden können.

2. *Reine Kunſt- und Wahrheitsliebe.* Wer verlangt, daſs ich ihm blindlings folgen ſoll, von dem muſs ich gesichert ſeyn, daſs er ſtrebt mich zum Ziele zu führen, überzeugt ſeyn, daſs er bey dem vollkommenſten Besitz der oben erwähnten Eigenſchaften, auch will was er kann, daſs Intereſſe für die Kunſt und das Wohl der Menſchheit ihm am Herzen liegt und Absichten keines Eigennutzes sich bey ſeinem Verfahren im Hinterhalte befinden; *keines*, er mag in dem ſo genannten feinern, in Befriedigung der Eitelkeit und der Ruhmſucht beſtehen, oder von der niedrigſten

baaren Art ſeyn; einerley. Die ſelbſtiſchen Leidenſchaften sind, obſchon die gewöhnlichen Sporn zu mühſamen Unterſuchungen und Nachforſchungen der Wahrheit, doch nur zu oft mächtige Störer und Irrleiter in denſelben, und die mächtigſten vielleicht in unſerer Kunſt, wo von der einen Seite der Gang unſers Geiſtes keinesweges auf dem Boden feſter Grundſätze geſchieht, und daher von der andern Seite die offenbarſten Irrthümer, die sie erzeugen, durch eine Menge Ausflüchte zu entſchuldigen, durch unzählige Vorwände ſogar zu beſchönigen wissen. Die Schuld des augenſcheinlichſten Miſslingens eines Verſuchs werfen sie bald auf einen hinzugekommenen vorher nicht zu erwartenden Zufall, bald auf einen nichts bedeutenden Fehler in dem Verhalten des Kranken, bald auf dessen Nachläſsigkeit in dem allerpünktlichſten Befolgen der Verordnungen, bald auf die unrichtige Bereitung des Mittels und zuletzt endlich auf eine, bey der Oefnung des Unglücklichen entdeckten, unheilbare Verletzung eines Eingeweides, die ſelbſt leider nur zu oft das Erzeugniſs des Heilverfahrens iſt. Es liegt einmal in dem Weſen dieſer Art Leidenſchaften alles aufzubieten, was nur einen Schein von Begünſtigung auf den Lieblingsgegenſtand wirft, und von allem, was denſelben benach-

theilt, ſey es noch ſo erheblich, noch ſo ſehr in die Augen ſpringend, die Aufmerkſamkeit zu entziehen. So machen sie den Menſchen anfänglich zum unwillkührlichen Betrüger ſeiner ſelbſt, und was das Schlimmſte iſt, wenn er endlich durch oft wiederholtes Fehlſchlagen zur Beſonnenheit und Erkenntniſs ſeines Irrthums gelangt, nicht ſelten zum vorſetzlichen anderer, denn es erfordert eine Seelengröſse, die eben nicht das Eigenthum vieler iſt, ſeine mit Wärme laut behauptete Meinung laut aufzugeben und öffentlich sich ſelbſt eines begangenen Fehlers zu zeihen.

Dennoch iſt der Eigennutz von der erwähnten feinern Art in unſerer Kunſt ſo wie überall erträglicher und minder ſchädlich als der niedrige, welcher sich bloſs auf groben Gewinnſt erſtreckt. Jener muſs in den Handlungen zu deren Unternehmung, ſo wie in den Meynungen, zu deren Behauptungen er treibt, von weit mehr Vorsicht geleitet werden als dieſer, auch iſt bey ihm die Wahrſcheinlichkeit des Zurückkommens von dem erzeugten Irrthume, wenn er erkannt wird, gröſser als bey dieſem. Bey Anſehen und Ruhm kömmt es auf deren Erhaltung vorzüglich an, und wem es bloſs um dieſe zu thun iſt, der muſs bedenken, daſs wenn es ihm auch gelingt dieſelben eine Zeitlang erſchli-

chenerweise zu geniessen, er den schon gehabten Genuss derselben in dem Augenblick wieder verliert, als die Stütze, auf welcher sie ruhen, zerfällt, als das Schädliche in seinem Verfahren, das Falsche in seinen Behauptungen aufgedeckt ist. Nicht so bey demjenigen, der ganz von Durst nach baarem Gewinn gespornt wird, was er einmal unrechtmässiger Weise erhascht hat das bleibt ihm, die Entdeckung seines Blendwerks kann ihn nur um das fernere Erhaschen bringen, aber was er einmal in der Tasche hat, ist ihm unentreissbar, und er fühlt daher eben so wenig das *Bedürfniss sich bey* seinen Handlungen um die strengste Wahrheit, um die genaueste Richtigkeit zu bekümmern, als dieselbe aufzugeben, wenn andere von deren Untauglichkeit überzeugt werden, und am wenigsten, wenn er es nur in sich allein ist. Ueberhaupt, mein Freund, ist derjenige, der *das* Verdienst lediglich in *den* Verdienst setzt, so wie als Mensch der geringsten Achtung, als Künstler des mindesten Vertrauens würdig.

Ich kann mich daher nur schwer zur blinden Nachahmung eines Versuchs ohne alle Selbsteinsicht entschliessen, wenn mein Vorversucher in dem Rufe eines Menschen von erwähnten unlautern Absichten steht; aber sogar in der Fähigkeit zu diesem Entschlusse

würde ich mir verächtlich vorkommen, wenn der Mensch scheulos sich selbst zu diesem Rufe laut bekennt, wenn er auf den Gebrauch seines Wundermittels einen bestimmten Preis setzt und unter keinem geringern seinen verschleyerten Seegen über das Menschengeschlecht verbreiten will. Zwar mindern Verdacht erregt diese freche Gewinnsucht, wenn die Krankheit, deren Heilung sie verspricht, zu der geringfügigern Klasse gehört, wenn das Uebel, dem abzuhelfen sie vorgiebt, in erträglichen Unbequemlichkeiten, Unbehaglichkeiten, Ungestaltheiten, als Finnen, Flechten, kupfrichten Ausschlägen u. s. w., oder in solchen Zufällen besteht, welche die vernunftmäfsige Kunst gleichfalls, aber langsamer, oder auch auf eine ungemächlichere Art überwindet, und das ausgebotene Wunder ein wohlschmeckendes, allenfalls auch schneller wirkendes Digestiv, Laxir, Magenstärkendes oder Blähungtreibendes Mittelchen ist; verdächtiger schon erscheint sie, wenn die Krankheiten, deren sichere Hebung sie ausruft, von der wichtigern, aber chronischen Art sind, schmerzhaft, aber ohne Gefahr, Gefahr drohend, aber selten sind, wie z. B. Zahnübel, gichtische Leiden, Wassersuchten, krampfhafte Zufälle, schwer heilende Geschwüre und Ausschläge, Krebs u. s. w.; aber dann muss der Verdacht, den sie

erregt, zur Ueberzeugung werden, wenn sie des Gewinstes halber der Welt ein Mittel vorenthält, welches ihrem Vorgeben nach wider die gefahrvollsten und allgemeinsten Plagen der Menschheit bewährt ist, und ungerührt Tod und Leiden um sich her wüthen sieht, und ohne baare Entgeltung die Hülfe, die ihr allein eigen ist, versagt. Was würden Sie von einem Menschen, wenn es einen solchen gäbe, denken, der im Besitz einiger Tröpfchen oder Pülverchen zu seyn glaubte, vermittelst deren er die uns allen gar nicht, oder sehr selten heilbaren Krankheiten und zwar gerade in dem Moment ihrer höchsten Gefährlichkeit, in dem Augenblick der Agonie, hebt und binnen einigen Stunden alle Gefahr abwendet, dem faulen, Nerven- und gelben Fieber, der Ruhr, der Schwindsucht, sogar der Pest alle Tödtlichkeit benimmt, und doch aus blossem Gewinntrieb, mit der allgemeinsten Verbreitung dieses Wunderwesens Wochen, Monate, Jahre lang zaudert und zaudert, bis seiner Habsucht hinreichend Genüge geschieht, nicht Engelsschwingen sich wünscht, um mit seiner mehr- als Engelsgabe von Stadt zu Stadt, von Weltgegend zu Weltgegend, von Krankenhaus zu Krankenhaus, von Kriegsheer zu Kriegsheer zu fliehen und die Menschen von ihrem unendlichen Elende zu befreyen? nicht

vom ersten Augenblicke seiner grofsen Entdeckung an der Nahrung, des Schlafes und aller physischen Bedürfnisse vergifst und nur zu dem einzigen Wonnegeschäft sich getrieben fühlt, dieselbe so schnell als möglich durch den Druck, durch Eilboten, durch Fernschrift unter die Menschen zu bringen, damit nicht die Tausende, die mit jeder Stunde Verzögerung auf dem Erdball dahin sinken, seinem Gewissen einst zur Last fallen? der anhaltend mit seinen Bedingungen knickert und nicht erwägt, dafs jedes Gute immer sich selbst lohnt, und vollends das seiner Art auch nie von andern, wenn es erkannt wird, unbelohnt bleibt? was würden Sie von einem solchen Menschen denken? — Was ich? — ich würde durchaus nicht an seinem vorgegebenen Glauben glauben, so oft und so laut er ihn auch betheuerte. Die Achtung vor der Würde des Geschlechts und dessen Natur lafst die mögliche Vorstellung eines solchen Menschen nicht in mir aufkommen, der wirklich ein solcher physischer Heiland zu seyn wähnt und dennoch dem überregen Triebe zur Ausübung seines allbeglückenden Vermögens die gröfste Ausdehnung zu geben, durch die kalten Eindrücke des gröbsten Eigennutzes Einhalt zu thun im Stande ist; ich wäre sicher, dafs er selbst von der Falschheit seiner Vorgabe, wenigstens in

ihrem ganzen Umſange, innigſt überzeugt ſey, und daſs er, vielleicht von einem ſchlaffen theoretiſchen Gewebe verleitet, von ſeinem Mittelchen hier und da heilſame Wirkung vermuthet und bey ſeiner pomphaften Verkündigung desselben bloſs die Fröhnung ſeiner Habſucht auf Koſten einiger Hintergangenen zum Zwecke habe. Es iſt, dünkt mich, der Vernunft und der natürlichen Gemüthsmilde angemessen, unter zwey Beſchuldigungen eines Menſchen: des Betruges oder der Unmenſchlichkeit, jene als die wahrſcheinlichſte anzunehmen.

Sie ſehen, daſs ich bey meiner Art zu denken *keinem* Geheimniſskrämer den Anſpruch auf Autorität, noch ſeinem Geheimniſs den Anſpruch auf Vertrauen zu ſeinen Kräften einräumen kann. Doch muſs ich freylich hinzuſetzen, daſs ich mit der Anwendung des letzten keinen Anſtand nehme, wenn es sich einmal während einer Reihe von Jahren unter den Händen gebildeter, rechtſchaffener und vortrefflicher Künſtler auf eine entſchiedene Weiſe heilſam gezeigt hat; alsdann aber iſt der Gebrauch desselben nicht als ein Verſuch, am wenigſten als ein Nachverſuch des Eigenthümers anzuſehen, ſondern es iſt die ſchlichte Anwendung eines freylich noch unbekannten Mittels, die sich aber auf die Zuverläſsigkeit entſchiedener Erfahrungen gründet.

3. *Die völlige Unparteylichkeit in Ansehung des Resultats der Versuche.* Bey der reinsten Liebe zur Wahrheit findet sich doch in manchem Gemüthe eine dunkele Vorliebe für eine gewisse Wahrheit, ein stiller Wunsch, dass gerade diese, zur Unterstützung eines beliebten Systems, zur Bestätigung einer geäusserten Behauptung, zur Begünstigung einer gefassten Meynung sich darstellen möchte, und dieses vermindert immer schon den Grad des Zutrauens zu der Richtigkeit und Genauigkeit des Versuchs; denn so dunkel und so still jene Vorliebe, jenes Verlangen in der Seele liegen mag, so sind sie doch immer Neigungen, Geschöpfe des Gemüths, die immer das Auge des Beobachters mehr oder weniger blenden, die Hand des Versuchers mehr oder weniger irre leiten. Wahr ist es, in dem völlig wilden Versuchen, das auf das Gerathewohl ohne alle Vermuthung, ohne alle Ahnung eines sich zu ergebenden Resultats, nach welchem man zielt, unternommen wird, ist durchaus nichts Verdienstliches, was dadurch herausgebracht wird, kann als blosser Fund von grossem Nutzen, aber nie als Erfund von Werth seyn, und der Unternehmer, dem es gelingt, kann auf Verwunderung wegen seines Glückes, aber nicht auf Achtung wegen seiner Fähigkeit Rechnung machen; aber diese Vermu-

thung, diese Ahnung muss das Werk der uninteressirten Vernunft seyn, ihr allein steht bey Forschung nach Wahrheit das Recht zu, wenn es nicht anders seyn kann, auch nach unvollständigen halb klaren Gründen, die bald aus der entferntesten Vergleichung ähnlicher Fälle, bald aus schwacher Analogie, bald aus geringen Graden von Wahrscheinlichkeit ihren Ursprung haben, dieselbe zu verfolgen und durch vorsichtige Ausübungen ihre Schritte auf eine praktische Weise zu sichern; in dem Bezirke des Gemüths hingegen laufen diese Halbschlüsse bloss auf Neigung und Wünsche hinaus, die eigentlichen Feinde aller Parteylosigkeit.

III. Endlich giebt es einen Fall, in welchem ich ohne auf die Einschränkungen, welche die Gründe der Analogie und der Autorität auflegen, Rücksicht zu nehmen, muthvoll Versuche anstelle, und dieser ist, wenn die höchste Noth eintrifft und der Zustand, in *welchem nichts mehr zu verlieren ist*, die Gründe zu deren Unternehmung hergiebt, wenn nämlich die Krankheit den Grad der Gefahr erreicht hat, wider welchen das Unvermögen der Kunst entschieden ist, wenn das Uebel an sich von der Art ist, dass es allem bisher bekannten Widerstand trotzt und entweder den Tod schnell hervorbringt, oder

durch seinen unaufhaltsamen Wachsthum allmählig zwar, aber den gewissen Untergang herbeyführt, oder wenn es mit ununterbrochenen heftigen Schmerzen verbunden ist, die das Leben unerträglich machen und deren Hebung oder Milderung außer der Macht unsers Mittelvorraths steht; dahin gehören alle bösartigen Fieber in dem höchsten Stadio ihrer Malignität, Auszehrungen in dem letzten Zustande ihrer Colliquation, lange gedauerte Brustwassersucht, welche mit jeder Stunde das Leben qualvoller macht, offener Krebs, verjährter Gesichtsschmerz u. s. w. In allen diesen und ähnlichen Fällen wäre es übertriebene Besorglichkeit, welche die Vernunft selbst als pflichtwidrig verwirft, sich bey Versuchen jeder Art von jenen peirasmologischen Regeln die Hände binden zu lassen, und wenn der längst anerkannte Satz wahr ist, daſs man in bedenklichen Fällen, wo es der Kunst an zuverläſsiger Hülfe mangelt, lieber nach einem zweifelhaften Mittel greifen, als gar nichts thun soll, so muſs, wenn dieser Kunstmangel sich bey einer sehr hohen schwer abzuwendenden Gefahr findet, selbst das verzweifeltste Mittel willkommen seyn. — Aber eine andere Art von nicht geringer Vorsicht ist auch hier von äuſserster Nothwendigkeit, die darin besteht, daſs man nicht zu voreilig die

vorhabende Krankheit in die Klasse der unheilbaren wirft, den Unglücklichen nicht zu schnell für unwiderruflich verlohren nimmt und seinen leidenden Zustand nicht nach dem Maaſse unsers Gefühls für schlechterdings unerträglich hält. Wir müssen die Schranken der Kunst auch nicht zu enge ziehen, kein Einzelner unter uns kann die Gränzen der seinigen für die Gränzen der Kunst überhaupt ansehen, was er nicht vermag, vermag vielleicht der Rath eines andern oder dritten, der gerade in der Behandlung einer gewissen Krankheit von tieferm Blick und besser unterrichtet ist; *ferner, ein Mittel,* welches man noch so häufig in dem Verlauf einer Krankheit vergebens angewendet hat, kann, wie die Erfahrung oft genug zeigt, nach einer Pause zu einer andern Zeit dennoch sehr wirksam seyn; auch darf die Thätigkeit der guten Natur nicht auſser Acht gelassen werden. Man muſs bedenken, (und wem von uns Ausübenden ist die Erscheinung nicht zur gröſsten Verwunderung vorgekommen?) daſs sie zuweilen chronische Uebel, bey denen wir erschöpft schon lange die Hände im Schooſse gehalten, durch allmählige im Stillen bewirkte Umwälzungen in der Oeconomie des Körpers auf immer hebt; endlich müssen wir das uns am gräſslichsten scheinende Leiden nicht immer

in andern als gleich unaushaltbar voraussetz
Die Liebe zum Seyn ist bey gar vielen M
schen in einem überschwenglichen Grade,
Gewohnheit macht gegen die heftig
Schmerzen duldsam und verstärkt öfters
Erstaunen gerade durch dieselbe die Anh
lichkeit am Leben. Ich habe einen siebe
jährigen Mann gekannt, der wegen einer
mer zunehmenden Schwäche, Tag und N
anhaltenden Hustens mit eitrichtem stin
dem Auswurfe und Engbrüstigkeit zur I
aller Seinigen sechs ganze Jahre ein
volles und allem Scheine nach völlig ge
leeres Leben im Bette zubrachte, und a
zum Sterben kam, mit kindischen Thr
um noch einen Aderlass als Rettungsve
bat; eine Frau, welche eine lange Reihe
Jahren an dem heftigsten, aller Kunst tro
den, nur von einer Stunde Schlaf zuw
unterbrochenen Gesichtsschmerz litt, und
während der Zeit einigemal schwanger v
und mehrere Freuden des Lebens h
musste, da der Gedanke es zu verliere
der schrecklichste war; und noch eine an
welche abzehrend die gräßlichsten Marter
nes scheußlichen offenen Brustkrebses du
und doch einen solchen Werth auf das L
legte, dass sie bey der leisesten Erwäh
von Todesgefahr sich entfärbte, ihre we

Kräfte täglich auf ein stattliches Anputzen verwendete, und das Selterwasser durch ein Röhrchen einschlürfte, weil es, wie sie gehört, die Schönheit der Zähne verderben soll. Daher, dünkt mich, muss es Maxime seyn, selbst in den verzweifeltsten Fällen einen heroischen gefahrvollen Versuch nur unter der Beystimmung des Kranken, wenn es sein Bewusstseyn erlaubt, zu unternehmen, indem die Befugniss mit dem Leben zu schalten, lediglich dem zusteht, welchen zu dessen Schäzzung das Selbstgefühl berechtigt.

Lassen Sie uns nun von dem bisher Auseinandergesetzten auf unsern eigentlichen Gegenstand, auf den Versuch mit der neuen Impfungsart, die Anwendung machen, und ich will hören, ob Sie mich nicht, nach der Norm, die ich mir einmal beym Versuchen in unserer Kunst vorgeschrieben, vollkommen entschuldigen, wenn ich anstehe, die mir und allgemein so sehr bewährte humane Einimpfungsart zu verlassen und an deren Stelle die brutale zu wählen, oder irgend jemanden zu diesem Tausche meinen Rath zu ertheilen. Die neue Einimpfung hat eine zwiefache Seite, von welcher ihr Werth in Erwägung

gezogen werden muſs: *Erſtlich*, ob sie wirklich wider die natürlichen Blattern *auf immer* ſchützt? und *zweytens*, ob sie, ſchützt oder nicht ſchützt, nicht anderweitige nachtheilige Folgen hat, die sich, wenn auch nicht auf der Stelle, doch ſpäterhin und vielleicht während der ganzen Lebenszeit sich äuſsern und weit gröſsern Schaden als die ganze Blatterkrankheit anrichten? *Jene* iſt allerdings die minder wichtige Seite, indem, auſser der getäuſchten Erwartung, nichts dabey verloren iſt, wenn das ganze Unternehmen vergeblich war, auch wird dadurch die Freyheit nicht aufgehoben, zur völligen Sicherheit gleich, oder lange nachher die gewöhnliche Einpfropfung anzuſtellen; *dieſe* hingegen iſt von der gröſsten Erheblichkeit, indem die Unſchädlichkeit eine unumgänglich nothwendige Bedingung bey jedem Verſuche iſt, und was in unſerm Falle eigentlich das Schlimme iſt, die Bürgſchaft für dieſelbe kann uns ſchlechterdings durch nichts geleiſtet werden, als durch die genaue Beobachtung während des Verlaufs wenigſtens einer ganzen Generation.

Denn geſtehen werden Sie mir doch, daſs die ganze Operation in beiden erwähnten Rückſichten noch immer unter der Categorie von bloſsen *Verſuchen* ſteht, deren Reſultat noch auf keine Weiſe beſtimmt entſchieden

ist. Nicht einmal entschieden, dass durch dieselbe, und wenn sie statt der vorgegebenen funfzig tausendmal, millionenmal wiederholt wäre, die Empfänglichkeit für die Blatterkrankheit in dem menschlichen Körper *gänzlich* ausgerottet werde. Sie ist ganz und gar nicht so ungereimt die geäusserte Besorgniss mancher, dass durch die neue Impfungsart diese Empfänglichkeit nicht auf immer gehoben, sondern nur auf eine Zeitlang unterdrückt werde. Es giebt ja der Fälle überhaupt nicht wenige, wo die Wirksamkeit mancher verborgenen Krankheitsstoffe im Körper durch die Kunst zuweilen auf eine beträchtliche Zeit gehemmt wird, und endlich doch, oft nur mit desto grösserer Macht, hervorbricht, und vollends bey den Blattern, so wie bey allen ansteckenden Krankheiten, wo die nächste wirkende Ursache eine äussere ist, ist es doch hinreichend bekannt, dass die Empfänglichkeit für dieselben viele Jahre abwesend und dann zum Vorscheine kommen kann. Worin diese wunderbare Erscheinung besteht, was eigentlich die nächste disponirende Ursache, die immer eine innere ist, ausmacht? wird uns zwar immer, und besonders bey den Blattern, ein Räthsel bleiben; aber höchst wahrscheinlich ist es mir, dass sie in einer gewissen Beschaffenheit der Säfte be-

ſteht, welche ihre Affinität zu dem anſteckenden Miasma begünſtigt. Gehen sie nun zufolge dieſer Verwandtſchaft die Verbindung mit demſelben ein, ſo wird die Krankheit erzeugt, eine Erſcheinung, die mit der des Aufbrauſens zu vergleichen iſt, welche bey der Verbindung des kohlenſauren Alkali mit einer Säure entſteht. Bey den meiſten anſteckenden Krankheiten ſcheint dieſe Verbindung nicht von beſtändiger Dauer, die Affinität, auf welche sie sich gründet, nicht die gröſste zu ſeyn. Eine veränderte Beſchaffenheit der Säfte kann das Miasma ganz vernichten, oder durch eine neue herbeygeführte gröſsere Affinität desselben zu einem andern Stoffe jene völlig aufheben, die Säfte befänden sich alsdann von dieſer Seite wiederum in einem freyen Zuſtande und können bey einer wiederholten Gegenwart des Miasmas von neuem mit demſelben in Verbindung treten, und die Krankheit kann mehrmals zum Vorſcheine kommen; nur von dem Blattermiasma lehrt die Erfahrung, daſs dessen Verwandſchaft zu den Säften unſers Körpers, wenn sie einmal in Wirkſamkeit geſetzt iſt, die gröſste iſt; sind dieſe einmal mit dem Blatterſtoffe geſättigt, ſo kann keine Beſchaffenheitsänderung eine neue Affinität herbeyführen, welche ihnen denſelben raubt und sie frey macht,

und sie können daher so wenig in eine nochmalige Verbindung mit demselben treten, als ein Alkali in einem mit einer Säure gesättigten Zustande mit derselben Säure eine Effervescenz erregen kann. Die Krankheit kann folglich nur einmal Statt haben. Das einzige sichere Zeichen der völligen Sättigung in unserm Falle ist bis jetzo für uns nur die wirkliche Erscheinung der Blatterkrankheit. Nun läſst sich wohl ohne Widerspruch die Möglichkeit eines Mittels denken, welches durch Stiftung einer neuen stärkern Verwandschaftsverbindung zwischen den Säften und irgend einem Stoffe ihre Affinität zu dem Miasma der Blattern *auf immer* tilgt; aber geben Sie mir auch die Möglichkeit zu, daſs diese neue Affinität nicht die gröſste ist, sondern daſs bey Gelegenheit irgend einer Veränderung im Körper wiederum eine neue gröſsere zwischen jenem Stoffe und einem dritten erzeugt wird, wodurch also die Säfte wiederum entbunden und zur ersten oder mehrmaligen Verbindung mit dem erwähnten Miasma fähig gemacht werden. Sie müssen mir ferner zugestehen, daſs das wirkliche Zerstören einer Empfänglichkeit *auf immer* nur durch eine Erfahrung, die das *Immer* zum Umfange hat, berichtigt werden kann, und, wie gesagt, bis jetzo hat sie uns diese gänzliche Zerstörung bey den

Blattern nur von der natürlichen und der durch Einpfropfung menſchlichen Pockengifts erregte Erſcheinung derſelben vollkommen gelehrt.

Wenn daher auch dem Vorgeben nach unzählige Beobachtungen es beſtätigen, daſs kurz nach überſtandenen Kuhpocken die humane Einimpfung fruchtlos iſt, ſo beweiſen ſie doch nicht im mindeſten, daſs nicht während der ganzen Lebenszeit des Menſchen irgend eine nicht einzuſehende Veränderung der Säfte ihnen zugleich die Empfänglichkeit für das Blattergift überhaupt wiederum ertheilt, und ich kann es nicht leugnen, daſs ich den ganzen Schwall von Impfungsſchriften und Schriftchen, mit denen man ſeit kurzem aus allen Winkeln her überſchwemmt wird, und die ſonſt nichts enthalten, nichts enthalten können als die Wiederholung derſelben Erſcheinung: daſs auf die Einimpfung mit dem Brutalgift die Kuhpocken wirklich entſtanden und die nachherige humane Einimpfung ihren Zweck verfehlte: für etwas ſehr Luxuriöſes halte, indem ſie uns in Anſehung der Sicherheit wider die Infektion *auf immer* nicht um einen Schritt weiter bringen. Zwar will man wiſſen, daſs die an den Kuhpocken gelittenen Melker in einer Zeit von dreyſsig Jahren weder von den natürlichen noch von den

künſtlichen Pocken angeſteckt worden wären; aber Sie müssen es ſchon meiner Denkungsart zu gut halten, wenn mein Vertrauen zu dem genauen Beobachtungsgeiſte und ſorgfältigen Beobachtungswillen Ihrer Landpächter in Anſehung medicinifcher Gegenſtände, die ihre Knechte betreffen, viel zu geringe iſt, um deren Bemerkungen, die unſtreitig wichtige Veranlaſsungen zu kunſtmäſsigen Beobachtungen und Verſuchen abgeben können, ſelbſt als Beobachtungen auf die Kunſtſchale zu legen, mit welcher die Zuverläſsigkeit einer neuen Verfahrungsart gewogen werden ſoll.

Vollends unentſchieden aber iſt das Reſultat in der zweyten viel wichtigern Rückſicht, welche die Sicherheit vor andern nachtheiligen Folgen betrifft, die durch Verpflanzung eines völlig unbekannten Stoffes, der Jauche eines thieriſchen Geſchwürs in die Säfte, dem menſchlichen Körper zugezogen werden kann, wenn ſchon dieſelbe, in Anſehung dessen ich eigentlich noch gar nicht zweifelsfrey bin, unmittelbar nach der Operation nicht zum Vorſchein kommen. Nennen Sie dieſes nicht eine zu peinliche Beſorglichkeit; denn wo iſt hier die Unmöglichkeit, daſs dieſer fremde Stoff sich als *wirkende Urſache* in allmählicher Thätigkeit zur Erzeugung irgend einer Widernatürlichkeit im Körper auf-

und Eigenschäften des Bleyes ganz fremd wären, und wir von demselben nichts wüſsten, als aus Erfahrungen von einigen Jahren, daſs sein innerer Gebrauch diese oder jene Krankheit hebe, thäten Sie wohl, wenn Sie sich dessen ohne alle Besorgniſs bedienten? und wenn diese seine Heiltugend darin bestünde, daſs es die Pockenempfänglichkeit ausrottete, thäten Sie wohl, wenn Sie den Gebrauch dieses Successionspulvers allgemein verbreiteten und unsere ganze künftige Generation der Auszehrung übergäben? Und wer haftet uns dafür, daſs dieser Eiter nicht eine ähnliche die Gesundheit untergrabende Rolle in unserm Körper spielt? — Sagen Sie mir nichts von jenen schwankenden, zerstreuten und krüppelichten Bemerkungen, deren man sich jetzt so halb erinnern will seit dreyſsig oder vierzig Jahren gemacht zu haben; denn ich wiederhole es noch einmal, bey aller groſsen Achtung, die ich für die tiefe landwirthschaftliche Kenntniſs Ihrer Gutsbesitzer habe, vermag ich es doch nicht über mich, ihnen das in unserer Kunst so vorsichtig zu ertheilende Vertrauen zu ihrem Beobachtungsgeiste in Ansehung arzeneylicher Verhältnisse ihrer Gesinder zu verleihen. Ich kann mich nicht bereden, daſs diesen Herren die Erscheinung der Kuhpocken bey dem Menschen, von Seiten

der Menschlichkeit sowohl als von Seiten der Kunst so sehr am Herzen lag, dass sie, wie es doch eigentlich nothwendig gewesen wäre, das Leben aller ihrer Knechte und Mägde von dem ersten Augenblicke ihrer Ansteckung an mit sorgfältiger Genauigkeit verfolgt und mit angestrengter Aufmerksamkeit den ganzen Gesundheitszustand dieser Dienerschaft während dieser vierzig Jahre beobachtet hätten, dass es sie interessirte mit Emsigkeit nachzuforschen, ob keiner derselben Krankheiten von ungewöhnlicher Art unterworfen wurde, keiner an seiner Lebenskraft und körperlichem Wohl einen *Abgang* verspürte, keiner in einem grösseren Grade als sonst Ausschlägen ausgesetzt war, keiner an Augenentzündungen, an Verhärtungen in den Eingeweiden, an scrophulöser Schärfe sammt ihren Folgen von mancherley Gestalten mehr als sonst Leute seiner Art zu leiden hatte, keins von den Frauenszimmern den weissen Fluss oder andere ausserordentliche weibliche Ungemächlichkeiten ausstehen musste, oder überhaupt nicht mehrere derselben von der gewöhnlichen Lebensdauer etwas einbüssten. Dieses hätte geschehen müssen, wenn die Berichte Ihrer Eigenthümer oder Pächter einigermassen zur Grundlage der Sicherheit bey unsern Versuchen hätten dienen sollen; dass es aber nicht

geschehen ist offenbar, indem nicht nur von einer solchen gehaltenen Lebenscontrolle durchaus keine Erwähnung geschieht, sondern die Herren selbst wichen sogar der Gelegenheit zu diesen wichtigen Erfahrungen sehr gern aus, da sie, seitdem die Ansteckung der Kuhpokken ihnen bemerkbar wurde, keiner Melker sich bedienten, die nicht schon die ächten Pocken überstanden, ein Umstand, der mir, im Vorbeygehen gesagt, überhaupt die angegebene grosse Anzahl der Pächterbeobachtungen sehr verdächtig macht. Noch mehr, selbst das Zeugniss jener Aerzte in Ansehung des erwähnten Punkts, deren Beschäftigung mit demselben schon zwanzig Jahre dauern soll, ist mir noch nicht von grossem Belange, denn auch von ihnen wird kein solcher erforderlicher Verlauf des Gesundheitsverhaltens *aller* Angesteckten (einiger würde nicht einmal etwas entscheiden) angegeben, und ich muss Sie schon wieder wegen meiner Bedenklichkeit um Verzeihung bitten, wenn ich es ein wenig auffallend finde, dass Künstler so lange ganz im Stillen mit der Untersuchung und Beobachtung eines so äusserst erheblichen und der Menschheit so interessanten Gegenstandes ernstlich umgehen und erst im zwanzigsten Jahre der Welt Notiz davon ertheilen sollten. Das zufällige Verschwiegenbleiben einer so allgemein wichtigen

Sache ist mir eben so unwahrscheinlich als lieblos das vorsetzliche Verschwiegenhalten wäre. Der immer rege Trieb den Menschen nützlich zu seyn, muss meines Erachtens jeden Arzt, der das Glück hat, auf die Entdeckung eines Verfahrens zu stossen, dessen Einfluss auf das Wohl des ganzen Geschlechts so übergross ist, vom ersten Augenblick der Entdeckung an in der peinlichsten Unruhe erhalten, bis er die allgemeinste Verbreitung derselben veranstaltet, freylich nicht als etwas Entschiedenes, wohl aber als etwas zu Entscheidendes und zwar von mehreren Köpfen unter verschiedenen Lagen und Umständen, unter verschiedenen Himmelsstrichen und Verhältnissen zu Entscheidendes; wie viel ging durch jenes Zaudern verloren? wie viel weiter wären wir schon ohne jenes Säumen in der Aufklärung über diesen Inoculationspunkt? — Kurz, das Vermögen eine so grosse erkannte, oder auch nur vermuthete Wohlthat zwanzig ganzer Jahre geheim zu halten, scheint mir eine unbegreifliche Kaltmüthigkeit vorauszusetzen, die ich keinem menschlichen Herzen zutraue, eher befiehlt mir die Vernunft, in die ächte Genauigkeit jener vieljährigen Bemühungen einigen Zweifel zu setzen und anzunehmen, dass die Aerzte, welche zuerst mit der Bekanntmachung der neuen Einpfropfungs-

art auftraten, sich selbst lange vorher nicht um dieselbe auf eine gehörige kunstmäfsige Weise bekümmerten und aus zu gutem Willen, oder zu raschem Eifer für die möglich gute Sache einer seit vielen Jahren herrschenden Volksmeynung den Werth wirklicher Erfahrungen zugestanden, um ihre eigene nachherige in der That reelle Beobachtungen und Versuche darauf zu stützen. Kenne ich doch unter uns Anhänger der neuen Inoculationsart, die sich nicht scheuen ihren Unwillen laut darüber zu äufsern, dafs auch die mifslungenen und verunglückten Impfungsoperationen hier und da öffentlich bekannt gemacht werden! und doch sind sie in diesem Punkte blofse Anhänger, kunstlose Nachahmer; warum sollte keine mindere Parteylichkeit nicht bey denen zu besorgen seyn, die als Entdecker und Einführer dieses ihres Lieblingsgegenstandes zuerst erschienen?

Sie sehen aus dem bisherigen, lieber *Dohmeyer*, warum ich mich in Ansehung der völligen Sicherheit vor künftiger Ansteckung sowohl, als in Ansehung des mittelbaren entfernten Nachtheils bey der neuen Inoculationsweise nicht hinreichend beruhigt fühle, warum es mir noch an vollständigen Gründen mangelt der fast an Vermuthung gränzenden Möglichkeit, dafs der Kuheiter in den mensch-

lichen Körper verpflanzt, als eine ſchädliche wirkende oder diſponirende Potenz sich daſelbſt verhalten könne, einen merklichen Grad von Unwahrſcheinlichkeit entgegen zu ſetzen, und warum ich mich daher vor der Hand noch nicht beſtimmen kann dieſer Verpflanzung meine Beyſtimmung zu geben.

Und es iſt wahrlich weder die Veranlaſſung zu jenem beunruhigenden Gefühl, noch jene Vermuthung, an welcher ich die erwähnte Möglichkeit gränzen laſse, aus den Wolken gegriffen; ich werde vielmehr, freylich auf eine dunkele Weiſe, durch Thatſachen zu beyden bewogen. Es fehlt nicht in den franzöſiſchen und ſelbſt engliſchen Schriften über den ſtreitigen Punkt an einzelnen Beyſpielen, wo nach überſtandenen inoculirten Kuhblattern die menſchlichen durch Einpropfung oder auch durch natürliche Anſteckung wieder entſtanden sind; von einem Kinde lieſt man ſogar in öffentlichen Blättern, daſs es vier Wochen nachher an den letzten geſtorben. Bedenkt man nun, daſs, nach dem Eifer, mit welchem die Anhänger der neuen Inoculationsart dieſelbe anpreiſen zu ſchlieſsen, sie eben nicht ſehr beſtrebt ſeyn werden, ähnliche sich ereignete Miſsrathungen laut zu verbreiten, ſo iſt wohl die Beſorgung, daſs ihnen *vielleicht* wirklich mehrere derſelben sich zuge-

tragen, deren Bekanntmachung sie nur als ungünstig der Beförderung ihrer vermeinten guten Sache uns vorenthalten, nicht als ganz grundlos anzusehen. Aber wenn dieses auch nicht wäre, so geben schon jene wenigen Beyspiele doch hinreichenden Anlass zur Muthmassung, dass die Kuhblattern keine völlig sichere Schutzwähre wider die menschlichen und überhaupt kein so ganz gleichgültiger unschuldiger Stoff im menschlichen Körper sind. Man muss sich nur von der grossen Menge Tausenden, die man mit denselben eingeimpft zu haben vorgiebt, nicht irre machen lassen; denn bey wie wenigen von dieser imponiren sollenden Anzahl ist wohl zur Probe die Wiederholung der humanen Einpfropfung nachher vorgenommen worden? nur bey einigen hier und da hört man, und unter diesen Einigen sind schon die Einige, bey denen sie wirklich angeschlagen, nichts unerhebliches.

Ich kenne eine Stadt, in welcher zu der Zeit, da noch kaum über hundert Kuhblatterimpfungen angestellt worden waren, unter diesem Hundert sich mehr Fälle von Bedenklichkeit zugetragen haben, als bey der gewöhnlichen Impfung unter Tausenden sich zu ereignen pflegen:

1. Bey sehr vielen hatte die Einimpfung gar nicht gefasst.

Bey verschiedenen sind nachher auf die gewöhnliche Inoculation und durch die natürliche Ansteckung die Menschenblattern und zwar bösartig, wirklich erfolgt, an denen sogar eins starb.

Bey einigen sind unmittelbar nach den Kuhblattern Ausschläge besonderer Art erschienen, welche die Impfärzte in Unruhe setzten und sie bestimmten allen ihren Impflingen auf eine Zeitlang die freye Luft zu untersagen.

Verschiedene litten bey dem Ausbruche wirklich an einem heftigen gefahrvollen Fieber mit Irreden und einem ganz sonderbaren, Arzt und Eltern auffallenden fremden Benehmen.

Ein Kind ward unmittelbar nach überstandenen Kuhblattern von scrophulösen Verhärtungen, von welchen vorher keine Spur bey ihm war, am Halse befallen, mit welchen es sich ein ganzes viertel Jahr zu quälen hatte.

Zwey Kinder starben während der Blattern, welches man freylich auf Rechnung einer sich hinzudrängenden fremden Krankheit zu schreiben suchte, die man aber eigentlich gar nicht anzugeben wuſste.

Ein vierthalbjähriger vollkommen gesunder Knabe, der weder an Würmern noch an

Zähnen, noch sonst an einer Kränklichkeit litt, fiel drey Wochen nach der Inoculation ohne alle zu vermuthende Ursache plötzlich in heftige Zuckungen, in welchen er nach einigen Stunden starb.

Ich bin weit entfernt diese Unfälle mit Gewissheit als Folgen der Impfung anzusehen; aber dass sie billig Bedenklichkeit erregen müssen, scheint mir doch wahrlich ausser allem Zweifel. Es ist doch, werden Sie mir gestehen, etwas Befremdendes, dass gerade unter der geringen Anzahl von hundert auf einerley Weise behandelten Kindern der Zufall so viele Misslichkeiten hineingeschoben haben soll. Bey der gewöhnlichen menschlichen Einpfropfung ist sein Betragen in der That weit glimpflicher. Ich zähle nun fast an fünfhundert meiner Geimpften und kann wohl sagen, dass mir bis jetzo noch nicht ein einziger Unfall von irgend einer Art begegnet, und ich kann es nicht leugnen, träfen mich unter Tausend so viele Missfälle als unter jenem Hundert, ich würde vielleicht das fernere Impfen ganz aufgeben, wenigstens es nicht mit der Zuversicht unternehmen, von welcher mein Muth bis jetzo immer begleitet ward; mit Zittern würde ich jedesmal die Lanzette ergreifen, weil ich nicht zu mir sagen könnte: mit diesem Stiche entfernst du gewisslich von

einem Menſchen eine tödtliche Krankheit, entreiſseſt ihn einer wahrſcheinlichen Verunſtaltung, entrückſt die beſorglichen Eltern der ununterbrochenen Angſt ihren Liebling von dem nicht ausbleibenden Feind überraſcht, weggerafft oder verunſtaltet zu ſehen. — Doch es kömmt hier auf die ſubjektiviſche Bedenklichkeit nicht an, genug, die wenigen ungünſtigen Erſcheinungen, welche die Erfahrung gezeigt, zuſammengenommen mit dem auf bloſse Vernunft gegründeten, allenfalls nicht *Verdacht*, ſondern nur *Zweifel* wegen der künftigen übeln Folgen des gegenwärtigen Kuheiters im menſchlichen Körper, dessen Löſung das anfangende achtzehnte Jahrhundert durchaus dem sich endigenden überlassen muſs, machen es äugenſcheinlich, daſs die Anwendung der thieriſchen Impfung vor der Hand noch keinesweges ein entſchiedenes sicheres Heilverfahren iſt, ſondern zu der eigentlichen Klasse von bloſsen Verſuchen gehört; deren Erfolg uns ganz fremd iſt, und sie aus dieſer Klasse zu heben sind, wie ich ſchon geſagt, unendliche gegenwärtige Wiederholungen nicht im Stande, und wenn der ganze Erdball mit noch ſo viel Bällen von Büchern und Aufſätzen und Zeitungsverkündigungen von den angeſtellten glücklichen Brutalimpfungen belaſtet wird, ſo wird die

Beforglichkeit wegen der Sicherheit vor den entfernten Folgen doch nicht um ein Haar breit weiter hinausgefchoben. Sie können alle nur einerley Inhalts feyn: man habe nämlich Hunderten und abermal Hunderten den Kuheiter beygebracht, sie haben die Kuhblattern erhalten und sind unmittelbar darauf keiner Anfteckung von Menfchenblattern fähig gewefen; aber was nun dann? — ob diefen Hunderten während ihres ganzen Lebenslaufs nichts Verderbliches aufftofsen wird, dessen Urquelle in diefer Operation ift? diefs kann nur von einer göttlichen Vorausfehung, wahrlich von keinem menfchlichen Verfuch in der Gegenwart, und wenn er miliardenmal wiederholt wird, entfchieden werden. Es kann wohl eine verfchrobene Philofophie die ungereimte Forderung machen, durch die reine Vernunft die Gefchichte im voraus abzufassen; der gefunde Verftand findet, befonders in unferer Kunft, die ganz auf ihm und auf Anfchauung beruhet, den widrigften Widerfpruch in dem Gedanken: durch blofse gegenwärtige Erfcheinungen künftige Erfahrungen zu anticipiren.

Ich kehre zurück. Wenn nun das Einimpfen mit dem Kuheiter immer noch ein blofser Verfuch ift, was kann mich beftimmen ihn anzuftellen? was mir den Beruf geben, dessen sichere Wohlthätigkeit für das

Menschengeschlecht laut auszuposaunen? was mir den Muth ertheilen gutherzige Eltern, welche ihr und der Ihrigen Wohl in meine Hände legen, durch stürmische Beredsamkeit dahin zu bringen, dass sie ihre Lieblinge zum Experimentiren hergeben? — Lassen Sie uns meine oben entworfene peirasmologische Norm darüber befragen.

Soll es die *Autorität* seyn, der ich blindlings folgen soll? unmöglich. Ich könnte wohl sagen, dass wenn überhaupt in unserm Falle eine Statt findet, ich doch die nöthigen Umstände gar sehr vermisse, welche ihr die Gültigkeit ertheilen sollten. Sie werden mir es schon nicht verübeln, wenn ich nach meinen oben angeführten Gründen die Ihrer Landherren und Pächter nicht anerkenne, und mir verzeihen, wenn ich auch die mancher Ihrer Aerzte einigermassen in Zweifel ziehe. Die Erfahrung hat es schon mehrmals gezeigt, wie rasch sie mit jedem Neuen, wenn es *ihr Neues* ist, in unserer Kunst zu Werke gehen, wie schnell sie mit tausendfacher Anwendung über dasselbe herfallen und die günstigsten Erfolge davon verbreiten, aber auch wie vieles der Eifer für ihre Lieblingssache sie bey den Erfolgen versehen, übersehen und ungesehen läst! Man darf nur einen Blick auf ihre ehemalige Schriften, Bibliotheken könnte

man sie nennen, werfen, in welchen sie die allgemeinste Heilwirkung der Electricität, der kohlensauren Luft, des Oxygens und des Azots anrühmten. Kaum giebt es eine innere oder äufsere Krankheit, die nicht zufolge ihrer Versicherung durch eins dieser Dinge unfehlbar gehoben wird und laut der Belege von hunderten Beyspiele gehoben worden ist; nach diesem zuversichtlichen Vorgeben hätte man unsere Kunst für die einfachste, und unsern ganzen Vorrath von Mitteln für völlig überflüssig halten müssen, eine Glasscheibe und eine chemisch-pnevmatische Vorrichtung wären die hinreichendsten Werkzeuge alles körperliche Uebel unter den Menschen zu vertilgen; aber wie wenig, wie weniger als wenig bestätigten von allen diesen schönen Versprechungen die nachherigen kältern und ruhigern Versuche, welche mit jenen Panaceen angestellt worden sind? Gestehen Sie, dafs dieses kein günstiges Vorurtheil für das Ansehen giebt, welches ein ächter, sorgfältiger und genauer Beobachtungsgeist einem jeden, er mag wollen oder nicht, aufdringt. Die Erklärung dieser Flüchtigkeit gerade bey Ihren Landsleuten mag den Menschenforschern nicht etwas sehr leichtes seyn. Ihnen leichten Sinn und Oberflächlichkeit zum Vorwurf machen, hiefse sie nicht kennen; vielleicht dafs eine übergrofse Eingenommen-

heit von ihren Behauptungen oder von ihrer vermeinten guten Sache sie zu Uebereilungen dieser Art führt; vielleicht dafs ein übermäfsiges Selbstvertrauen zu ihrem entschiedenen Tiefsinn und durchdringendem Geiste sie zu Nachläfsigkeiten verleitet, welche eine bescheidene Schüchternheit sorgsam zu vermeiden sucht; vielleicht dafs eine unbillige Geringschätzung gegen Köpfe anderer Völker — doch alle diese Erörterungen gehören nicht zu unserm Gegenstande, denn es läfst sich bey diesem, in Ansehung der Erwartung künftiger Folgen, durchaus keine Autorität denken, keine menschliche wenigstens, indem unserer Seele keine Kraft von der Fähigkeit beywohnt, entfernte Wirkungen eines völlig unbekannten Stoffes in dem menschlichen Körper im voraus zu erkennen, und das ganze Voraussehungsvermögen des Menschen in unsern Kunstunternehmungen sich blofs auf Schlüsse und Vermuthungen gründet, welche aus der Vergleichung vorhandener Erfahrungsfälle mit andern noch bevorstehenden ihren Ursprung nehmen; wo die Erfahrung keine Data zur Vergleichung darbietet, kann *Voraussehen*, wenn es nicht auf eine übernatürliche Weise geschieht, nichts anders als *errathen* heifsen.

Wenn also die Autorität schweigt, so lassen Sie uns die Analogie hören, ob sie uns

den Verſuch mit der Kuhpockenimpfung empfiehlt, und zwar nicht ihn hier und da einzeln anzuſtellen, ſondern, wie wirklich geſchieht, Hunderte und Tauſende demſelben zu unterwerfen empfiehlt? — Es verſteht ſich, daſs hier von der Analogie der Mittel die Rede iſt, da die Krankheiten, wider welche gewirkt werden ſoll, identiſch sind; alſo, die hundertjährige millionenmalige Erfahrung lehrt, daſs die Verpflanzung des Menſchenpockeneiters in einen Menſchen, der die Blattern noch nicht gehabt, dieſelbe in ihm hervorbringt, ihn vor ihrer ferneren Anſteckung ſichert und während ſeines ganzen Lebens nicht die mindeſten nachtheiligen Folgen in ihm erzeugt. Die jetzige Generation des ganzen geimpften Englands und Ruſslands iſt eben ſo ſtark und geſund und lebt eben ſo lange als jede vorhergegangene. Nun finden ſich bey den Kühen Geſchwüre, deren Urſprung man nicht kennt, oder von der menſchlichen Uebertragung eines Pferdegeſchwürs, dessen Weſen man wiederum nicht kennt, herleitet, und die man auch *Pocken* nennt, deren Flüssigkeit man in gleicher Absicht wie die der Menſchenblattern auf den Menſchen anwenden ſoll. Es kömmt nun darauf an, nach den oben auseinandergeſetzten Erforderniſſen der Analogie die Aehnlichkeit und Gleichheit der

beyden Stoffe in Erwägung zu ziehen. Dieses allein kann uns da, wo Erfahrung und Autorität so gar nichts entscheiden, zu dem Unternehmen bestimmen oder von demselben abhalten, und diese Erwägung kann sich, da wir durch Analysis der Bestandtheile das Wesen des Menschenblattereiters so wenig kennen als das Wesen des Kuhblattereiters, nur auf die in die Augen fallenden Beschaffenheiten und Wirkungen beyder erstrecken. Lassen Sie uns also diese gegeneinander halten.

1. Der Innhalt der Menschenblattern ist ein dicker klebrichter Eiter; der der Kuhblattern eine dünne bläuliche Jauche.
2. Für die Menschenblattern haben beyde Geschlechter unter den Menschen eine gleiche Empfänglichkeit; für die Viehblattern unter dem Vieh nur das weibliche.
3. Die Menschenblattern befallen jeden Theil des menschlichen Körpers; die Kuhblattern nur den einzigen Theil der Kühe, die *Eutern*.
4. Die Menschenblattern erscheinen während des ganzen Lebens im Menschen nur einmal; die Kuhblattern können sich öfter bey einem und demselben Menschen zeigen, sogar wenn sie ihm schon einmal eingeimpft worden.
5. Der Menschenblattereiter besitzt etwas

Flüchtiges, vermöge dessen er schon durch die Ausdünstung ansteckt; der Kuhpockeneiter steckt bloss durch die unmittelbare Berührung der verletzten Haut an.

6. Nach den überstandenen Menschenblattern ist die Sicherheit, sie nicht noch einmal zu bekommen, die grösste; nach gehabten Kuhpocken giebt es der Fälle mehrere, dass jene sich doch wieder eingefunden.

7. Das Kuhblattergift bringt in dem Menschen die Kuhblattern; das Menschenblattergift aber nicht in dem Vieh die Menschenblattern hervor.

8. Bey den Menschenpocken können wir die gutartigen von den bösartigen unterscheiden und zum Einimpfen den Eiter der besten wählen; die Kuhblattern können wir in dieser Rücksicht gar nicht unterscheiden und wir müssen uns bey der Wahl ganz dem Gerathewohl überlassen.

9. Bey dem menschlichen Eiter können wir den Gesundheitszustand dessen, von welchem wir ihn nehmen, untersuchen und folglich solchen wählen, von dem wir gesichert sind, mit ihm keinen andern Krankheitsstoff mit zu verpflanzen; der innere Gesundheitszustand der Kuh hingegen ist uns völlig unerforschbar, und niemand kann dafür haften durch die Impfung mit ihrem

Eiter nicht zugleich irgend eine Verderblichkeit mit hinüber zu tragen.

10. Endlich der humane Pockeneiter erzeugt durch zufällige oder vorſeizliche Anſtekkung immer die eigentlichen Menſchenblattern; der Vieheiter aber eine ganz fremde Krankheit: die *Kuhblattern*.

Unter dieſer Menge von Unanalogien oder gar Heterogenitäten, die ich alle, wie Sie wissen, mit Stellen aus engliſchen und franzöſiſchen Schriften über die Kuhpocken belegen kann, iſt die letzte allerdings die wichtigſte; denn man muſs bedenken, daſs der ganze Werth der Einimpfung überhaupt einzig auf der unumſtöſslichen Wahrheit beruhet, daſs der menſchliche Körper die Fähigkeit die Blätterkrankheit zu bekommen, nur *einmal* haben kann. Durch die humane Impfung wird ihm dieſe ertheilt und mit ihr die Sicherheit vor der nochmaligen Empfänglichkeit für dieſelbe. Dieſe Sicherheit iſt hier die Folge der überſtandenen Blattern, nicht des in den Körper gebrachten Eiters, dessen Wirkung bloſs die Erzeugung der Blattern iſt, und beſäſsen wir irgend einen andern Stoff, durch dessen innere oder äuſsere Anwendung die Blattern hervorgebracht werden könnten, ſo würden wir denſelben, wenn ſonſt kein Schaden bey dessen Gebrauch zu beſorgen wäre,

ohne Bedenken die Stelle des Pockeneiters einnehmen lassen, indem es hier blofs darauf ankömmt, eine Krankheit, die der Mensch *einmal* haben mufs und nur *einmal* haben kann, *einmal* unter günstigen Umständen zu erregen; das Kuhpockengift hingegen erzeugt nicht diese einmal und nur einmal zu überstehende Blatterkrankheit, sondern irgend einen widernatürlichen Zustand, der sich durch eine ganz fremdartige Kuhgeschwürähnliche Erscheinung äufsert, und die Sicherheit, die es vor der künftigen Blatteransteckung gewähren soll, gründet sich daher nicht darauf, dafs die Krankheit schon *einmal* da war, sondern auf eine Veränderung, welche dieser widernatürliche Zustand dem Körper ertheilt, von deren Natur und Beschaffenheit wir nicht die mindeste Kenntnifs haben: mit andern Worten, der Kuheiter ist nicht wie der Menscheneiter ein Mittel *für* die Blatterkrankheit, sondern *wider* dieselbe, soll nicht wie dieser, die Empfänglichkeit für die Menschenblattern erschöpfen, sondern unterdrücken oder vernichten. Dieses erwogen werden Sie mir wohl zugestehen, dafs die beyden Arten zu impfen ein völlig ungleichartiges Unternehmen ausmachen.

Da nun keine Spur von Analogie mich zu dem grofsen Experiment verleitet, was soll

es denn? etwa das Beyſpiel der groſsen Menge meiner ſchätzbaren Mitkünſtler, die es doch vermuthlich nach der reifſten Ueberlegung dreiſt anſtellen? — Dieſs hieſse der Autorität folgen, die ich freylich manchem unter ihnen in jedem Falle zuerkenne, wo Autorität überhaupt Statt hat; in dem unſrigen iſt, wie ich Ihnen ſchon gezeigt, keine denkbar. Lassen Sie mich es immer wiederholen, alle menſchliche Geiſteskräfte in ihrem idealiſchſten Grade sind nicht im Stande da die Gränzen zwiſchen der Gegenwart und der Zukunft zu überſchreiten, wo es ihnen an allen Erfahrungsdatis von ähnlichen dageweſenen Fällen und an allen Gründen zu analogiſchen Schlüssen mangelt. Nur in einem gewissen Gebiete gab es Menſchen, die sich anmaſsten ihre Autorität in Ausſprüchen über die Zukunft geltend zu machen; in dem Gebiete aller praktiſchen Wissenſchaften und Künſte, wo von dem Anerkennen dieſes Anſehns gegenwärtiges phyſiſches Wohl und Wehe der Menſchheit abhängt, gehörte es zu den gefährlichſten Ungereimtheiten ſowohl ſolche Autoritätsforderungen zu äuſsern als auf sie die geringſte Rücksicht zu nehmen. Ich thue daher viel und ſehr viel, wenn ich der Autorität manches würdigen Anhängers der Kuhpockeninoculation die behauptete Sicherheit, welche

dieselbe auf eine kurze Zeit nachher (so lang nämlich ächte Erfahrung sie ihm gezeigt) vor der Blatteransteckung gewähren soll, mit beyden Händen zugebe; aber die Behauptung, die Erwartung, die Vermuthung, daſs diese Sicherheit immerdauernd sey und daſs während der ganzen Zeitfolge des Lebens auf die Verpflanzung des Brutalgifts dem Körper kein sonstiger Nachtheil erwachse, kann ich ihr wahrlich nicht, ohne meinem gesunden Verstande Gewalt anzuthun, mit dem kleinsten Finger einräumen.

Sollte es endlich die Gröſse der Gefahr seyn, deren Abwendung mich zu einem Versuche, den ich für gewagt halte, bestimmen könnte? Dieſs am wenigsten, denn ich sehe um mich her nicht die kleinste. Sie ist offenbar eine erkünstelte Chimäre die so genannte *Pockennoth*, mit der man uns noch vor kurzem so laut hat ängstigen und zu deren Abschaffung man unausführbare romantische Anstalten hat treffen wollen, die selbst mit der gröſsten Aengstlichkeit verbunden waren. Wie läſst sich nach hundertjähriger Bewährung des Inoculationsgeschäfts noch von Pockennoth sprechen? konnte nicht eben so gut von Schnupfennoth, von Wechselfiebernoth, von Bräunenoth die Rede seyn? — oder kennen Sie überhaupt irgend eine Krankheit, irgend

inen Zufall, bey welchem sich die Sterbezahl
iel geringer verhält als wie Eins zu zwey-
ausend, wie sie sich doch, zufolge aller Be-
bachtungen, bey der eingeimpften Blatter-
rankheit wirklich verhält? Es scheint mir
ffenbar von der einen Seite eine übertrie-
ene Verzärtelung zu verrathen wegen eines
olchen höchst seltenen Todesfalles in Sorgen
ı stehen, so wie von der andern Seite eine
rosse Inconsequenz zu seyn, dieser gesuchten
esorglichkeit halber Unternehmungen zu wa-
en, deren entfernte schädliche Folgen *viel-
icht* gar nicht berechenbar sind.

Diess, mein Freund, sind die Gründe,
elche mich, wie ich hoffe, bey Ihnen recht-
rtigen werden, wenn ich mich durch die
ue so sehr gepriesene Kuhpockenimpfung
n meiner bisher gewöhnlichen vortrefflichen
d sichern Impfungsart nicht abbringen lasse.
ı habe Ihnen schon gesagt, dass mir bisher
ter beynahe fünfhundert Einpfropfungen
ch nicht ein einziger ungünstiger Zufall
fgestossen, mehrere meiner Bekannten ha-
n sich unter zwölf bis funfzehnhundert ei-
s gleichen Erfolgs zu erfreuen. Welche
glückliche Ereignisse andere Aerzte im In-
d Auslande bey der bisher üblichen Inocu-
ion erfahren mögen, weiss ich nicht, aber
her würden sie, wenn sie beträchtlich

wären, dem öffentlichen Bekanntwerden nicht entgangen seyn, und doch erinnere ich mich seit langer langer Zeit nirgend einer Erwähnung derselben, und gewiss ist es, dass meine grosse Vaterstadt, wo seit funfzehn und mehrern Jahren die Pockenimpfung so sehr im Gange ist, verhältnissmässig nur äusserst wenig merkliche Unfälle darzustellen hat, welche dieses wohlthätige Geschäft nur einigermassen um den allgemeinsten Beyfall zu bringen vermögend wären,

Aber wie? würden wir uns wohl jetzt selbst der grossen Wohlthat der humanen Impfung in einem so hohen Grade zu erfreuen haben, wenn man sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bey deren Einführung mein strengen Vorschriften zum Richtmaass gemacht hätte? — Vielleicht nicht; *vielleicht* würde ich selbst, hätte ich damals gelebt, meinen Grundsätzen treu angehangen haben, auch fehlte es zu der Zeit nicht an Gegenmeynungen, gegründeten und ungegründeten; indessen ist das Wagestück nun durchgesetzt und wir müssen den kühnen Muth unserer Vorfahren mit dankbarem Gefühle erkennen und dessen gesegneten Früchte geniessen, aber diess kann keinen Grund ausmachen, dass wir uns von neuem in einen mit jenem nichts Gemeinschaftliches habenden Versuch einlassen sollen,

von dem wir, ſo wenig als man es damals wuſste, im voraus wissen, ob unſere Nachkommen einſt, wegen des Zuſtandes, in welchen wir sie verſetzen, unſere Dreiſtheit gleichfalls ſegnen oder verabſcheuen werden. Ein gelungenes Wageſpiel enthält auf keine vernünftige Weiſe die Beſtimmung ein anderes ihm völlig unähnliches zu unternehmen, und Sie können mir wahrhaſtig nicht mit Billigkeit meine Zaghaftigkeit mich dem Luftballe anzuvertrauen aus dem Grunde verübeln, weil wir ohne eine einſtmalige Vermessenheit sich den Wellen zu überlassen die ganze beglückende Schiffahrt hätten entbehren müssen!

Und doch wäre ich ſelbſt nach meinen Grundſätzen nur *vielleicht* in der anfangenden Impfungsperiode der Vorzeit ein ſtrenger Gegner des Verſuchens geweſen. Die damaligen Verſuche waren von den jetzigen gar ſehr verſchieden; denn *erſtlich* waren ihre Erfolge, obſchon in unſerm Welttheile, doch nicht überhaupt ganz neu, da sie ſchon vorher ſeit undenklichen Zeiten aus Circassien bekannt waren, anſtatt daſs den unſrigen durchaus erſt ſeit ſechs Jahren der Anfang zuzuſchreiben iſt; *zweytens* hatten jene in der That die gröſsten analogiſchen und faſt mehr als analogiſchen Gründe, ſowohl in Anſehung des Verſuchmittels als in Anſehung ſeiner Wirkung

für sich, sie brachten in eines Menschen Körper Eiter, dessen Erzeugung in demselben doch einst gewiss geschehen, erregten eine Krankheit, die früher oder später gewiss in demselben entstanden wäre. Das eigentliche Versuchende bestand nur in deren früheren Erregung, nur darin, dass man ohne die *zufällige* Ansteckung abzuwarten, sie in eine *vorsetzliche* verwandelte; alles Bedenkliche, was dabey aufstossen dürfte, konnte nur in der Besorgniss wegen der Folgen von einem sogenannten *Vorgreifen der Natur* bestehen, über welches man sich hat wegsetzen müssen, und, wie nun unsere gründlichere Erfahrungskenntniss von der Natur der Blattern zeigt, sich hat wegsetzen können; mit dem unsrigen verhält es sich ganz entgegengesetzt, der Impfungsstoff ist etwas völlig Heterogenes mit dem Menschenblatterstoff, so wie die erzeugte Krankheit mit der Menschenblätterkrankheit; hier fehlt es nach meiner Art zu denken an den wichtigsten Unternehmungsgründen, an den Gründen der Analogie; *drittens* endlich wurden die damaligen Versuche von der Noth in jedem Falle gerechtfertigt. Die Blatterkrankheit war eine der verheerendsten. Lag es in dem Wesen des Miasmas, das gewöhnlich überall im Anfange am bösartigsten zu seyn pflegt, oder in der Unkenntniss sie

gehörig zu behandeln, genug sie wüthete pestartig und raffte zu Tausenden hinweg. Unter solchen Umständen besteht die Vernunft selbst auf Milderung ihrer Grundsätze, sie befiehlt sich der Wahrscheinlichkeit eines Spiels zu überlassen, wo so viel zu gewinnen und so gar nichts zu verlieren ist. Die natürliche Ansteckung tödtete, man machte eine künstliche und die Krankheit wurde gefahrlos, was bedurfte man mehr? Da noch auf die Furcht wegen künftiger nachtheiliger Folgen Rücksicht nehmen, hiefse in der That, den Wasserscheuen aus Besorgniss für Erkältung nicht in das Wasser tauchen; zu unsern Versuchen aber giebt, wie ich schon erwähnt, die Noth nicht den mindesten Antrieb, unsere humane Einpfropfung hat dieselbe vom Blatterkrankenlager verscheucht, und bloss die Sicherheit vor dem so höchst seltenen Sterbefall und die Abwendung der mit der Krankheit verbundenen so wenig bedeutenden Unbequemlichkeiten sind viel zu geringfügig, um eine neue Verfahrungsart zu ergreifen deren Folgen wir nicht in ihrem ganzen Umfange kennen, und deshalb von der Vernunft eine Erlassung ihrer Strenge zu fordern, mit welcher sie die Bedingungen beym Unternehmen eines fast zwecklosen Versuchs vorschreibt, der unstreitig so manches Gewagte enthält und dessen

ären, dem öffentlichen Bek
ntgangen seyn, und doch
eit langer langer Zeit nirg
ung derselben, und gewiss
rosse Vaterstadt, wo seit f
ern Jahren die Pockenim
gange ist, verhältnissmässig
ig merkliche Unfälle darzu
dieses wohlthätige Geschäft
im den allgemeinsten Beyfa
nögend wären,

Aber wie? würden wi
selbst der grossen Wohlthat
pfung in einem so hohen
haben, wenn man sich zu
gen Jahrhunderts bey deren
strengen Vorschriften zum Ri
hätte? — Vielleicht nicht;
ch selbst, hätte ich damals
Grundsätzen treu angehangen h
es zu der Zeit nicht an Gegen
gründeten und ungegründeter
das Wagestück nun durchgesetzt
gen den kühnen Muth unserer
dankbarem Gefühle erkennen u
segneten Früchte geniessen, ab
keinen Grund ausmachen, dass
neuem in einen mit jenem ni
schaftliches habenden Versuch ein

wäre; *wenn* wir sicher wären, daſs der Kuhpockeneiter an sich nicht als eine ſchädliche Potenz in dem Körper wirkte und allmählig Veränderungen erzeugte, die auf Erregung manchartiger Siechheiten oder wohl gar auf die Dauer des Lebens von nachtheiligem Einflusse wären; *wenn* man erſt in Anſehung der ſelbſt unter den Anhängern der neuen Impfungsart noch ſtreitigen Punkte im Reinen wäre, d. i. *wenn* man mit Zuverläſsigkeit darauf rechnen könnte, daſs die Kuhblattern ſchlechterdings nicht durch Ausdünſtung, ſondern bloſs durch Berührung einer wunden Haut anſteckten, daſs man die wahren Kuhpokken von den falſchen, die gutartigen von den bösartigen gehörig zu unterſcheiden wisse, daſs das Erkranken bey der Anſteckung *immer* unbedeutend, nie mit Gefahr verbunden ſey, und daſs die Mortalität bey dieſer Pockenkrankheit sich wirklich wie Eins zu funfzigtauſend, das heiſst faſt gleich zero verhalte. — Unter dieſen Umſtänden müſste allerdings jeder Arzt mit Entzücken ſeine Lanzette in Kuhpockeneiter tauchen, müſste ſeines ganzen Einflusses sich bedienen, um ſeinen Nebenmenſchen eine Wohlthat, die sie nicht einſehen können oder wollen, aufzudringen, müſste es ſogar Sache des Staats ſeyn, zwar nicht wie ein begeiſterter Anhänger der neuen Inoculation

den Einfall hatte, durch Strafedicte die alte zu verbieten, aber durch die kostbarsten öffentlichen Anstalten die Verallgemeinerung dieses herrlichen Bevölkerungsmittels zu unterstützen und durch Belohnungen zu dessen Anwendung anzuspornen. — Aber freylich auf die Entscheidung dieser *Wenns* kömmt alles an, so lange diese noch fehlt, gehört die Impfung nicht zu den ausgemachten Heilmitteln, sondern zu den *Versuchen*, und zwar zu den mehr oder minder gewagten Versuchen, deren Unternehmung oder Unterlassung ganz dem Calcul der Vernunftgründe unterworfen werden muss.

Da indessen diese Entscheidung selbst nur durch Versuche erlangt werden kann, so müssen wir den Muth der englischen Aerzte dieselbe zuerst anzustellen mit Dank erkennen, auch wir müssen sie nicht gänzlich aufgeben; aber nicht wie bisher geschehen, mit übereilter Schnelligkeit und in so ungeheuern grossen Massen, sondern im Einzelnen, mit äusserster Vorsicht, genauer Sorgfalt und vorzüglich mit angestrengtem Beobachtungsgeiste sie fortsetzen. Wir müssen nun erst die Kuhpockenimpfung zu unserm Studium machen und nicht als ein ausgemachtes Mittel in unsere *Materia medica* einrücken. Es sind, dünkt mich, der neuen Impfoperationen bereits in

überflüſsiger Menge gemacht, ob dieſe mit noch tauſenden vermehrt wird, dadurch wird die Aufklärung der Hauptſache um nichts näher gerückt. Funfzig tauſend Verſuche einer Art reichen vollkommen hin die gegenwärtigen unmittelbar sich darſtellenden Erſcheinungen mit Sicherheit zu beſtimmen, was aus denſelben sich nicht ergiebt, wird durch ihre hunderttauſendfache Wiederholung in kein helleres Licht geſetzt werden, und vollends über dasjenige, in Anſehung dessen sie ihrem Weſen nach keine Belehrung geben können, in Anſehung der mittelbaren entfernteſten Wirkungen des Kuhpockeneiters im menſchlichen Körper, haben wir durch die gleichzeitige unendliche Wiederholung derſelben Verſuche nicht den geringſten Aufſchluſs zu erwarten, indem unendlichmalige gegenwärtige Anſchauungen uns keine einzige zukünftige im voraus darſtellen können, wenn wir nicht vorher von der Verbindung beyder unterrichtet sind. Besser alſo, glaube ich, wir halten den Eifer im fernern Anſtellen der Impfverſuche ein wenig zurück und begnügen uns ſtatt desselben mit der weiſen Benutzung derer, die ſchon angeſtellt sind. Unter der weiſen Benutzung verſtehe ich, daſs man das Leben derer, welche den Verſuch überſtanden, genau nachſpüre und immerfort ihr Geſundheitsver-

hältnifs in verfchiedenen Lagen forgfam beo-
achte, und mit der gewissenhafteften Unpar-
teylichkeit die Erfolge, wie sie sich auch zei-
gen, dem öffentlichen Bekanntwerden unter-
werfe. Ein Gefchäft, welches theils den im-
pfenden Aerzten obliegen, theils den Geimpf-
ten felbft oder ihren Angehörigen aufgetragen
werden mufs; ein Gefchäft, das feine große
Schwierigkeit hat und freylich weit mühfamer
ift als einem Kinde nach dem andern den
Arm ritzen und mit Eiter befeuchten; aber
auch das einzige Gefchäft bey dem ganzen
Unternehmen, für welches wir von der Nach-
welt Verpflichtung fordern können; das ein-
zige, durch welches die Kunft einen ächten
reellen Gewinnft erhält und die Künftler ei-
Anfpruch auf wahres Verdienft berechtigt
werden können.

Hätten wir nun diefe befchwerliche Beob-
achtung eine Reihe von etwa acht oder zeh
Jahren fortgefetzt, hätte die Erfahrung wäh-
rend derfelben alles von der Operation ve-
muthete Wohlthätige beftätigt und keine b-
denkliche Erfcheinung aufgeftellt, welche m
Grund einen Verdacht auf die Impfungsa
wirft, fo hätte der Verfuch fchon einen mer-
lichen Grad von Wahrfcheinlichkeit fein
Nutzens gewonnen, und wir könnten il
fchon mit sichererem Muthe, allenfalls wi

ım bey einer anſehnlichen Menge erneu-
, alsdann wieder ruhige Beobachter abge-
und die Reſultate der neuen Erfahrungen
denen der vorhergegangenen zuſammen-
;en. Nach einer gleichen Pauſe unternäh-
ſ wir wiederum mit noch mehr Sicherheit
Verſuch und ertheilten ihm einen noch
ſsern Umfang u. ſ. w. Iſt es uns dann ge-
;en uns auf dieſe Weiſe eine Generations-
durchgeſchlichen und aus den geſammten
bachtungen das Vergebliche der Beſorgniſs
en der entfernten ſchädlichen Folgen der
ıblattern erfahren zu haben, alsdann könn-
wir mit dem heiſseſten von der Vernunft
ſt angefachtem Eifer die allgemeinſte Ver-
itung ihrer Einimpfung betreiben und sie
der beſtimmteſten Dreiſtheit, welche eine
ige Ueberzeugung überall einflöſst, aus al-
Kräften unſern Mitmenſchen aufdringen,
ın es anders bey ihnen nach ſo vollſtän-
r Anſchauung ſolcher übergroſsen Vortheile
h des Aufdringens bedürfen ſollte; wir
den dann mit dem gerechteſten Stolze un-
Nachkommen ſagen: »Empfangt aus un-
n Händen die Wohlthat im vollendetſten
ade, die Befreyung von einer gräſslichen
ankheit, deren anfänglich allgemein ver-
erende Wuth, deren nachherige zerſtreute
fährlichkeit wir zwar durch die glückliche

»Nachahmung eines Verfahrens aus einem an-
»dern Welttheile gänzlich zu überwinden ge-
»wuſst, die uns aber dennoch mit einzelnen
»Ungemächlichkeiten noch plagte, deren Ab-
»helfung wir vergebens wünſchten; ihr erhal-
»tet nur durch unſere mühſame Thätigkeit
»ſammt jener Befreyung auch dieſe Abhelfung,
»denn wir lehren euch nicht wie dieſer Krank-
»heit zu widerſtehen, wie ihre verderbliche
»Wirkung zu mildern, ſondern wie sie ganz
»auszurotten und ihre Erſcheinung in dem
»Gebiete der Menſchheit auf immer zu ver-
»tilgen.» — Durch dieſes langſame Fort-
ſchreiten entbehrten wir freylich den Vortheil,
die Wohlthat der neuen Verfahrungsart ſchon
unſerer Generation in ihrem vollen Umfange
angedeihen zu lassen, aber das vor der Hand
noch gegenwärtige Schwankende und Zweifel-
hafte in der Ueberzeugung von der Wirklich-
keit jener Wohlthat kann uns wegen dieſes
Verluſtes hinreichend tröſten. Die völlige
Sicherheit nichts Böſes zu ſtiften iſt immer
die erſte und wichtigſte Bedingung etwas Gu-
tes zu unternehmen, ſo wie für die Unterlas-
ſung desselben der Mangel jener Sicherheit
die gültigſte Rechtfertigung iſt.

Und nun, mein Freund, zum Beſchluſs
noch ein Aber wie? wenn man sich überall
bey den arzeneylichen Verſuchen ſo ſchwierig

fände, als ich mich bey dem gegenwärtigen, der Kuhpockenimpfung zeigen zu müssen glaube, wie würde es um die Vervollkommnung unſerer Kunſt ſtehen? — Wie? vielleicht nicht ſchlimmer als jetzo. Der Mangel an Mittelvorrath iſt es wahrlich nicht, was unſere Kunſt drückt, vielleicht leidet sie mehr von der zu groſsen Laſt desselben. Die übergroſse Menge von Arzeneyſtoffen macht gewöhnlich, daſs wir auf die Eigenſchaften und die Wirkungsweiſe keines einzelnen beſonders die erforderliche Aufmerkſamkeit wenden, wir gleichen ſchwelgeriſchen Reichen, welche von Genuſs zu Genuſs eilen, ohne eines einzigen bis zur Verdauung froh zu werden, wir werden unſtätig und haben während des Gebrauchs Eines Mittels immer ſchon die baldige Anwendung eines zweyten und dritten in Gedanken, ungeduldig, die langſame Kraft und ihre Wirkſamkeit unter verſchiedenen Abänderungen und Modifikationen abzuwarten, ſpringen wir von Einem zum Andern von welchem wir ſchnellere Thätigkeit vermuthen, bringen dadurch die Wirkungen aller in Verwirrung, oft ſtören sie sich einander und der Kranke bleibt ungeheilt, wo nicht, ſo zieht doch die Kunſt nicht den mindeſten Gewinnſt daraus, die Geneſung wird dann gewöhnlich dem letzten Mittel zu-

geſchrieben, aber wir Aerzte ſollten es wohl am beſten wiſſen, wie wenig sie immer deſſen Werk iſt. Ueberhaupt muſs der innere Werth der Kunſt nicht nach der Menge von einzelnen empiriſchen Heilungsfällen geſchätzt werden. Wenn der Schäfer und der Scharfrichter, der Kräutermann und der Kuhdoctor ſo manches Uebel wegſchaffen, das dem vernünftigen Arzt eine unlösbare Aufgabe iſt, ſo hat ihr Werk doch ſo wenig auf Kunſtvollkommenheit als sie ſelbſt auf Künſtlerwürde Anſpruch zu machen. Nicht die Heilung, ſondern die Art der Heilung macht das Schätzbare der Kunſt aus. Mag dieſe Behauptung mancher paradox finden, der kann es gewiſs nicht, der weiſs, wie theuer oft ſo eine hier und da blindlings gelungene Kur zu ſtehen kömmt, wie viele Unglücksfälle derſelben vorgegangen und von ihr nachgezogen werden, deren aber freylich keine Erwähnung geſchieht, weil die Trommel des Glücksbüdlers nie die Nietenzüge laut verkündigt; der kann es gewiſs nicht, der weiſs, daſs eine einzige mit Einsicht und nach Kunſtgeſetzen vollbrachte Heilung von unendlich gröſserm wohlthätigen Umfange iſt als eine noch ſo groſse Menge auf eine errathene oder empiriſche Weiſe verrichteter Kuren, denn nur Einsicht und Geſetze können uns mit Sicherheit beſtimmen,

unter welchen Umſtänden und Bedingungen wir in ähnlichen Fällen das einmal geglückte Verfahren mit Nutzen wiederholen oder als ſchädlich vermeiden müssen. Ich bin daher nie ein eifriger Haſcher nach neuen Mitteln geweſen, ſo ſehr der Trieb nach denſelben Ton des Tages iſt. Ich ſehe mich in der arzeneylichen Geſchichte der letzten zwanzig Jahre mühſam um und finde unter der ungeheuern Menge von neu entdeckten Mitteln, mit welchen ſeitdem unſere Zeitſchriften von allen Winkeln der Erde her geſchwängert wurden, kein Einziges, dessen geprieſene Tugenden conſtant wären, kein Einziges, bey welchen man die Umſtände und die Bedingungen, unter welchen dessen Anwendung von entſchiedener Wirkſamkeit iſt, durch mannigfache Erfahrungen und ſorgfältige Unterſuchungen ſo feſtgeſetzt, daſs man unter dieſen Umſtänden und Bedingungen mit der Zuverläſsigkeit darnach greifen könnte, wie nach der Chinarinde beym Wechſelfieber, nach dem Quecksilber beym veneriſchen Uebel, nach dem Schwefel bey Hämorrhoidalbeſchwerden, nach der Lanzette bey Entzündungen, nach der Brechwurzel bey gaſtriſchen Zufällen u. ſ. w. Auf den Gebrauch eines jeden jener neuen Mittel hat der Entdecker gewiſs eine heilſame Folge geſehen, aber nicht immer,

dafs sie durchaus *feine* Folge war, nicht immer die beftimmte Art feiner Anwendung und die feinern Schattirungen unter den Symptomen der Krankheit, welche diefe Anwendung nützlich oder fchädlich machen, mühfam erforfcht; daher die Seltenheit, dafs man es im Nachverfuchen der Angabe gemäfs bewährt findet, daher im Gegentheil der häufige Fall, dafs man feine Wirkung für unerheblich oder gar für nachtheilig halten mufs. Die Wahrnehmung einiger folcher Mifsrathungen macht gegen das Mittel gleichgültig oder fetzt es bis zur Verwerflichkeit hinab und binnen kurzem ift es in Vergessenheit. Aber diefs thut nichts, man kann darauf rechnen, dafs ehe man es sich versieht zehn andere neue Mittel in feine Stelle auftreten, die dann gewöhnlich ein gleiches Schickfal erfahren, eins verdrängt immer das andere, und fo verfchleudern wir unfere Zeit und Kräfte, ftatt auf gründliches Heilen sie zu verwenden, mit anhaltendem Experimentiren, unter welchem die Menfchen oft nicht wenig leiden, durch welches unfere Kenntnifs nicht im mindeften reicher wird und die Kunft an sich nicht den geringften Zuwachs erhält. Die entfchiedene Nützlichkeit und genaue Beftimmtheit in der Anwendungsart haben die vorerwähnten bewährten alten Mittel blofs ihrer Alleinheit zu danken,

es gab keine andere, die in Vorschlag gebracht werden konnten, um ihren Platz einzunehmen und ihnen die Aufmerksamkeit der Künstler zu entziehen, die Noth macht immer weise, vorsichtig und sorgsam. Wäre der neuerungssüchtige Spekulationsgeist bey der venerischen Krankheit eben so fruchtbar in Erfindung neuer Mittel gewesen, als z B. bey der Wassersucht, wir hätten die Macht und die Gebrauchsart des Quecksilbers nie so gründlich kennen gelernt und sie würde uns eben so schwierig zu heilen geblieben seyn als diese.

Die Vervollkommnung der Kunst muss aus einer ganz andern Quelle geschöpft werden, als aus dem Mittelreiche, statt in dem therapevtischen Gebiete müssen wir in dem pathologischen Fortschritte zu machen suchen, statt uns immer mehr und mehr mit Werkzeugen zur Heilung zu überhäufen, müssen wir unsere Kenntniss von dem was wir zu heilen haben, vergrössern. Ist erst die Krankheit sammt ihrer Ursache, ihrem Gange und der Bedeutung ihrer Symptome in allen Nüancen offenbar, so sind wir über das eigentliche Heilen ohne alle Schwierigkeit hinweg und wären es, wenn auch unser Schatz von Arzeneyen bis auf die Hälfte heruntergebracht würde. Auch ist diess Hand an das Werk

legen am leichtesten erlernbar und daher, obschon das letzte Ziel des ganzen Kunstgeschäfts, doch im genauen Verstande an sich nicht vorzügliches Moment der Kunst und kann nach jener Voraussetzung der vollständigen Kenntniss der Krankheit ohne Unterschied einem jeden überlassen werden, einer versteht es so gut wie der andere, wenn er nur die *Materia medica* gehörig im Kopfe hat; aber auf jene Diagnostik kömmt alles an, diese ist es, welche dem Kunstgenie den weitesten Spielraum darbietet und in welcher man es nur durch besondern Beobachtungsgeist, durchdringenden Scharfblick und gesundes Beurtheilungsvermögen bis zur Auszeichnung bringen kann, und diese ist es, welche wir, um die Kunst *intensive* zu verbessern, auf das emsigste cultiviren müssen. — Wenn ich mir daher so das Ideal einer praktischen Schule und mich in dem Berufe sie zu leiten denke, so stelle ich mir sie immer als eine blosse Schule der Beobachtung vor, nicht der Beobachtung der Wirkung, die jedes neue aufkommende Mittelchen hervorbringt, wobey so mancher arme Kranke, wie es nicht fehlen kann, hinversucht, verstümmelt oder unheilbar gemacht wird, wodurch die Ausübung zuweilen mit etwas Schwankendem, die Kunst aber nie an innerm Werthe bereichert wird, die

erforderlichen Seelenkräfte des Lehrlings nicht im mindesten geübt, sein Beobachtungsgeist nicht geschärft, noch die Fähigkeit ins Künftige sein Verfahren gleich beym Anfange der Krankheit ihrer Beschaffenheit gemäfs einzurichten, angebauet werden; sondern der Beobachtung der Krankheiten selbst, ihres Ganges und Verhaltens zu verschiedenen Perioden, ihrer Symptomen bis in ihre kleinsten Abänderungen, in wie fern sie wesentlich oder zufällig, zur Entscheidung nothwendig oder ihr hinderlich sind, in wie fern sie Anzeigen von der vorhandenen Energie der heilenden Natur, bestimmte Zeichen der nächsten Ursache und des Characters der Krankheit und sichere Deutungen der bevorstehenden Ereignisse ausmachen. Die Aufmerksamkeit des Zöglings müfste vorzüglich auf Schätzung der Veränderungen in den oft am unwichtigsten scheinenden Zufällen und in dem Kranken gelenkt werden, auf seinen Blick, sein Ansehen, sein Benehmen, seinen Puls, seine Ausleerungen, sein Athmen und auf alles, was der vortreffliche *Gruner* uns im Namen der Alten so vortrefflich dargestellt hat. Die eigentliche Mittelanwendung wäre das letzte, zu welchem ich sie anführte. Nichts ist ohnehin, wie leider die tägliche Erfahrung zeigt, leichter zu erlernen als diefs Nachahmungswerk und nichts

verderblicher als das zu frühe Treiben desselben ohne vorher erworbene Kenntniſs des Krankheitswesens. — Kliniſche Anſtalten nach dieſer Idee, verſehen mit geiſtvollen Lehrlingen, welche alle Vorwissenſchaften verdauet mitbringen, und verwaltet von einem Wichmannſchen diagnoſtiſchen Scharfsinn, wären, wie mich dünkt, im Stande was viele andere, in denen bloſs auf einzelne Kurirproben Rücksicht genommen wird, nicht sind, die Kunſt allmählig auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit zu bringen, ihr einen Grad von Sicherheit zu verſchaffen, welche sie einſt, zum Heil des Menſchengeſchlechts, bis zum Rang einer Wissenſchaft erheben könnte und Männer zu bilden, welche die vollſtändigſten Fähigkeiten beſäſsen sie auf dieſem Range zu erhalten.

Doch dieſs bey Seite, ſo bitte ich Sie den wichtigen Unterſchied zwiſchen jeder andern Art von Verſuchen in unſerer Kunſt und der, wovon gegenwärtig unter uns die Rede iſt, in Erwägung zu ziehen: *Erſtlich* haben wir bey jedem andern Verſuch den Vortheil der Stufenleitung, wir können bey der Anwendung des gefährlichſten Mittels, des verderblichſten Giftes gradenweiſe zu Werke gehen, können es anfänglich in einer ſolchen geringen Menge reichen, von der wir im vor-

aus gesichert sind, dafs feine fchädliche Wirkung nur unbedeutend ift und der allenfalls, wenn sie sich äufsert, auf der Stelle abzuhelfen ift; zeigt sich diefe nicht, fo fteigen wir allmählig unter genauer Aufmerkfamkeit von Menge zu Menge, werden dann fchädliche Erfcheinungen bemerkbar, fo fchränken wir die Gabe wieder ein, und fo können wir uns mit forgfältiger Behutfamkeit drehen und wenden, vor und rückwärts gehen, bis wir den gefahrlofen Punkt ausfindig machen und den heilfamen oder unheilfamen Erfolg in der Krankheit mit Sicherheit beobachten; fo ift es nicht *bey* dem Verfuche mit dem Einimpfen, *hier* findet bey der Anwendung in keinem einzelnen Falle ein allmähliger Gang, eine Vorsicht im Verfahren Statt. Der eingepfropfte Eiter bringt in der geringften Menge die erwartete Krankheit hervor, erregt er sie nicht, fo ift das ganze Unternehmen vergebens, und erregt er sie, fo erfcheint sie in ihrer vollftändigften Geftalt, diefe fchützt entweder auf immer wider die Blatteranftekkung, oder fchützt nicht, erzeugt entweder in der fpätern Zukunft fchädliche Wirkungen im Körper oder nicht. Die ganze Operation ift in ihrer geringften Einfachheit gleich am vollendetften, es läfst sich bey ihr weder eine Verftärkung noch eine Verminderung denken,

und es muſs daher die Unternehmung deſſel-
ben mit der gröſsten Bedenklichkeit verbun-
den ſeyn, mit derjenigen, welche die Anwen-
dung eines jeden fremden unbekannten Mit-
tels begleiten muſs, wenn wir gleich anfangs
in ſehr groſser Menge davon Gebrauch ma-
chen ſollen.

Zweytens macht der beſondere von den
übrigen Krankheiten ausgezeichnete Charakter
der Blattern, von dem menſchlichen Körper
nur ein einzigesmal empfänglich zu ſeyn, al-
lerdings keine unerhebliche Verſchiedenheit in
ihrer Behandlung. Dieſe ſo ganz unfaſsliche,
keiner [illegible] Erklärbarkeit fähige Be-
ſchaffenheit verbreitet über ihr ganzes Weſen
ein ſo geheimes Dunkel, daſs unſere ſtolze
Vernunft, nach welcher wir überall in der
Kunſt mit ſo gutem Erfolg verfahren, nicht
im Stande iſt in demſelben nur einen Schein
von Einsicht zu geben, oder gar unſere Art
von Thätigkeit zu beſtimmen. Nur die ge-
rade ſchlichte Erfahrung, nichts andern von
begreiflichmachen ſollenden Gründen, kann
hier der praktiſchen Schale einen Ausſchlag
geben, da das Gewicht der Unbegreiflichkeit
in der andern an die Unendlichkeit gränzt.
Da nun bey unſerm Impfungsverſuch dieſe
Erfahrung in Anſehung ſeiner entfernten Fol-
gen vor der Hand ſo ganz und gar ſchweigt,

gar nicht anders als schweigen
sen wir die Anstellung desselben
gewagtes Unternehmen aufs Ge-
sehen, das immer der Vorsicht
als jedes andere, zu dem wir
ft- oder Erfahrungsgründe gelei-
und da, wie ich eben erwähnt,
suche an sich, wegen seiner Ein-
ie Vorsicht in dem Grade seiner
Statt hat, so müssen wir dieselbe
ch auf den Grad seiner Verbrei-
en lassen, allenfalls unserer eige-
ing halber, in dem doch mögli-
les Mislingens weniger geschadet

endlich muss bey Anstellung ei-
s die Wichtigkeit des Gegenstan-
elchen er angewandt werden soll,
n als ein wichtiges Moment in
zogen werden. Bey einer einzel-
eit, bey einem einzelnen Menschen
unter gewissen Umständen schon
m Muthe etwas Gewagtes unter-
r Kranke selbst zieht oft einen sol-
t einer gefährlichen Siechheit oder
Zustande, dessen Ausgang unabseh-
r, und schlägt die Unternehmung
t die Grösse des Uebels, das der
iftet, leichter zu umfassen und er-

und es muſs daher die Unternehmung derſelben mit der gröſsten Bedenklichkeit verbunden ſeyn, mit derjenigen, welche die Anwendung eines jeden fremden unbekannten Mittels begleiten muſs, wenn wir gleich anfangs in ſehr groſser Menge davon Gebrauch machen ſollen.

Zweytens macht der beſondere von allen übrigen Krankheiten ausgezeichnete Charakter der Blattern, von dem menſchlichen Körper nur ein einzigesmal empfangbar zu ſeyn, allerdings keine unerhebliche Verſchiedenheit in ihrer Behandlung. Dieſe ſo ganz unfaſsliche, keiner analogiſchen Erklärbarkeit fähige Beſchaffenheit verbreitet über ihr ganzes Weſen ein ſo geheimes Dunkel, daſs unſere beſte Vernunft, nach welcher wir überall in der Kunſt mit ſo gutem Erfolg verfahren, nicht im Stande iſt in demſelben nur einen Schein von Einsicht zu geben, oder gar unſere Art von Thätigkeit zu beſtimmen. Nur die gerade ſchlichte Erfahrung, nichts anders von begreiflichmachen ſollenden Gründen, kann hier der praktiſchen Schale einen Ausſchlag geben, da das Gewicht der Unbegreiflichkeit in der andern an die Unendlichkeit gränzt. Da nun bey unſerm Impfungsverſuch dieſe Erfahrung in Anſehung ſeiner entfernten Folgen vor der Hand ſo ganz und gar ſchweigt,

ſo ganz und gar nicht anders als ſchweigen kann, ſo müssen wir die Anſtellung desselben bloſs als ein gewagtes Unternehmen aufs Gerathewohl anſehen, das immer der Vorsicht mehr Bedarf als jedes andere, zu dem wir durch Vernunft- oder Erfahrungsgründe geleitet werden, und da, wie ich eben erwähnt, bey dem Verſuche an sich, wegen ſeiner Einfachheit, keine Vorsicht in dem Grade ſeiner Anwendung Statt hat, ſo müssen wir dieſelbe wenigſtens sich auf den Grad ſeiner Verbreitung erſtrecken lassen, allenfalls unſerer eigenen Beruhigung halber, in dem doch möglichen Falle des Miſslingens weniger geſchadet zu haben.

Drittens endlich muſs bey Anſtellung eines Verſuchs die Wichtigkeit des Gegenſtandes, auf welchen er angewandt werden ſoll, einigermaſsen als ein wichtiges Moment in Betracht gezogen werden. Bey einer einzelnen Krankheit, bey einem einzelnen Menſchen kann man unter gewissen Umſtänden ſchon mit leichterm Muthe etwas Gewagtes unternehmen, der Kranke ſelbſt zieht oft einen ſolchen Schritt einer gefährlichen Siechheit oder qualvollen Zuſtande, dessen Ausgang unabſehbar iſt, vor, und ſchlägt die Unternehmung fehl, ſo iſt die Gröſse des Uebels, das der Arzt angeſtiftet, leichter zu umfassen und er-

II.

Merkwürdige Konvulsionen, die sich durch Mittheilung auf 14 Subjecte verbreiteten, im Krankenhause der Charité beobachtet.

Ich mache hiermit den Anfang merkwürdiger Erfahrungen aus unserm Krankenhause mitzutheilen, und werde in der Folge damit fortfahren, wozu die grosse Menge der Kranken und die in diesem Hause eingeführte genaue Beobachtung derselben mir reichen Stoff darbietet.

d. H.

Von der schwächenden Wirkung des Schrecks und der Furcht auf die Verrichtungen des Körpers, und den mannigfaltigen, fast in jedem Individuo modificirten Aeusserungen der Seelenkräfte und der daher entspringenden wechselseitigen Ursache von Krankheiten, die immer nur in einer gesunkenen Lebenskraft gegründet ist, zeugen eine Menge von Beobachtungen; allein selten sind Beyspiele, ausser in

grofsen Hospitälern, von einer, man möchte sagen, elektrifchen Macht, womit diefe Leidenfchaften mehrere Menfchen in die heftigften Zuckungen verfetzen.

Ein folches Ereignifs fah man den 3ten Januar 1801 in unferm Krankenhaufe.

Ein ein und zwanzigjähriges Mädchen, Namens *W*.., deren athletifcher Körper mit den groben Empfindungen und Leidenfchaften einer gemeinen Seele übereinftimmte, welche fchon einigemale aus dem Krankenhaufe, theils von einer Bruftentzündung geheilt, theils vom Tetanus befreiet, entlassen worden, befuchte an diefem Tage Nachmittags eine andere Kranke, und ftürzte, da sie kaum das Zimmer betreten, unter den heftigften Convulsionen zu Boden.

Der Schreck über den gefährlichen Fall und der Anblick der fürchterlichen Gliederverzerrungen diefer Unglücklichen, verfetzte in wenigen Augenblicken fechs mehr oder minder an krampfhaften Befchwerden leidende weibliche Perfonen in einen gleichen Zuftand. Nach und nach wurden noch acht andere ebenfalls von den heftigften Zuckungen befallen.

Da jeder Anfall irgend Einer derfelben in Allen einen ähnlichen Paroxismus erregte, fo war eine Trennung derfelben, um zum we-

nigſten die äuſsere Urſache der Krankheit zu entfernen und die weitere Fortpflanzung zu hindern, nothwendig. Bey dem beſchränkten Raume konnte nun freilich nicht einer Jeden ein eigenes Zimmer angewieſen werden, daher man sich begnügen muſste, sie paarweiſe und bey hartnäckiger Fortdauer des Uebels einzeln zu vertheilen; um sie aber gegen in solchen heftigen Anfällen leicht mögliche Beſchädigungen zu sichern, wurden mehrere Wächter angeſetzt.

Durch die nähere Beſtimmung der Krankheiten, woran dieſe Perſonen, als sich dieſer Zufall ereignete, litten, und durch die Nothwendigkeit des Zuſammenſeyns mehrerer Kranken in einem Zimmer wird dieſe Fortpflanzung des Zufalls leicht erklärlich.

Alle dieſe Perſonen, ſowohl diejenigen, welche durch den Schreck in Convulsionen geriethen, als auch diejenigen, bey denen der Anblick und die daher entſprungene Furcht die Zuckungen hervorbrachten, litten ſeit längerer oder kürzerer Zeit an Nervenkrankheiten; wie

die *Biebken*, 25 Jahr, am allgemeinen Tetanus.

die *Degen*, 17 Jahr, an epileptiſchen Anfällen;

die *Rummlern*, 23 Jahr, an Krämpfen;

die *Fuchsen*, 21 Jahr, an einem periodischen Asthma;

die *Dollfussen*, 24 Jahr, an einer kronischen Gicht mit Krämpfen;

die *Beetzen*, 22 Jahr, an Krämpfen;

die *Lucas*, 16 Jahr, an Epilepsie und Lethargie;

die *Augustin*, 22 Jahr, an Magenkrämpfen und Zuckungen;

die *Desdal*, 18 Jahr, an Epilepsie;

die *Henningen*, 23 Jahr, an Krämpfen;

die *Schiffmann*, 22 Jahr, an heftigen allgemeinen Convulsionen;

die *Kuben*, 23 Jahr, an Lähmung der Hände und Füſse.

die *Rawitzen*, 16 Jahr, von Jugend auf Epilepsie;

die *Rummeln*, 18 Jahr, wegen zärtlichen Körperbau von Jugend auf zu Ohnmachten geneigt.

Ohnerachtet die durch den Anblick der Konvulsion stark afficirte Phantasie hier offenbar *als* Erregungsursache diente, so muſs man doch nicht übersehen, daſs hier schon die Analogie in der Natur der Individuen gegründet war.

Aeuſserst merkwürdig ist hingegen die bewirkte Heilung dieser Krankheit so vieler Personen, weil dadurch vorgefaſste Meinungen

ſten Convulſionen, und die *Auguſtin* über
in eben einem ſolchen Bade ein allgemei
fürchterlicher Tetanus mehreremale, ſo
überhaupt ihre Convulſionen nach dem L
genſalze und dem Bade immer ſtärker wa
als nach dem dazwiſchen gegebenen Opi
die *Desdal* konnte den heftigen Reiz ei
in der kauſtiſchen Auflöſung getauchten u
über den Hals geſchlagenen Compresse ni
ertragen, und ihr Aſthma wurde dadurch v
mehrt; als sie hierauf das kauſtiſche Bad
brauchte, verfiel sie in kolliquative Schweiſ
wodurch ihre Schwäche um vieles vergröſs
wurde.

Von der Wirkung des äuſserlich auf e
nem von ſeinen Häuten entblöſsten Muske
durch das Laugenſalz angebrachten Reizes, a
eine gleiche Wirkung im Innern des Körpe
(wo die Arzneyen gewiſs eine groſse Verä
derung, durch einen, wenn man will, anim
liſch-chemiſchen Proceſs, erleiden müsſen u
folglich nur indirecte eine ähnliche Erſche
nung darbieten können, ohne deshalb aus e
ner gleichen Urſache zu entſpringen,) ſchlie
ſen zu wollen, ſcheint in der That etwas Un
erwieſenes zu ſeyn. Viele Reitzmittel affic
ren äuſserlich das Hautorgan, und dennoc
wird ihr Reiz durch den innern Proceſs a
geſtumpft, zuweilen ganz vernichtet. Auch i

lie wechselseitige, bald vermehrte, bald verminderte, durch Reize bewirkte Reciprocität im galvanischen Procefs, worauf sich die Muthmafsung des Herrn *Stütz* vorzüglich gründete, nur in so fern gültig, als sie durch ähnliche Wahrnehmungen bewiesen werden kann, und wird daher nur bey der gänzlich unbekannten Art und Weise, wie der Lebensprocefs im Innern vor sich gehe, als eine blosse Supposition gelten müssen, deren Beweis aufser den Grenzen der Erfahrung liegt, und folglich nur Möglichkeit in sich schliefst.

Wenn nun aber die als möglich angenommene innere *galvanische* Wirkung dieses Salzes durch Erfahrungen widerlegt wird, so könnte vielleicht die analoge Schlufsfolge über die Nützlichkeit der äufsern Anwendung des reizenden Laugensalzes fester gegründet seyn: allein auch hier findet die allgemeine Anwendung solcher Bäder ihre Schranken, wie unsere Beobachtungen beweisen, ob sie gleich bey einer besondern Afficirung des Hautorgans, folglich in einzelnen Fällen, als Hülfsmittel dienen können, um eine zu der Erhöhung der Erregung durch innere Reizmittel günstige Receptivität herbeyzuführen; so wie warme Bäder wohl überhaupt nur durch ihre stärkende Kraft der Asthenie entgegenarbeiten, ohne auf eine galvanische Weise zu wirken.

Dennoch hat Herr *Stütz* Erfahrungen über seine Methode im Trismus, Tetanus und Convulsionen aufgestellt, und es würde unbescheiden seyn, die Wahrheit derselben zu bezweifeln.

Es tritt hier aber bey dem unregelmäſsigen Gange dieser Nervenübel die Erfüllung einer Bedingung ein, die nur die Behauptung von der wirklich sich bewiesenen Nützlichkeit dieser Heilmethode über jeden Zweifel erheben kann.

Man beobachtete bey unsern Kranken häufige und zuweilen wochenlange von jedem Anfall freye Zwischenräume, und dennoch kehrten die Convulsionen ohne alle Gelegenheitsursachen mit aller Heftigkeit zurück; folglich darf wohl nicht dies scheinbare Aufhören der Krämpfe nun gleich zum Beweis, daſs die Krankheit auch wirklich gehoben sey, aufgestellt werden; und es findet also wohl der bescheidene Zweifel statt, daſs solche Krankheiten, mit denen andere Aerzte Jahre lang kämpfen, ehe sie ihrer Heilung gewiſs sind, schwerlich binnen 14 Tagen durch eine Methode, deren zweifelhafte Wirkung unsere Erfahrungen bezeugen, gehoben worden; es sey denn, daſs sie aus einer vorübergehenden oder örtlichen Ursache, nach deren Entfernung die Krankheit weichen muſste, entsprangen.

Es begünstigen daher unsere Erfahrungen nicht die Behauptung über die Nützlichkeit des Laugensalzes und der kaustischen Bäder in diesen Krankheiten; im Gegentheile beobachtete man bey den Mehrsten ihre schwächende Potenz zum Nachtheile der Kranken, und es blieb nichts übrig als ein längst bewährtes Reizmittel ohne alle Verbindung mit andern zu wählen, und diesem muss einzig und allein die Heilung unserer Kranken zugeschrieben werden. Durch unsere Erfahrungen wird nun das Opium als das grösste auf die ganze Erregbarkeit wirkende Reizmittel aufs neue *bestätigt*, und die unrichtige *Vorstellung* von dessen schwächender Wirkung, *welche* durch einen unrechten Gebrauch veranlast wurde, indem man theils einen sthenischen Zustand, worin die Anwendung desselben allerdings zur indirecten Asthenie führen muste, nicht von dem asthenischen, worin es wiederum aus Furcht der schwächenden Kraft nur in geringer Menge angewandt wurde, gehörig unterschied; theils über die Anwendung desselben in Rücksicht der Gabe, aus Mangel bestimmter Regeln irrte, hinlänglich widerlegt wird.

Läugnen wird man es wohl nicht, dass die Convulsionen unserer Kranken asthenischen Ursprungs waren, wenn man gleich die *Brownische* Meinung, dass es durchaus keine

sthenische Convulsionen geben könne, als der Erfahrung widersprechend, zurückzuweisen sich genöthigt sieht. Die krankhafte Erregbarkeit, als eine ungetheilte gleichförmige Eigenschaft des ganzen Körpers leuchtete aus der allgemeinen Heftigkeit der Convulsionen und ihrer Ursache bey der längst da gewesenen asthenischen Diathesis deutlich hervor, und eben darum mufste gerade auf sie gewirkt und jede symptomatische Behandlung irgend eines scheinbar sthenischen vorübereilenden Zufalls aufgegeben werden. Es kam daher alles darauf an, da im Opium gerade dasjenige Mittel, welches auf die ganze Erregbarkeit wirkt, gefunden wird, die gesunkene Erregung zu einer der Erregbarkeit gleichen Höhe nach und nach zu erheben, oder welches gleichviel ist, die Erregbarkeit durch mächtige Reize auf einen der erhöhten Erregung gleichen Grad herunterzubringen, denn hiedurch wurde gerade auf die Krankheitsursache gewirkt. Deswegen mufste also das Opium so lange in steigender Gabe genommen werden, bis die Zeichen der verstärkten Erregung, nach Verschiedenheit der Subjekte deutlich wurden. Man beobachtete nun entweder eine Abnahme, sowohl der Zeit, der Dauer, als der Stärke nach, womit die Convulsionen erschienen, oder keine Aenderung des vorigen Zustandes.

War ersteres, so musste man das Gleichgewicht zwischen der Erregbarkeit und Erregung zu erhalten suchen, um eine neue krankhafte Anhäufung der Erregbarkeit zu verhüten, und es wurde mit der zuletzt gegebenen Dosis des Opiums noch einige Stunden fortgefahren; war letzteres, so sah man sich gezwungen, selbst bey der scheinbar grössern Erregung, dennoch mit dem Opium zu steigen, weil bey der Gewissheit der directen Schwäche, woraus diese Zuckungen entstanden, das Daseyn der Convulsionen noch immer von der überwiegenden Macht der Erregbarkeit zeugte. Nun trat zuweilen derjenige Zustand ein, welcher den Uebergang zur indirecten Schwäche zu machen pflegt, wo alsdann das Opium ausgesetzt wurde.

Dieser Zustand ist äusserst merkwürdig, und bestätigt den einfachen Gang der Natur zu beyden sich so nahe liegenden Extremen, der directen und indirecten Schwäche, und man kann daher wohl behaupten: dass nur in der genauen Beobachtung dieser sonderbaren Erscheinung die einzige Indication, wonach das Opium gegeben werden soll, gegründet sey.

Wenn nemlich die Erregbarkeit durch die durchs Opium erhöhte Erregung so weit verzehrt ist, dass nach einer verstärkten Gabe desselben kein angemessener Reiz mehr folgt,

ſo entſtehet eine Abſpannung der Muskularkräfte, eine Beruhigung aller Leidenſchaften, eine Gleichgültigkeit gegen Alles, ein wachender Gemüthszuſtand, worin keine Idee figirt wird, ein paſſiver Zuſtand, ohne daſs die thieriſchen Functionen des Körpers geſtört würden, und folglich nicht jene, eine indirecte Schwäche begleitende Symptome, wie sie sich bey einem hohen Grade von verzehrter Erregbarkeit äuſsern, vorhanden wären.

So lange dieſer Zuſtand währte, verſchwanden auch die Convulsionen, befielen aber die Kranken aufs neue, ſobald das Gefühl eigener Schwäche, eine lebhaftere Einbildungskraft und die gewöhnlichen Leidenſchaften der Kranken zurückkehrten, wodurch denn auch die ſchon wieder geſunkene Erregung versinnlicht wurde.

Hier beſtimmten nun die Stärke der Convulsionen und die Frequenz der Anfälle die Gabe des Opiums. Man fing mit wenigern Granen desselben, als womit man aufgehört hatte, aufs neue an. Und ſo muſste alſo ein beſtändiges Steigen und Fallen in der Gabe des Opiums, nach den verſchiedenen Zuſtänden der Kranken, ſo lange wiederholt werden, bis die nach und nach ſeltener erſcheinenden Anfälle, die Kürze und Schwäche derſelben, einen deutlichen Beweis des Gleichgewichts zwiſchen der Erregbarkeit und Erregung dar-

ſtellten; wo dann die Gabe des Reizmittels um vieles vermindert, und endlich durch das gänzliche Verſchwinden der Krankheit auf ein bis zwey Grane zurückgebracht wurde.

Nach dieſem Heilplane wurden, nachdem man sich von der Unzulänglichkeit der *Stützi-ſchen* Methode überzeugt hatte, alle Kranke, mit der ihnen angemessenen Modification, in Anſehung der Gabe des Opiums, behandelt, und ſo wurden sie, zwey ausgenommen, die sich noch in der Kur befinden, von den heftigſten Convulsionen nur allein durch das Opium befreyet.

Ihre Heilung war um ſo mehr Schwierigkeiten unterworfen, da die Kranken nicht nur von gemeiner Erziehung und heftigen Leidenſchaften waren, die bey den geringſten Anlässen bey Mangel der Verſtandeskräfte ſehr oft die ſchon ſehr verminderten Convulsionen aufs neue erregten, ſondern sie hatten auch alle eine aſtheniſche den Convulsionen ſehr günſtige Diathesis, und viele hatten ſogar von Jugend auf an epileptiſchen, convulsiviſchen Beſchwerden und am wirklichen Todtenkrampfe gelitten; dennoch vermochten weder ihre Leidenſchaften, ſo ſehr sie auch die Erregung aufs neue wieder ſchwächten, die einmal durch den Gebrauch des Opiums vermehrte Erregung zu dem anfänglich niedrigen Grade

herunter zu bringen, noch ihre asthenische Diathesis die völlige Heilung dieser Krankheit verhindern.

Beym Gebrauche des Opiums sah man, dass es in einer gleichen Gabe nicht immer eine gleiche Wirkung äussere; und so leicht dies schon aus der verschiedenen Idiosyncrasie zu schliessen ist; um so mehr befremdet es, wenn man gleich anfänglich eine grosse Gabe desselben von den Aerzten angerathen findet. Bey einigen Kranken bewirkte eine in diesen Krankheiten relativ mässige Dosis schon eine sehr erhöhte Erregung, dahingegen bey andern dieselbe bey gleicher Gabe unverändert blieb; eben so verschieden äusserte sich die volle Kraft dieses Reizmittels bei einigen, durch alle Zeichen eines betäubenden Mittels, da es bey andern einen hohen Grad von innerer Stärke, Munterkeit und Selbstzufriedenheit, und noch bey andern einen Missmuth mit Schwärmerey erzeugte.

Gerade dieser von dem gewöhnlichen Character eines Individuums abweichende Gemüthszustand muss zur Regel für die grösste Gabe des Opiums dienen. Eben so bestätigte sich die Wahrheit, dass das Opium nicht immer ein Schlaferregendes Mittel sey; denn die sonst fast einen ganzen Tag dauernde Lethargie der *Lucas* verschwand nach einer jeden

grofsen Gabe desselben, so wie überhaupt jedesmal der Schlaf die Kranken nach einer solchen Dosis floh, da er sich hingegen sogleich bey verminderter Erregung wieder einfand, worauf dann gewöhnlich ein heftiger Paroxism folgte, welches aus der schon wieder angehäuften Erregbarkeit erklärlich wird. War die Erregung durch Opium am höchsten, so verschwanden die Convulsionen, und immer waren die Anfälle nach einer darauf gegebenen geringern Gabe auch noch die schwächsten. Auch fand man, dafs es zuweilen nöthig ist, mit den verschiedenen Opiatzubereitungen zu wechseln, indem bey mehreren Kranken die mit Wein und Gewürz zubereitete Opiattinktur Brechen erregte, wenn sie dieselbe eine geraume Zeit gebraucht hatten, und sie vertrugen alsdann die wässerigte oder auch die spirituöse Tinktur derselben sehr gut; bald darauf aber mufste wiederum die erstere genommen werden, da die letztere in weit gröfsern Gaben nicht so stark zu reizen scheint und man überdem nicht genau die darin aufgelöst enthaltene Menge des Opiums bestimmen kann.

Man könnte dies Erbrechen (wenn man es nicht einem Ekel, der durch den Gebrauch eines und desselben Mittels zuweilen zu entstehen pflegt, zuschreiben will,) aus einer zu-

fälligen localen, im Verhältnifs der ganzen Erregung noch etwas fchwächeren Erregung des Magens, die bald wieder zu dem Grad der allgemeinen Erregung zurückgebracht werden mufs, erklären.

Noch ift folgendes hier anzuführen nöthig:

1) Dafs bey unfern Kranken allemal im Anfall der Convulsionen der gänzliche Verluft der äufsern Sinne bemerkbar war.

2) Dafs diefe Krankheit blofs empfindliche und vorzüglich reizbare Perfonen des weiblichen Gefchlechts, in den Jahren von 16 bis 25 betraf.

3) Dafs nur zwey junge Mannsperfonen, die zur Wache dienten, einmal eine ähnliche Krankheit bekamen, die sich mit zwey oder drey Paroxismen, blofs durch Abfonderung von andern, endigte.

4) Dafs die Paroxismen sich allemal erneuerten, wenn den Kranken plötzlich eine Mattigkeit überfiel, die sie in einen betäubenden Schlaf verfetzte, der nach ein oder zwey Minuten die Convulsionen zur Folge hatte.

5) Dafs nach der Kur der Convulsionen den Kranken diejenige Krankheit übrig blieb, die vor dem Ausbruch derfelben bereits als Nervenkrankheit gegenwärtig war. So kehrte bey einigen die Epilepsie zurück,

bey andern Magenkrämpfe, hysterisches Leiden, periodische Ohnmachten und selbst Lähmung.

6) Man brauchte das Opium in Tinkturen, als: *Laudanum liquidum Sydenhami*, *Tinctura opii spirituosa* und *aquosa*, und je nachdem die eine oder die andere Form dieses Mittels dem Kranken bekam und Wirkung äusserte, je nachdem blieb man dabey oder änderte sie.

Mehrere Erfahrungen haben gelehrt, dass das Opium, wenn es in unvermischter Form angewendet wird, leicht Ekel und Brechen errege.

7) Man fing gemeiniglich mit 10 Tropfen an, und liess alle halbe Stunden, manchmal alle Stunden mit zwey bis fünf Tropfen so lange steigen, bis offenbare Zeichen der verminderten Erregbarkeit eintraten. In diesem Zustande wurden mehrere Stunden ohne Opium zugebracht, bis das mittlere Maass von Erregbarkeit und Erregung eintrat.

8) Das Opium bewirkte, selbst nicht in den grössten Dosen, Verstopfung des Leibes, selten Schlaf, bey allen aber Erweckung und Zunahme der Lebensthätigkeit, worauf mit der letzten Dosis von neuem angefangen und in allmähliger Vermehrung fortgefahren wurde, bis Gegenanzeigen entstanden.

Auf diese Weise waren oft alle Stunden vierzig Tropfen nöthig.

9) Wenn die Kranken des Nachts schliefen, so wurde die Kur in diesen Stunden ausgesetzt.

10) Die Kur geschah nicht immer durch längere Zwischenzeiten der Paroxismen, auch nicht durch schwächer werden derselben; denn oft waren die letzten die stärksten.

11) Die *Wendern*, von der sich die Convulsionen fortpflanzten, konnte den 15. März entlassen werden, nachdem 14 Tage lang gar keine Anfälle mehr zu spüren waren.

12) Die *Biebken* war den 19. März von ihren Convulsionen befreyet, und nur dann und wann stellte sich der vorige Tetanus ein, der wahrscheinlich seinen Grund in einem *Tumor cysticus* des Unterleibes hat.

13) Die *Rummlern* verliefs das Lazareth den 30. März.

Von ihrem alten Uebel sind ihr auch noch dann und wann Krämpfe im Unterleibe zurückgeblieben, die allemal durch häufige Gemüthserschütterungen erregt werden.

14) Die *Fuchsen* konnte den 22. Februar das Lazareth verlassen, nur ihre vorige periodische Engbrüstigkeit blieb ihr zurück.

15) Die *Dollfussen* war den 15. April gesund;

so lange die Convulsionen recidivirten, spürte sie keine Gichtschmerzen, woran sie kronisch litt, wohl aber nachher.

6) Die *Beetzen* hat ihre letzten Krämpfe den 23. April gehabt; der erste Anfall ist durch großen Schreck erfolgt, nachdem sie von von Jugend auf zu Ohnmachten eine vorzügliche Disposition hatte.

7) Die *Lucas* war in der Mitte des März von ihren Convulsionen befreiet, die sich in ihre von Jugend auf gehabte Epilepsie verwandelten.

8) Die *Augustin* war zu Magenkrämpfen und Zuckungen von ihrem vierzehnten Jahre an geneigt; die Convulsionen verloren sich bereits zu Anfange März, und einige Zeit nachher wurde sie auch von ihrem ersten Uebel befreiet. Da sie dieserhalb noch im Lazareth bleiben mußte, so mußte sie sich für Gemüthsbewegungen hüten, worauf allemal Ohnmachten mit Krämpfen erfolgten.

19) Die *Desdal* war von ihrem 16ten Jahre an, nach Ohnmachten epileptisch. Die Convulsionen verlohren sich zu Ende März, und sie wurde Ausgangs April entlassen.

Bey dieser Kranken hat man am Ende die vorige Epilepsie nicht mehr bemerkt.

20) Die *Henningen* war von Jugend an zu

Ohnmachten und Epilepsie geneigt; die Convulsionen verließen sie mehrere Wochen, so daſs sie Anfangs April das Lazareth verlassen konnte.

21) Die *Schiffmann* hatte vor zwey Jahren durch einen groſsen Schreck von einem sie anfallenden Hunde Magenkrampf, darauf Tetanus erlitten, der sich bereits verloren hatte, als die erwähnte Urſache vom 3ten bey ihr Convulsionen erregte, ſo daſs noch dann und wann kleine convulsiviſche Zuckungen, ihrer ſonſt ſehr blühenden Geſundheit ohnerachtet, erfolgen, daher sie auch noch nicht geheilt entlassen werden kann.

22) Die *Kuben* litt ſeit zwey Jahren an paralitiſchen Zufällen der Extremitäten, wozu den 3ten Convulsionen kamen; während dieſen fühlte sie das Unvermögen ihrer Hände und Füſse gar nicht, und konnte sie ungehindert gebrauchen.

Erſt zu Anfange des May iſt sie von ihrer Krankheit geneſen und bedarf noch ſtrenge Aufsicht, daher sie noch nicht hat entlassen werden können.

23) Die *Rawitzen* hat von Jugend auf Ohnmachten und periodiſche Anfälle von Epilepsie. Sie wurde im December v. a. als veneriſch aufgenommen, und bekam den

25. December Convulsionen, ohne dafs man die Gelegenheitsurfache diefer in der Form veränderten Nervenkrankheit entdecken konnte; man könnte sie vielleicht von ihrer Schwangerfchaft, worin sie sich in ihrem 16ten Jahre befand, herleiten. Sie konnte erft den 17. März von diefen Convulsionen geheilt, das Lazareth verlassen, nachdem die habituelle Epilepsie wieder zurückgekehrt war.

4) Die *Rummeln* war fehr zärtlich, kleinlich, fchwach und zu Ohnmachten geneigt; sie war venerifch, und wurde den 20. Januar blofs von dem Befuch einer Patientin, die in Convulsionen lag, auch damit befallen, die jedoch nicht fo heftig wie bey andern erfolgten; indessen konnte sie doch erft den 31. März mit Sicherheit entlassen werden.

4) Die Convulsionen aller diefer Kranken beftanden in periodifchen Anfällen von Tetanus, *epifthotonus* und *emprofthotonus*; bey den meiften waren sie von der Heftigkeit, dafs oft vier ftarke Wärter erfordert wurden, damit sie sich keinen Schaden zufügen konnten.

Fritze.

III.

Epidemische Krankheitskonstitution von Erlangen, vom Herbst 1799 bis Ende Decembers 1800.

Unsre Stadt schien in den Sommermonaten des vorigen Jahrs, in welchen ein ungewöhnlich guter Gesundheitszustand herrschte, nur um deswillen von bedeutenden Krankheiten verschont geblieben zu seyn, um eine desto grössere Menge von Subjekten, die nunmehr desto fähiger geworden waren, den bald folgenden verheerenden Epidemien als Schlachtopfer darbieten zu können. Bey einer sehr veränderlichen und im Ganzen mehr rauhen und feuchten Sommerwitterung, die auch bis in den Herbst so fortwährte, zu einer Zeit, wo in unsrer Nachbarschaft, namentlich in Nürnberg, Anspach, Bamberg u. s. w., schon seit einem Jahre die Blattern und auch einige

andre Kinderkrankheiten auf das mörderischste wütheten, blieben unsre Einwohner, Alt und Jung, so gesund (leichtere Catarrhe und Rheumatismen ausgenommen), dafs Aerzte und Apotheker sich gegenseitig ihre Verwunderung zu erkennen gaben. Den beschäftigten Aerzten, die sonst wohl des Tages 20 und mehr Kranke (welches bei der hiesigen verhältnifsmäfsig zu grofsen Zahl von Aerzten schon viel ist) zu besorgen hatten, blieb jezt nicht der vierte Theil übrig, und von diesen waren die meisten chronische Kranke.

Gegen das Ende des Septembers und noch mehr im folgenden October 1799 zeigten sich indessen schon Spuren von einer epidemischen und zwar gerade sehr gefährlichen Krankheit, dem *Scharlachfieber*, das — besonders in seiner nachherigen Verbindung mit andern Seuchen — nur zu empfindlich die Aerzte aus ihrer bisherigen Unthätigkeit, und die Familien, besonders die Eltern, aus ihrer sorglosen Ruhe, aufwecken sollte. Es trat im Anfang mit ziemlich leichten Zufällen ein, war nicht leicht tödlich, und befiel auch verhältnifsmäfsig nur wenige Menschen. Es schien überhaupt sich nicht sehr epidemisch ausbreiten zu wollen, kam nur in einigen Strafsen, und zum Theil n ziemlich auseinander gelegnen vor, und verschwand auch wirklich zu Ende des Jahrs bei-

nahe wieder völlig. Wenigstens war in den nächsten drei Monaten, vom Anfang Decembers bis Februar, wenn diese Krankheit auch hie und da vorkam, nichts von einem eigentlich epidemischen Karakter derselben zu bemerken. Es war aber nur die Form der Krankheit die sich verlohren oder vielmehr verändert hatte; die nächste Ursache derselben — sey sie welche sie wolle, auf jeden Fall wohl das Product einer in der Atmosphäre, und zwar in einer gewissen eigenartigen und lange unterhaltenen Mischungsveränderung derselben liegenden, äussern Potenz — schien in der nunmehr sich einfindenden Epidemie dieselbe zu bleiben. Es erschien nämlich im November desselben Jahrs eine sogenannte *Angina parotidea* und *tonsillaris*, welche sehr schnell völlig epidemisch wurde, und sich unter Kindern und Erwachsenen so ungemein verbreitete, dass wenig Häuser waren, in welchen nicht wenigstens Ein oder der Andere im stärkern oder leichtern Grade von ihr befallen wurde. Die Zahl der sämmtlich daran Erkrankten mochte sich in dem Zeitraum von etwa drei Monaten so lange sie dauerte, *zum wenigsten* auf 7 bis 800 Menschen belaufen. Indessen war glücklicher Weise ihr Karakter gar nicht bösartig, ob sie gleich im Ganzen mehr asthenischer Natur war; und bei einer zweck-

mäſsigen Behandlung genaſen die Kranken ziemlich bald und sicher. Auch ſtarb unmittelbar an dieſer Drüſenentzündung von Allen, die von eigentlichen Aerzten daran behandelt wurden, meines Wissens keiner. Wenigſtens müſsten deren nur höchſt wenige geweſen ſeyn, und ich zweifle, ob in dieſem Fall jene Krankheit allein, und nicht vielmehr mit ihr komplicirt geweſene oder durch sie veranlaſste Krankheiten, z. B. Lungenentzündung, Konvulsionen, ſchweres Zahnen (von dessen gefährlichen Wirkungen, und unwiderſprechlichem Anſpruch auf einen bedeutenden Platz in der Reihe der Kinderkrankheiten ich nur zu ſehr überzeugt bin), Würmer u. dergl. die Urſache des Todes waren. Nur bey Manchen, beſonders Kindern, nahm dieſe Krankheit einen deutlichen nervöſen Karakter an, und war dann auch mit den dabey gewöhnlichen Symptomen verknüpft. Vorzüglich leicht beförderte dieſen ſymptomartigen Karakter die Gegenwatt von *Würmern*, die überhaupt zu derſelben Zeit, und noch lange nachher, ungemein häufig — man kann ſagen epidemiſch — vorkamen, und zwar auch bey Erwachſenen, obgleich nicht ſo ſehr oft, wie bey Kindern. Es waren meiſt Spulwürmer, welche öfters ausgebrochen wurden, oder auch von ſelbſt zum Munde herauskamen,

wie ich selbst einigemale bemerkt hab
ohne dass dieses gerade ein gefährliches Ze
chen gewesen wäre Auch mit den bald na
her eintretenden Blattern, dem Scharlach, Fri
sel und andern Kinderkrankheiten waren di
Würmer sehr oft komplicirt, und noch je
zeigen sie sich häufig. Dergleichen zu ein
gewissen Zeit allgemein verbreitete und dah
wirklich epidemische Wurmbeschwerden un
verminöse Komplikationen, wie sie bekanntlic
schon öfters (z. B. von *van der Bosche*) beo
achtet worden sind, bleiben immer eine me
würdige Erscheinung, besonders in Hinsi
ihrer gemeinschaftlichen Ursache, die d
vorzüglich aufserhalb dem Körper aufzusu
ist, und also die Meinung von der Erzeug
der Würmer aufserhalb dem thierischen K
per (d. h. nicht aus seiner Materie und sei
Organen) begünstigen, und die entgegen
setzte von dem jedesmaligen Angebohrens
dieser Thiere, und von der Nothwendigl
einer gewissen Disposition (durch vorhand
Keime) zu ihrer Entwickelung zu entkräl
scheint. — Die Heilung jener Drüsenentz
dung wurde in den meisten Fällen durch
lindere Diaphoretica, besonders wässerig
essigsauren Ammoniak mit kleinen Dosen
Antimonialmitteln und Hollundermus, wo
was stärkerer Reiz nöthig war, durch Aufg

Baldrian mit den erwähnten Mitteln, und in schlimmern und mehr asthenisch-neren Fällen durch Kampher, zuweilen mit ium oder Doverschem Pulver und andre nliche Mittel bewirkt. Aeusserlich wurden nreibungen mit flüchtigem Liniment, das ich wöhnlich, und mit sichtbarem Vortheil, aus em Oleo *Hyosciami inf.* bereiten liefs, auch ohl mit Kampher versetzt, und fleissiges Gurln mit den bekannten Mitteln erfordert. Nachherige Stärkungsmittel waren nur in den phusartigen Fällen nöthig. Wurmbeschwerden modificirten zuweilen die Behandlung und rforderten bey übrigens guten Kräften dienliche Ausleerungsmittel, z. B. Calomel mit Balsam, oder Zittwersamen u. s. w. Die geschwollenen Drüsen giengen im Ganzen nur lten in Eiterung über, wurden aber dann in en Fällen, die mir vorkamen, durch die Oeffnung mit dem Messer sehr glücklich behandelt. Einem dreyjährigen ödematösen Knaben, m nach einem mit einer solchen Angina ier nur Symptom) verbundenen Scharlacher beyde Parotiden sammt den anliegenden illardrüsen zur Gröfse einer starken Kinaust schwollen und eiterten, öffnete ich e in einigen Tagen nach einander, und eachtet besonders aus der einen eine ge stinkende Jauche mit Blut vermischt

wie ich selbst einigemale bemerkt habe, ohne dass dieses gerade ein gefährliches Zeichen gewesen wäre Auch mit den bald nachher eintretenden Blattern, dem Scharlach, Friesel und andern Kinderkrankheiten waren die Würmer sehr oft komplicirt, und noch jetzt zeigen sie sich häufig. Dergleichen zu einer gewissen Zeit allgemein verbreitete und daher wirklich epidemische Wurmbeschwerden und verminöse Komplikationen, wie sie bekanntlich schon öfters (z. B. von *van der Bosche*) beobachtet worden sind, bleiben immer eine merkwürdige Erscheinung, besonders in Hinsicht ihrer gemeinschaftlichen Ursache, die doch vorzüglich aufserhalb dem Körper aufzusuchen ist, und also die Meinung von der Erzeugung der Würmer aufserhalb dem thierischen Körper (d. h. nicht aus seiner Materie und seinen Organen) begünstigen, und die entgegengesetzte von dem jedesmaligen Angebohrenseyn dieser Thiere, und von der Nothwendigkeit einer gewissen Disposition (durch vorhandene Keime) zu ihrer Entwickelung zu entkräften scheint. — Die Heilung jener Drüsenentzündung wurde in den meisten Fällen durch gelindere Diaphoretica, besonders wässerigtem essigsauren Ammoniak mit kleinen Dosen von Antimonialmitteln und Hollundermus, wo etwas stärkerer Reiz nöthig war, durch Aufgüsse

von Baldrian mit den erwähnten Mitteln, und nur in ſchlimmern und mehr aſtheniſch-nervöſen Fällen durch Kampher, zuweilen mit Opium oder Doverſchem Pulver und andre ähnliche Mittel bewirkt. Aeusserlich wurden Einreibungen mit flüchtigem Liniment, das ich gewöhnlich, und mit sichtbarem Vortheil, aus dem *Oleo Hyosciami inf.* bereiten lieſs, auch wohl mit Kampher verſetzt, und fleiſsiges Gurgeln mit den bekannten Mitteln erfordert. Nachherige Stärkungsmittel waren nur in den typhusartigen Fällen nöthig. Wurmbeſchwerden modificirten zuweilen die Behandlung und erforderten bey übrigens guten Kräften dienliche Ausleerungsmittel, z. B. Calomel mit Baldrian, oder Zittwerſaamen u. ſ. w. Die geſchwollenen Drüſen giengen im Ganzen nur ſelten in Eiterung über, wurden aber dann in den Fällen, die mir vorkamen, durch die Oeffnung mit dem Messer ſehr glücklich behandelt. Einem dreyjährigen ödematöſen Knaben, dem nach einem mit einer ſolchen Angina (hier nur Symptom) verbundenen Scharlachfieber beyde Parotiden ſammt den anliegenden Maxillardrüſen zur Gröſse einer ſtarken Kinderfauſt ſchwollen und eiterten, öffnete ich ſolche in einigen Tagen nach einander, und ohngeachtet beſonders aus der einen eine Menge ſtinkende Jauche mit Blut vermiſcht

ausgeflossen war, und noch mehrere Tage aus einer fistelartig gewordenen Höhlung quoll, so heilten doch beyde unter dem Gebrauch stärkender Einspritzungen aus China mit Asand und eines stark kamphorirten Cicutapflasters binnen 14 bis 16 Tagen vollkommen. Bey einem andern Knaben erfolgte unter ähnlichen Umständen derselbe glückliche Ausgang.

Gegen Ende des Decembers erschienen nunmehr auch die *Blattern*, die nur zu bald eine ungemeine epidemische Ausbreitung gewannen. Schon einige Zeit vorher mochten sie einige hie und da befallen haben, wie ich wenigstens von andern gehört habe; aber sie blieben bis zu jenem Zeitpunkt nur sporadisch, und zuverläßsig war bis dahin keine Spur von einer eigentlichen Blatterepidemie zu bemerken. Es war dieſs in der That um so mehr zu verwundern, da die Nähe mehrerer — zum Theil nur wenige Stunden entfernten — Orte, wie Nürnberg, Fürth und andrer, in denen die Blatterseuche schon seit geraumer Zeit schrecklich wüthete, eine viel frühere Verbreitung derselben zu uns befürchten lieſs. Aber nun sollte unsre gute Stadt diesen längern Verzug um so schrecklicher entgelten. Es traten die Blattern schon gleich im Anfang der Seuche mit den schlimmsten Zeichen und Vorbedeutungen ein, und nahmen in wenig

Wochen eine ſolche verheerende Ausbreitung und einen ſolchen wahrhaft furchtbaren Gang und Karakter, daſs nicht nur alle Aerzte, ſondern auch die älteſten Einwohner der Stadt versicherten, noch niemals eine ſolche ſchreckliche und verwüſtende Blatternſeuche erlebt zu haben. Ich gedenke vielleicht eine ausführlichere Geſchichte dieſer merkwürdigen Epidemie an einem andern Orte mitzutheilen, und werde daher hier nur das vorzüglichſte davon bemerken. Die Blatterepidemie fing, wie geſagt, an zu Ende Decembers, erreichte ihre gröſste Höhe in den Monaten März bis May, während welcher sie nicht nur an Menge der Befallnen, ſondern auch an Tödlichkeit sich ziemlich gleich blieb, nahm ab zu Ende Mays und noch viel ſchneller im Junius, dauerte aber — wiewohl mit weit geringerer Häufigkeit und Bösartigkeit — noch während den Monaten Julius und Auguſt, und verſchwand erſt völlig zu Anfang Octobers. Vielleicht mögen auch noch ſpäter — was ich jedoch nicht gewiſs weiſs — einige Blatterkranke in der Stadt vorgekommen ſeyn; aber deren waren gewiſs ſehr wenige. Der Karakter der Epidemie war im Ganzen und in der meiſten Zeit ihres Verlaufs ein im höchſten Grade *nervös-aſtheniſcher* und zwar bey Vielen ein *eigentlich nervöſer*, d. h. mit überwiegender und

daher karakterisirender Ueberreizung und Schwächung — auch oft und bald völliger Lähmung — der Hirn- und Nerventhätigkeit mit den davon abhängigen Symptomen; bey Vielen aber auch ein äuſserſt *faulichter*, oder — nach meiner Ueberzeugung richtiger bezeichnet — ein *muſcular-aſtheniſcher* *) d. h. mit überwiegender Schwächung der *irritablen* (*Muskel-* und *Gefäſs-*) Faſer, und alſo der Muskelthätigkeit, ſammt den davon abhängigen, und hier insbeſondre (ſekundärer Weiſe) in den Flüssigkeiten auffallenden Merkmalen und Veränderungen. Daher in den Pocken der *erſtern* Art, welche bleich, niedrig, eingedrückt, wässerigt und ſtark zuſammenflieſsend waren, oft gleich im Anfang und vor oder während des Ausbruchs, ſeltner erſt ſpäter und in der Eiterungsperiode, Zufälle der ſtärkſten und äuſserſt ſchnell zunehmenden Oppression des *Senſorii communis* und der geſammten Nervenkraft, Schlummer, Unbeſinnlichkeit, Sopor, tiefe Betäubung, Verfall der Sinne und der Sprache, Kälte, Blässe und Eingefallenheit des Gesichts und Körpers, ſchwacher, ſchneller, zitternder Puls, kurzer, ſchneller, kleiner Athem, leiſes dumpfes Irre-

*) Ich werde meine Ideen über ſogenannte *faulichte Krankheiten* und *Faulfieber* u. ſ. w. dem Publikum *nächſtens* vorlegen.

reden, zuweilen auch heftiges Phantasiren, Zittern der Glieder, gelindes oft kaum merkliches Ziehen und Hüpfen der Sehnen und Muskeln, und meist ein allmäliges Verlöschen der Lebensflamme, im stille und sanft tödtenden Lethargus, ohne gewaltsame Aufregungen der letzten Kräfte im Todeskampf, wie bey den Opfern der *faulichten* Blattern. Bey *diesen*, welche gerne mit einem wässerigten Durchfall, mit Schmerzen und Brennen im Leibe, nicht selten auch mit öfterem Erbrechen (welches letztere jedoch auch in den nervösen Blattern vorkam) anfingen, waren die Zufälle des fiebernden Gefäfssystems, und der — nur zu bald in enorme Schwächung übergehenden Ueberreizung der Muskeln und Gefäfse sichtbarer und überwiegender. Hier war das Fieber im ersten Stadium — zuweilen, aber doch selten, noch im zweyten — viel heftiger, der Puls gereitzter, schneller, anscheinend völler und stärker, die Hitze gröfser, oft brennend, das Gesicht und die Augen Anfangs öfters roth und gedunsen, der Urin feurig oder molkigt, das Irrereden heftiger und oft mit gewaltsamen Bewegungen verbunden, der Durst grofs, die Ausleerungen durch den Stuhl häufiger, meist dünn und sehr stinkend; in den ersten Zeiträumen, (wenn die Kranken die folgenden erreichten) mehr

Schlaflosigkeit als Sopor. Insbesondre kamen hier häufig Austretungen und Auflösungen des Venenbluts an der Oberfläche des Körpers vor, welche sich durch eine gröfsere oder geringere Menge von *Petechien* an allen Theilen des Körpers zu erkennen gaben. Die Blattern selbst waren häufig schwarz oder blau, livid, eingedrückt oder blasigt, ja öfters mehr Blutblasen. Oft blieben sie auch blofs Flecken. Ja die faulichte Verderbnifs des Bluts ging bey manchen Kranken (wie ich selbst deren einige unter den Händen gehabt habe) so weit, dafs aus ihren *Lippen*, *Augenwinkeln*, dem Umfang des *Afters*, ganz schwarzes, dünnes übelriechendes Blut durchsickerte. *Solche* Kranke waren dann freilich dem Tode ganz nahe, und unmöglich mehr zu retten. Und dennoch lebten sie in diesem Zustande zuweilen noch einige Tage.

Diese fauligt-typhodische Art dauerte jedoch nicht so lange, wie die nervös-typhodische, sondern verschwand so ziemlich mit Anfang des Frühlings, während dem die letztere in den folgenden Monaten noch immer herrschend blieb. Nur erlangte sie zu dieser Zeit, etwa vom April an, eine eigne — im Ganzen minder bösartige — Modification durch die Verbindung mit der nunmehr herrschend werdenden *katarrhalischen* Konstitution,

die ohnehin in dieser Jahreszeit bey uns meist epidemisch ist, und diesesmal ganz besonders durch den Wiedereintritt der Scharlachepidemie (von der gleich nachher mehr) befördert und prädisponirend, oder vielmehr für die Blattern konstitutiv wurde. Da der allgemeine Karakter der Blatterepidemie, so wie der meisten andern intercurrirenden Krankheiten, im Ganzen immer noch asthenisch blieb, so läfst sich die nunmehr zur herrschenden gewordene *katarrhalisch - nervöse* Modification der Epidemie leicht erklären. Dafs bey mehreren Individuen statt des Katarrhalischen das *Rheumatische* stärker hervorstach und die daraus resultirende Form (eigentlich, und besonders hier, wo der Grundkarakter nicht verändert wurde, nur eine Varietät) bildete, bedarf für die, welche die grofse Analogie zwischen Catarrh und Rheumatismus (zwey *wesentlich* wohl wenig verschiednen Krankheitsformen), und die in unsrer Stadt wirklich endemisch vorkommende Frequenz des Rheumatismus, (namentlich in jenen Monaten) kennen, keiner weitern Erinnerung. — Unter diesem nun herrschenden Karakter waren besonders die *Halsentzündungen* viel häufiger, heftiger und gefährlicher. Der Rachen und Hals (zuweilen auch Zunge und Seitengaumen) schwollen stark an, überzogen sich

mit einem zähen, dicken, nicht selten eiterähnlichen Schleime, und das Uebel ging nicht selten in eine wahre *brandige* oder *fauligte Bräune* über. Es entstand diese um so leichter, wenn die ganze Mundhöhle, der Rachen und der Schlundkopf mit eiternden Blattern besäet waren. Bey Manchen schienen die Blattern noch tiefer hinab in der ganzen Länge des Schlundes zu sitzen. Bey Einigen theilte sich die Entzündung den Luftwerkzeugen mit, und erregte pneumonische Zufälle. Diese Symptomen kamen fast immer erst in der zweyten oder Eiterungsperiode vor, und wurden, wenn sie nicht schleunig genug gehoben oder gemindert werden konnten, meist gegen den siebenten bis neunten Tag der Krankheit — selten später, aber auch nicht leicht früher — tödtlich. Metastasen nach dem Kopf, und vermuthlich daher rührende brandige Hirnentzündung, waren in diesen Frühlingsmonaten öfters deutlich zu bemerken, so wie überhaupt bey reitzbaren vollsäftigen Kindern der Kopf leicht der vorzüglich reizempfängliche und leidende Theil wurde, wozu besonders das wieder erschienene Scharlachfieber — in welchem dieses eminente Kopfleiden vorzüglich sichtbar war — beyzutragen schien. Späterhin, im Junius, bis zu Anfang Octobers, als dem Ende der Epidemie, nahm

dieser Karakter, so wie überhaupt die Bösartigkeit, immer mehr ab, doch starben noch in der letzten Hälfte des Septembers einige Kinder unter ähnlichen Zufällen, wie die vorhin angegebenen. Merkwürdig war es, dass, so wie zu Anfang und Ende der Epidemie, so auch mitten in der Periode ihrer grössten Bösartigkeit, und meist in ein und derselben Familie, in welcher ein oder mehrere Kinder an den schlimmsten und tödtlichen Blattern lagen, ausserordentlich schöne und gutartige Blattern vorkamen, wie sie in der gelindesten Epidemie oder bey den glücklichsten Impfungen nicht schöner gesehen werden konnten. Hier waren denn auch alle übrigen Zufälle ungemein gelinde und die Genesung erfolgte ohne weitere Mittel schnell. Das Gift von diesen Blattern war fürtrefflich zu Impfungen, und wurde auch von mehreren Aerzten fleissig dazu gesammelt.

Impfungen wurden während des Laufs der Epidemie meines Wissens nur acht oder neun vorgenommen. Unter diesen lief *eine* unglücklich ab. Die zwey Kinder, die ich impfte, kamen ungemein leicht durch. Das eine davon hatte nur drey bis vier Blattern, das andre sehr viele und grosse. Die Ursache, warum nur so wenige inoculirt wurden, lag vorzüglich in der grossen Furcht, die die

Eltern wegen der Tödtlichkeit der Epidemie dafür hatten.

An den *natürlichen* Blattern *ſtarben* laut den gedruckten Sterbeliſten, die aber keinesweges ganz zuverläſsig sind, im Jahre 1800 gegen 200. Nimmt man noch die wenigen im December des Jahres 1799 an den Pocken Geſtorbenen und dann noch diejenigen dazu, welche entweder an den unmittelbaren Folgen der Pocken, oder auch wohl in den erſten Tagen der Anſteckung, ehe die Blattern ausbrachen, ſtarben, und in den Liſten nicht unter den an Blattern Verſtorbenen aufgeführt sind, ſo mag sich wohl die ganze Anzahl leicht auf 220 bis 230 belaufen. Im Durchſchnitt ſtarben gewiſs von *vieren einer*, *und* in den ſchlimmſten Monaten wohl ſelbſt von dreyen einer. Indessen wäre dieſe Mortalität doch nicht ſo groſs geweſen, wenn nicht ein groſser Theil der hiesigen Einwohner aus der Volksklasse, den hier noch feſt anklebenden Vorurtheilen gemäſs, aller mediciniſchen Hülfe Trotz geboten und sie für unnütz, ja hie und da ſelbſt für einen verwegenen Eingriff in die göttliche Beſtimmung erklärt hätte. — Die letzten bekannt gewordenen Verſtorbenen fielen in die Mitte des Septembers; es waren deren aber nur noch einige wenige! Bey weitem die meiſten ſtarben in den Monaten

Febuar bis April. Auch einige Erwachſene wurden befallen, doch waren es nur wenige, von denen nur zwey oder drey ſtarben.

In Rückſicht der angewendeten *Heilmethode* habe ich nur wenig zu bemerken, da leider eine *ſichere* und vorzüglich gelingende Heilart diesmal mit aller Mühe nicht aufzufinden war. Hatten die Pocken einmal einen gewissen hohen Grad von Malignität mit heftigem Typhus erreicht, ſo gelang dem Arzt die Rettung des Kranken nur ſelten. Nicht leicht wird man eine ſo furchtbar unbezwingliche und der reichlichſten und vielfachſten Anwendung der ſtärkſten Erregungsmittel ſo hartnäckig widerſtehende Bösartigkeit einer Blatterepidemie geſehen haben, als es die der unſrigen war. Opium, Campher, Naphtha oder Liquor anodynus, Baldrian, Schlangenwurz, China halfen in dieſen Fällen gar nichts; der Campher war in allen den Fällen, in welchen ich ihn gebrauchte, vielmehr ſchädlich, und beförderte die gefährlichen Kongeſtionen nach dem Kopf, ſo daſs ich mich nach mehreren Erfahrungen faſt ſcheute ihn noch zu geben. Die China paſste gar nicht in den catharrhaliſchen und dabey nervöſen Pocken, ja einmal glaube ich den Tod eines Patienten dieſer Art, welchem Moſchus und Naphtha mit wenig Campher in der Periode der Eiterung,

in der er schon verloren schien, sichtbare Besserung verschafft hatten, der im Anfang der Abtrocknung gegebenen China mit etwas mehr Campher zuschreiben zu müssen. Am wirksamsten zeigte sich mir und meinen Kollegen der *Moschus*, in starken Gaben, alle 2 oder 1 Stunden zu 3, 4 bis 6 Gran, dem ich wenigstens die Rettung einiger Kinder zunächst verdanke. Freilich kamen auch nicht wenige Fälle vor, in denen er wirkungslos blieb. Nebenbey wurden denn auch Vesicatoria, Einreibungen mit Campheröl und Campherspiritus, warme Bäder, reizende Klystiere, aromatische Fomentationen, guter Wein, nach den Umständen gebraucht. *Ausleerungen* nach unten waren im Anfang der Krankheit höchst schädlich und leicht tödtlich. In der letzten Periode vom 11ten oder 12ten Tag an waren sie bey guten Kräften desto dienlicher. Bey geringerem Grade von Bösartigkeit (der sich beynahe durch gewisse Gränzen von dem höhern und fast unheilbaren unterscheiden liefs) reichten die gewöhnlichen flüchtigen Reizmittel meistens hin die Gefahr zu entfernen. In einigen Fällen dieser Art leisteten mir auch China mit Campher, und nebenbey Vitriolsäure in *kleinern* Dosen, vorzügliche Dienste.

Uebrigens mufs ich aber offenherzig und

aus Wahrheitsliebe bekennen, daſs ich in dem höhern Grad der Bösartigkeit, der oft faſt gleich mit der Anſteckung eintrat, von dem Gebrauch der *mineraliſchen Säuren*, und zwar innerlich beſonders der *Salzſäure*, nach der Methode meines Freundes und vormaligen Collegen, des Herrn Professor *Reich*, mit der er mich ſchon bey ſeiner erſtern Abreiſe nach Berlin bekannt zu machen die Güte gehabt hatte, durchaus nicht den gehofften glücklichen Erfolg beobachten konnte. Ich ſuchte mir zwar möglichſt gute Säure zu verſchaffen, gab sie genau nach den Vorſchriften meines Freundes in ſtarken Gaben, Kindern von fünf bis zehn Jahren 20 bis 30 Tropfen der rauchenden Säure, zwey Erwachſenen 50 bis 60, ja auch noch etwas mehr, täglich drey bis viermal, lieſs im Klyſtier 30 bis 50 Tropfen einigemal appliciren, lieſs überdieſs zwey Kranke, ein Frauenzimmer von 15 Jahren und einen Knaben von 8 Jahren in ein warmes Bad, in das ich zwey Unzen officineller Schwefelſäure gegoſſen hatte, bringen; aber lag es an mir, was immerhin der Fall ſeyn kann, oder lag es an den Mitteln ſelbſt, genug, in keinem der Fälle, in denen ich sie ſo anwendete (es waren deren ſechs oder sieben) war ich ſo glücklich, den Kranken dadurch zu retten. Ich verlieſs daher in der

Folge diese Methode, nicht weil ich sie für an sich unwirksam, oder auch in andern vielleicht anders modificirten und weniger bösartigen Blatterepidemieen für nicht passend hielt, sondern weil ich mich in *dieser* Epidemie von ihrer Unzulänglichkeit genug überzeugt zu haben glaubte. Herzlich sollte es mich übrigens freuen, wenn andre Aerzte in andern Gegenden sie indessen in ähnlichen bösartigen Blatter- oder andern Epidemieen hülfreicher gefunden hätten, und dieses eben so unpartheyisch zum Verdienste des Erfinders und der Sache selbst ihren Kollegen anzeigen wollten. —

Schon oben habe ich bemerkt, dass sich zu Anfang des Frühjahrs wieder das *Scharlachfieber* epidemisch einstellte, und durch seine häufig vorkommende Verbindung mit den Blattern diese unter einer neuen Modification neuerdings gefährlich machte. Dieses Scharlachfieber breitete sich nun erst recht aus, und blieb auch lange nachdem die Blattern schon aufgehört hatten, noch stark epidemisch verbreitet. Ja es dauerte noch theils in seiner reinern Gestalt, theils und häufiger verschiedentlich modificirt bis zu Ende dieses Jahrs *) Im Anfang kam es mehr rein als eigentliche *Purpura scarlatina*, in den gewöhn-

*) Noch jetzt, im Februar 1801, ist eine — wiewohl

lichen grofsen rothen Flecken oder Ueber-gieſsungen mit wahrer Abſchuppung in gröſsern Stücken vor, begleitete auch in dieſen zuweilen die Blattern, wiewohl es hier ſchwerer zu erkennen war. Bald erſchien es aber gewöhnlicher mit *Frieſelausſchlag* als *purpura miliaris*, wobey übrigens die Zufälle *caeteris paribus* die nämlichen blieben. Die Frieſelbläschen waren bald mehr — und öfters vollkommen — *weiſs*, auf rothem Grunde, bald mehr *roth*. Bald waren sie über den ganzen Körper geſäet, und beſonders am Leibe und den Armen und Händen ſehr häufig; bald ſtanden sie deutlicher nur an einzelnen Theilen. Sie waren öfters ungemein diſtinkt und groſs; zuweilen aber auch kaum zu erkennen. Auch unter den Blattern und noch häufiger nach dieſen kamen ſolche Frieſel vor. In der Folge, beſonders in den Sommer- und Herbſtmonaten war die Scharlachröthe ſchwächer, und ſehr oft ſchien sie ganz zu fehlen, und bloſs weiſslichter Frieſel da zu ſeyn. Junge und Alte wurden von dieſem Scharlachfrieſel ungemein häufig ergriffen, litten auch beſonders in den erſtern Monaten, vom April bis Julius oft ſehr viel daran; indem dieſer epidemiſche Ausſchlag während dieſer Zeit im

viel gelindere und kürzer dauernde — Abart eines *frieſelartigen Ausſchlages* bey uns häufig.

Ganzen, außer dem ihm eigenen catarrhalischen, auch einen *nervösen*, und zum Theil einen äußerst bösartigen, behauptete. Doch starben ungleich weniger Menschen daran, als an den Blattern; von mehreren Hundert vermuthlich nicht viel über vierzig, oder doch wenige mehr. Die Ursache dieser verhältnißmäßig geringern Sterblichkeit lag nicht allein (und wohl weniger) in der kürzern Dauer der Periode der Bösartigkeit dieser Epidemie, sondern auch und vielmehr in dem glücklichern Erfolg der dagegen angewandten *Heilmethode*. Am meisten hatte man darauf zu sehen, die Entzündung des Halses (die gewöhnlich asthenisch-schleimigt war) zu mäßigen, die — oft schleunigen und sehr leicht und schnell tödtlichen — Metastasen nach dem Kopf zu verhüten, oder wo möglich auf der Stelle zu heben (durch Vesicantia, kalte Umschläge, Blutigel, reizende Klystiere) und durch fortgesetzte Unterhaltung einer stärkern Hautausdünstung der — sehr leicht entstehenden — Geschwülst des Körpers vorzubeugen. Wenn der Ausschlag plötzlich zurücktrat, bey starkem Fieber, trockner und heißer Haut und größerer Schwäche, da erfolgte der Tod entweder unaufhaltsam, oder der Kranke war nur mit größter Anstrengung zu retten. Verbindung der Blattern mit diesem Ausschlag, oder unmittelbare Folge des

letztern auf jene, machten ihn ebenfalls leicht tödtlich. Aeufserst hartnäckig und mit gröfster Mühe zu bezwingen war öfters die folgende Hautwasserfucht, die gewöhnlich nicht ohne ftärkende Mittel in Verbindung mit reizenden diaphoretifchen — weniger mit diuretifchen — geheilt werden könnte. Die Kranken erholten sich oft nur langfam. Die *Heilmethode* des Scharlachfriefels war übrigens die unter diefen Umftänden erforderte mehr flüchtig reizend-diaphoretifche, die auch bey feiner Verbindung mit Blattern ftatt fand. Baldrian, auch Angelica mit Spir. Minder., Essent. alexiph. St., Campher, Doverfches Pulver, Cajeputöl, und nebenbey, oder in gutartigen Fällen, gelindere Diaphoretica, waren die gewöhnlichen Mittel. Nachher häufig die Senega mit antimonial., weinigte Aufgüsse von Squilla, die Digitalis und roborantia. — Merkwürdig war es, dafs gegen Ende des Jahrs, fo wie jetzt noch, mehrere *chronifche* Ausfchläge, befonders die *Krätze*, ungewöhnlich häufig vorkamen. Ueberhaupt zeigten sich von diefer Zeit an bis jetzt (Anfang Februars) noch eine Menge exanthematifcher Hautkrankheiten mit und ohne Namen, befonders bey den Kindern, ungemein häufig, doch gutartig. Von diefen vielleicht nächftens noch etwas.

Harles.

IV.

Auch ein Beytrag zur Diagnoſtik.

Eliſe S., eine ſtarke, arbeitſame, jähzornige, 28 Jahr alte Frau, die ihr 6 Monat altes Kind ſäugte, wurde am 3. May Abends, nachdem sie den Tag hindurch ſtark gearbeitet und vor zwey Tagen ſechs groſse Spulwürmer verloren, mit ſehr heftigen Kolikſchmerzen befallen, wobey sie alles, was sie nahm, ausbrach. Von Jugend auf hatte sie an Würmern gelitten, ſehr viele waren ihr vor und nach abgegangen, auch hatte sie oft, niemals aber ſo heftige Kolikſchmerzen gehabt. Am 7ten erſuchte man mich um Rath. Die Schmerzen waren ſehr groſs, der Bauch aufgetrieben, geſpannt, beym Berühren überall, vorzüglich aber doch in der Nabelgegend ſehr ſchmerzhaft, die Zunge mit einem feſten gelblichen Ueberzug ſtark belegt, der Durſt groſs, der Puls klein, krampfhaft, frequent und bey jedem zehnten Anſchlag intermittirend. Die

Kranke beschrieb den Schmerz als ein anhaltendes Nagen am Magen und Nabel, das sich bey ausgestreckter Lage vermehre, auch erfuhr ich, dass sie seit gestern nicht mehr gebrochen habe, die Neigung zu brechen gänzlich verschwunden sey und sie mit einigen flüssigen Stühlen in zwey Tagen noch sechs grosse Spulwürmer ausgeleert habe, dass sie aber nur selten und wenig Harn unter sehr heftigen Schmerzen sowohl in der Blase als Harnröhre lassen könne,

Da ich nirgends eine veranlassende Ursache fand, so schrieb ich alle Zufälle dem Würmerreiz zu, und dachte mir noch eine grosse Menge dieser unruhigen Gäste. Ich verordnete: *Rp. Flor. Zinc. Extr. Hyosc. alb. an gr. IV. Sach. lact.* ℈j. *M.* Alle 4 Stunden eins. Auf den Unterleib alle Stunden warme Einreibungen mit *Ol. hyosc. Spir. sal. ammon. caust. Camph.* und *Laudano liquido*, dann warme Ueberschläge aus einer Abkochung der *herba hyosc. tanacet.* und *sem. papav.* mit gleichen Theilen Milch und Wasser, zum gewöhnlichen Getränke Milch und alle 4 Stunden ein Milchklystier.

Den 9ten waren die Schmerzen minder, der Bauch weich, weniger schmerzhaft, der Urin floss häufig und ausser etwas Brennen in der Harnröhre schmerzlos, auch hatte die

Kranke in der Nacht einige Stunden ruhig geschlafen. Der Puls und der nagende Schmerz waren aber noch dieselben. Abends liefs ich mit dem letzten Pulver funfzehn Gran Calomel nehmen, worauf in der Nacht dreymal flüssiger Stuhl, aber kein Wurm erfolgte.

Am 10ten nahm die Kranke eine Unze Ricinusöl und mit jedem Pulver einen Skrupel Baldrianwurzel. Abends kehrten die Schmerzen mit der vorigen Heftigkeit, Erbrechen, Anschwellung und Anspannung des Bauches zurück.

Den 11ten erbrach sie alles, was sie zu sich nahm. Ich liefs alle zwey Stunden 20 Tropfen aus gleichen Theilen der *Tinct. Thebaic. Liqu. anod. m. H. Liqu. C. C. succinat.* und *Essent. Castor.* nehmen, worauf am 12ten das Brechen gänzlich und der Schmerz etwas nachliefs.

Am Abend kam Erbrechen mit heftigem Brennen im Magen, unlöschbarem Durst und völliger Harnverhaltung wieder. Ich liefs 20 Tropfen *Laudanum* und alle zwey Stunden ein Milchklystier geben, dem 2 gr. Opium zugesetzt wurden. Die Ueberschläge und Einreibungen liefs ich alle viertel Stunden machen.

Erst nachdem sie 100 Tropfen *Laudanum* genommen, liefs das Erbrechen am 13ten nach und der Urin flofs häufig. Der Bauch war

nach einigen flüssigen, aber abscheulich stinkenden Stühlen und dem Abgang vieler Winde gefallen, weich, immer aber noch oben schmerzhaft. Ich verordnete innerlich das *Extractum nucis vomicae* mit einem Salapdekokt.

Den 14ten war alles besser, am 15ten kehrten aber gegen Abend alle Zufälle viel heftiger als am 12ten zurück. Der Bauch schwoll bis zum Zerplatzen an. Ich liefs ein zwey Hand breites Zugpflaster auf die Magengegend legen, Opium zu den Klystiren thun und gab innerlich *Laudanum*. Den 16ten war die Kranke besser, verabschiedete mich aber, weil sie ihr Uebel der Natur überlassen wollte.

Den 23sten rief man mich wieder. Die Kranke erbrach seit gestern alle Augenblick eine stinkende gelbgrünliche Feuchtigkeit in grofser Menge, der Bauch war ungeheuer aufgetrieben, der Schmerz unausstehlich. Ich verordnete innerlich die *Potio Riveri*, liefs Klystiere mit *Laudanum* geben und auf den Bauch ein zweytes Zugpflaster tiefer legen. Alle Zufälle dauerten fort, ungeachtet ich am 24sten Opium in allen Formen und in grofsen Gaben gab, und am 25sten starb sie. Ich erfuhr jetzt noch, dafs die Kranke während den Tagen, wo ich sie nicht behandelte, vielerley Mittel, unter andern auch eine grofse Menge

Milch, worin Knoblauch abgekocht worden, innerlich genommen und ebenfalls davon Umschläge auf den Bauch gemacht habe.

Mit vieler Mühe erhielt ich endlich die hier nie erhörte Erlaubnifs, die Leiche zwanzig Stunden nach dem Tode zu eröfnen. Der Bauch war kugelförmig und sehr stark aufgetrieben; bey dem gelindesten Druck auf denselben flofs aus Mund und Nase viele, der während der Krankheit ausgebrochenen ähnlichen Flüssigkeit, mit aashaftem Gestanke. Das Bauchfell dunkelschwarz von Farbe, zweymal so dick als im gesunden Zustande, war oben mit dem Netze und unten mit den Windungen der dicken Gedärme so fest verwachsen, dafs Trennung davon nur durchs Messer möglich wurde. Das Netz war über anderthalb Zoll dick, mager und seine beyden Blätter durch eine in Säcke von verschiedener Gröfse eingeschlossene gelbliche Lymphe von einander getrennt.

Die dicken Gedärme waren äufserlich schwarz von Farbe, brandig und in einen dreyspitzigen Klumpen so verwachsen, dafs dieser nur ein Ganzes zu bilden schien. Das Querstück des Grimdarms war mit der grofsen Krümmung des Magens und dem Netze fest verwachsen. Die Häute des Colon waren durchaus fingerdick, die äufsern trennten sich

leicht von der innerſten, die vollkommen geſund war und ſtarke Falten bildete. Sie waren hart wie Knorpel und das Meſser kniriſchte dadurch, als wenn man auf Sand damit trifft. Der ganze Darmkanal enthielt etwas gelbliche, aber aashaft ſtinkende Materie — *nirgends aber die kleinſte Spur von Würmern.* Die dünnen Därme hatten nur hin und wieder kleine entzündete Stellen und der Maſtdarm war vollkommen geſund.

Der Magen war natürlich nur an den verwachſenen Stellen entzündet und enthielt noch etwas der aashaft ſtinkenden gelben Flüssigkeit. Die Leber war ſehr groſs, in ihrem konvexen Theile weich, ſchwärzlich, brandig. Der linke Lobus erſtreckte sich über den Magen, war da faſt mit ihm verwachſen, wo die *vaſa brevia* in denſelben eindringen und war brandig. Die Gallenblaſe war weiſs, klein, unten mit der *flexura coli dextra* verwachſen und enthielt nur wenig ſehr flüssige Galle. — Milz, Gebärmutter, Eyerſtöcke und die Nieren waren geſund, letztere ſehr groſs. Die Urinblaſe war ſo feſt und klein zuſammengeſchrumpft, daſs ich sie nicht eher fand, als bis ich durch die Harnröhre einen Tubus in dieſelbe gebracht hatte. Bruſt und Kopf wurde mir nicht erlaubt zu eröfnen, wäre aber auch wohl ſehr unnöthig geweſen.

Der Beytrag des Herrn *Fielitz* d. J. in dem Journal VII. Band, 1. Stück, Seite 12 bestimmte mich zum Abdruck dieses Falls. Dort fand man die entfernter liegende Ursach des Uebels nicht und ich glaubte die wahre gefunden zu haben, die, wie die Leichenöfnung zeigt, gar nicht existirte. Ich gestehe gerne, daſs ich mich hier irrte, das Uebel verkehrt behandelte — glaube aber auch, daſs wenn meine Herren Kollegen eben so aufrichtig es öffentlich gestehen wollten, sich sehr viele mit mir in dem vorliegenden Fall geirrt haben würden. Möchte mein Bekenntniſs Verirrungen der Art seltener machen, so hätte ich meine Absicht erreicht.

V.

Die Weiſsnieswurzel (*Veratrum album*) gegen Erſtickungszufälle.

Siehe das 4te Stück des IIten Bandes dieſes Journals.

Eine achtzigjährige korpulente Dame genoſs ſeit einigen Jahren eine erwünſchte Geſundheit; auch hatte sie ſonſt wenig gekränkelt, folglich ſelten nöthig gehabt Arzeney zu nehmen, wogegen sie auch einen entſchiedenen Widerwillen hat. Uebrigens lebte sie im ganzen zufrieden und hatte ſelten Verdruſs: aber ſchreckhaft iſt sie bis dieſen Augenblick im höchſten Grade, ſo daſs die geringſte Veranlaſsung dazu ihre Nerven aufs empfindlichſte erſchüttern kann.

Im Anfange des verfloſsenen Winters bekam sie ein mäſsiges Fieber, gaſtriſch-gallichter Modification, welches sich bey gehöriger Behandlung in Zeit von acht Tagen regelmäſsig ſchied. Hierauf befand sie sich, bis

auf etwas Beklemmung in der Brust, wodur
das Athmen erschwert wurde, und weld
gleich im Anfange des Fiebers einige B
schwerde machte, wieder so wohl wie vorh
Allein nach Verlauf von 48 Stunden, in dei
ich sie nicht gesehen hatte, ward ich e
wieder zu dieser Dame gerufen, die Vere
rungsempfindungen in der Brust hatten s
schnell bis zum Ersticken vermehrt, ihre A
war unbeschreiblich, die Extremitäten wa
bis zur Taubheit kalt, und der Schweiss st
in grossen Tropfen vor der kalten Stirne.

Zeichen von Vollblütigkeit, die gest
Circulation, und die Dame selbst, die über
Aderlass schrie, welches sie wider ihre
wohnheit einige Zeit unterlassen hätte,
nun als ihr einziges Rettungsmittel an
bestimmten mich ein Aderlass am Arme
8 Unzen vornehmen zu lassen. Der Par
mus liess nun bald nach und in einigen S
den empfand die Dame zu ihrer gr
Freude nur noch etwas Beengen beym
men. Der Puls, den man im Anfalle, s
Kleinheit und krampfhaften Beschaffe
wegen kaum finden konnte, war nach
nach ziemlich voll und lebhaft, wenn g
nicht ganz frey geworden: so hatten auc
Extremitäten ihre natürliche Wärme allm
wieder angenommen. Hiezu hatte fr

auch das Reiben derselben, besonders der Fusssohlen, woran sie Linderung zu spüren schien, beygetragen.

Ungeachtet aber der darauf angewandten krampfstillenden Mittel stellte sich der Paroxismus nach einer 24stündigen Apyrexie, in seiner ganzen fürchterlichen Heftigkeit wieder ein, und zwar wie das erstemal, nach erfolgter Ausleerung auf dem Nachtstuhle. Sie hatte nemlich einige Stunden vorher unter ängstlichen Träumen geschlafen, und war mit der Neigung zu Stuhle zu gehen erwacht. Aus diesem Grunde hatte sie von nun an eine grosse Angst, wenn sie merkte, dass sie bald wieder werde zu Stuhle gehen müssen. Auch in diesem zweyten Anfalle musste ich ihren dringenden Forderungen nachgeben, und ein Aderlass, worin sie nun zuversichtlich ihre Rettung setzte, bewilligen, welches ich auch dann um so eher konnte, je vollsäftiger diese Dame war. Der Paroxismus liess auch diesmal in einigen Stunden nach. Nun überredete ich aber meine Kranke, dass durch Aderlassen der nächstfolgende Anfall nicht würde zurückgehalten werden können. Er stellte sich auch richtig, plötzlicher wie die vorigenmale und mit gleicher Heftigkeit in 24 Stunden, nach gehabten ängstlichen Träumen und Stuhlgang, wieder ein. Ich war schon vorher

auf das *veratrum album* gefallen, und nachdem ich den Krankheitszuſtand wieder einige Augenblicke in Erwägung gezogen hatte, lieſs ich ſogleich einen halben Gran dieſer Wurzel mit Zucker nehmen, worauf die Kranke ſchon nach einer Stunde wähnte, sie ſpüre, daſs sie freyer athmen könne, und daſs der Paroxismus nachlasse. Bald fand sich Schlaf, der wohl durch Erſchöpfung in dieſem ſchrecklichen Kampfe herbeygeführt wurde, und der einige Stunden, indem er immer ſanfter ward, anhielt.

Nachdem ich nun alle 5 Stunden einen halben Gran dieſer Wurzel nehmen lieſs, ſo ward der Schlaf bald weniger durch ängſtliche Phantasien geſtört, die Vorſtellungen wurden nach und nach gleichgültiger, zuletzt angenehm. Jetzt, erzählte sie, kämen ihr, ſo bald sie die Augen geſchlossen, ganz andere Dinge vor. Bald hätte sie z. B. die Vorſtellung: als läge sie auf Raſen und wäre mit Blumen beſtreuet, bald: als beſtände ihre Bettdecke aus Roſen und dergleichen mehr.

Der hierauf 12 Stunden ſpäter eintretende Paroxismus war ſehr gelinde und dauerte nicht volle 2 Stunden. Sitzend im Bette konnte sie ihn ruhig überſtehen, nur quälte sie sich mit der Angſt, daſs es ſo ſchlimm wie die vorigenmale werden könne. In der That, die

rengenden Empfindungen in der Bruſt wa-
n, auch diesmal noch ziemlich ſtark, wenn
gleich gegen die in den vorigen Anfällen,
denen sie mit dem Erſtickungstode rang
ıd mit Mühe im Bette erhalten werden
ıſste, ſehr gelinde ſchienen.

In den folgenden Tagen fand ich, wenn
geſchlafen hatte, die Haut feucht, und sie
hauptete, der Schweiſs müsse ſcharf ſeyn,
an sie fühle ein Brennen in der Haut und
den äuſsern Theilen. Dies brennende Ge-
il in den Hautnerven iſt von dem Herrn
ctor *Hahnemann* am oben angeführten
rte, als directe Wirkung dieſes fürtreflichen
eilmittels, worauf die Alten ſchon viel hiel-
ı, angezeigt. Die Kranke lieſs nun auch
ers weniger weiſslichen nicht ganz durch-
htigen Urin, und hatte in 24 Stunden drey
s vier kleine erweichte übelriechende Sedes,
ıne weitere Beſchwerden.

Die Paroxismen kamen von nun an je-
esmal 6 Stunden ſpäter, ſo daſs die Zwi-
henräume bey jedem neuen Anfalle um 6
unden verlängert wurden; auch verloren sie
ımer mehr an Heftigkeit. Doch blieben sie
lange bemerkbar, als die Reſpiration noch
cht ganz frey war, und ich beym Sprechen
ch etwas kurzen Athem beobachtete. So
nge hatte sie in den Zwiſchenzeiten auch

noch immer eine Empfindung, als säſse in der Brust etwas fest.

Diese Beschwerden und Empfindungen waren mit dem Asthma zu vergleichen, womit sich viele alte Leute plagen müssen, und welches der gemeine Mann den Dampf nennt. Sie verloren sich nun in den folgenden acht Tagen mit dem kleinsten Rest der Anfälle, die im Anfange so fürchterlich waren. Nach dem Gebrauche einiger stärkenden Mittel befindet sich die Dame seit einem halben Jahre so wohl wie vorher in ihrem gesunden Zustande, und lebt in ihrem 81sten Jahre vergnügt und zufrieden.

J. Fr. Müller,
der Arzneygelahrtheit Doctor
zu Uelzen.

VI.

Geschichte einer Epilepsie, von Doctor *Fischer* zu Lüneburg.

Im Anfang des Winters 1799 wurde ein etwa zwanzigjähriges Bauermädchen von kurzer untersetzter Statur, wegen epileptischer Zufälle, von einem benachbarten Dorfe her, ins hiesige Krankenhaus gebracht. Die Person hatte den Sommer über häufige Gemüthsbewegungen, Aerger u. dgl. gehabt, und ihre Zufälle erst im Spätherbst bekommen, deren Ankunft sie im Anfange voraus gewuſst hatte, indem eine von den Füſsen her immer höher steigende krampfhafte Empfindung vorherging (*epilepsia pedisymptomatica*). Ein Landchirurgus hatte geurtheilt, daſs das Uebel von Würmern herrühre, auch durch seine gegebene Arzneyen drey Spuhlwürmer abgetrieben, und nachher die Kranke immer brechen und pur-

giren lassen, ohne Aenderung und Besserung. Ihre Zunge war jetzt bräunlich belegt. Sie hatte einen übeln Geschmack, Kopfweh und einen schnellen gereizten Puls. Die Esslust fehlte, und eben so häufig der Schlaf. Ich glaubte, dass der Chirurgus höchstwahrscheinlich in den etwa nöthig gewesenen Ausleerungen genug oder auch zu viel gethan haben würde, und leitete den ganzen jetzigen Zustand der Kranken, bey der sich keine deutliche Zeichen von Würmern offenbarten, von Beweglichkeit des Nervensystems ab, die wahrscheinlich unter den Händen des mehrere Wochen auflösenden und ausführenden Chirurgus, wo nicht erzeugt, doch vermehrt worden war, und nun allein noch die Ursache der Krankheit abgeben konnte, gesetzt auch, dass die erste Ursache in Würmern gelegen und wirklich fortgeschafft worden war. Ich erklärte mir aus dieser hier wahrscheinlich gemisbrauchten schwächenden und ausleerenden Methode, sowohl den Mangel an Appetit, den gereizten Puls, das Kopfweh, als auch die Weite der Pupillen, die auffallend war, und wahrscheinlich mit Anlass zu dem Verdacht von Würmern, als erster und einziger Ursache der Krankheit, gegeben hatte. Diesen Ueberlegungen zufolge fing die Kranke sogleich den Gebrauch eines Valerianaaufgusses (eine Unze

gepulverte Wurzel auf 7 Unzen Wasser) an, und da mir diese Form nach einigen Tagen noch nicht kräftig genug scheint, so verordnete ich, da der Kranken Widerwille gegen Arzeneyen, und besonders gegen die Pulverform, diese Zeit her sehr stark geworden war, folgenden Aufguss:

℞. *Rad. Valerian concis.*
Fol. aurant. *aa* ℥j.
Inf. Aqu. ferv. ℔j.
Ebull. len. ign. ad reman. ℥vjj.
Col. add. Mell. desp. ℥j.
ms. Alle 2 Stunden eine halbe Tasse voll.

Bey dem Gebrauche dieser Arzeney liessen die Anfälle gleich merklich nach, und kamen, da sie sonst täglich wohl viermal angetreten waren, etwa nur einmal den Tag über. Kurz, die Kranke wurde binnen noch nicht völlig vierzehn Tagen gänzlich von den Anfällen befreyt, wobey auch die meisten der vorhin angegebenen Symptome, Kopfweh, Mangel an Esslust, der gereizte Puls u. s. w. sich verloren. Nachdem diese völlige Befreyung vom Uebel, unter fortgesetztem Gebrauch der Arzeney, über vierzehn Tage angehalten hatte, gab ich, um das gute Werk zu vollenden und wo möglich zu bevestigen, die mehr tonisch-stärkende China im Dekokt, und auch dabey

ging alles immer gut. — Ehe ich in der Erzählung der Krankengeschichte weiter fortgehe, eine Bemerkung — Mancher Purist, der dem an sich freilich sehr lobenswerthen Systeme der Einfachheit in der Medizin, und besonders in der Wahl und Verordnung der Arzneymittel anhängt, könnte mir hier den Vorwurf machen, warum ich nicht im obigen Aufguss, welcher der Kranken allerdings wohl that, nur Ein Mittel, entweder Baldrian oder Pomeranzenblätter genommen hätte, damit ich doch nun genau und sicher wisse, welches von den beyden, gegen die Epilepsie allerdings gleich berühmten Mitteln, hier wirklich geholfen. Ich antworte, dass ich dieses freilich gern gethan hätte, und mir selbst Vorwürfe darüber machen würde, wenn nicht der Wunsch des Mädchens und ihrer Herrschaft, bald wieder bey einander zu seyn, mich zu diesem freilich mehr nach Empirismus aussehenden Verfahren bestimmt hätte. Uebrigens aber gilt es mir dennoch, die Sache von ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit betrachtet, beynahe ganz gleich, ob ich hier mit einem einfachen oder zusammengesetzten Mittel die Kranke besserte, wenn nur ausgemacht ist, *dass hier die richtige Indication getroffen war*, eine aus dem jetzigen Zustande der Kranken hervorgehende Indikation *zu einer ge-*

dieser Klasse von Mitteln, gleichviel denn, oder wenigstens nicht so wichtig, welches der Mittel dann gerade einzig gewählt wurde. War ich hier in Erkenntniss des Körperzustandes auf dem rechten Wege, war hier Reizbarkeit und Schwäche zu tilgen, (ohne materielle Ursachen, trotz des Anscheins davon) so durfte ich eben sowohl den Baldrian als die Pomeranzenblätter, oder auch beyde zusammen wählen, weil beyde, nach allen Erfahrungen, selbst in der Epilepsie, in ihren Wirkungen gleich und conform sind. Es wird also immer mehr Vortheil für die Kranken und für die Wissenschaft seyn, wenn der Arzt sich bestrebt, nach Anleitung einer gesunden generellen Therapie, da, wo ihn keine spezielle und individuelle Indikationen leiten, die Heilungsanzeigen zu erkennen und festzusetzen, was in dem Falle, den er vor sich hat (so wie in allen ähnlichen, *similia similibus*) zu thun und zu lassen sey, ob Stärkung, oder Schwächung, oder Ausleerung (und diese auf welche Art, ob mit Absicht schwächend, oder wenigstens die Kräfte schonend) nöthig sey, wo sich dann die Mittel, bei einiger Kenntniss ihrer Wirkungsart, schon finden werden, wenn nur nichts von dem Uebel unerkannt bleibt, wogegen das oder die Mittel angewandt werden sollen. — Doch zurück

von dieſer Abſchweifung zu unſerer Kranken. — Nachdem dieſe völlig frey von Beſchwerden, nur noch einige Zeit, der Sicherheit ihrer Wiederherſtellung halber im Krankenhauſe bleiben ſollte, obgleich ich sie von der andern Seite gar zu gerne bald wieder nach ihrem Bauerhofe geſchickt hätte, nach welchem und nach der ihr gewohnten Lebensart sie ſelbſt ein groſses Verlangen hatte, änderte sich die Scene auf folgende Art. Das ohnehin, uud beſonders jetzt noch empfindliche Mädchen zankte sich eines Abends mit den weiblichen Bewohnern des Krankenhauſes, mit welchen sie, des elenden Raumes wegen, in einem erbärmlich kleinen Zimmer immer dicht zuſammensitzen muſste. Sie geht hinaus, ſchlägt die Thüre hinter sich zu, wirft sich aufs Bett und bekommt, wie die Leute ſagten, sie ſelbſt aber nicht Wort haben wollte, einen wiederholten, obzwar leichten Anfall ihres Uebels. Als ich am andern Morgen von dieſem Vorſall und der Gelegenheit dazu unterrichtet wurde, und noch die Partheien in Aufruhr gegen einander fand, gab ich zwar den Mittelsmann zwiſchen ihnen ab, und beſänftigte ihre Gemüther theils durch Scherz, theils durch Ernſt, ſo daſs bey beyden Partheien der Ungeſtüm sich in Lachen und ruhiges Nachdenken verwandeln muſste, aber es

var mir doch bey dieſem fatalen Zwiſchenakt, in Absicht der geneſenden Kranken, der ich in mehrfacher, und beſonders in wissenſchaftlicher Hinsicht gern geholfen hätte, nicht wohl zu Muthe. Indessen hoffte ich, daſs alles vielleicht mit einer leichten Erſchütterung vorübergehen würde. Einige Tage hernach war die Kranke dem Anſcheine nach wieder ganz munter und bat mich nur, sie von dem Gebrauch der jetzt unnöthigen Arzneyen zu dispensiren, und sie nur noch etwa eine vierzehn Tage im Krankenhauſe zu lassen. Dieſe letzte Forderung, die gar nicht mit den bisherigen Wünſchen der Perſon zuſammenſtimmte, fiel mir gleich etwas auf. Indeſs willigte ich ein. Nach einigen Tagen werde ich beym Vorbeygehen ins Krankenhaus gerufen, wo mir die Krankenwärterin nach langem Jammern und Wehklagen, unter groſser Angſt und Beklemmung mit weinenden Augen, nach langem Zaudern in der Kranken Gegenwart endlich erzählt, daſs sie alle unglücklich wären, indem das Mädchen behext ſey, und sie den Beweis auſser mehreren andern ſogleich vor meinen Augen führen wolle. Von meinem erſten wirklich angeſpannten Erſtaunen mich erhohlend lieſs ich mir die Probe gefallen, worauf die Frau etwas gepülverten *Orand*, wie sie es nannte, (*Antirrhinum Oronticum. Linn.*)

auf glühende Kohlen streute, und nun alle Anwesenden auf die Veränderung aufmerksam machte, die an dem Mädchen, welches saß und spann, vorgehen würden. Nachdem also, unter dem durchdringenden Geruch des Rauchwerks, aller Augen eine Minute etwa auf sie gerichtet waren, fiel sie mit blassem Gesicht in Zuckungen, die zwar nicht sehr heftig und von langer Dauer waren, aber doch den Umstehenden, deren Zirkel mit einigen alten Weibern der Nachbarschaft vermehrt war, dem Mädchen ihre Behexung auf den Kopf zuzusagen. Vergebens bemühte ich mich die Erscheinung dadurch zu erklären, dass mancher Mensch, besonders von so schwachen Nerven wie jetzt die Kranke, gewisse eigene oder auch nur strenge Gerüche nicht vertragen könne, man wandte mir ein, dass auch das Rauchen ausser der Stube den bösen Geist rege mache, und da ich auch hierbey mit meiner so gut als möglich verdeutlichten Erklärung, dass dieses alles Wirkungen der durch alle diese Anstalten aufs höchste gespannten beweglichen Einbildungskraft seyen, nicht ausreichen konnte, schwieg ich lieber und liess mir das eigentliche Faktum und die übrigen Umstände der Beschaffenheit weiter erzählen. Ich erfuhr, dass *den Tag nach der oben angezeigten Streitigkeit* das Mädchen, welches

[illegible] ganz ruhig zu seyn geschienen, sich [illegible]ends halb acht Uhr, bey sehr hellem Mon[illegible]schein, ihre Arzney von der Apotheke [illegible] holen wollen. (Es war schon ein Ver[illegible] der Krankenwärterin, eine solche Per[illegible], selbst bey dem Anschein zur Besserung, [illegible] Abends auf der Gasse gehen zu lassen.) [illegible] dem Rückwege springen sechs schwarze [illegible] plötzlich zu ihr ein, *) wovon die eine [illegible] wie ein ansehnlicher Hund ist. Voll [illegible] kommt sie zurück ins Krankenhaus [illegible] erzählt ihr Abentheuer. Man erschrickt [illegible] auch, hofft aber das Unglück soll vor[illegible]gehen, sagt auch mir nichts. Inzwischen [illegible] den dritten Tag nach der Katzenge[illegible]schichte das Mädchen in der Dämmerung vor [illegible] Thür des Krankenhauses. Man hört ein [illegible]schrey, läuft hinaus und findet das Mäd[illegible]chen unbesinnlich liegen, ihre Kleidungsstücke [illegible] Theil vom Leibe gerissen und fortge[illegible]schleudert, sie selbst mit fliegenden Haaren [illegible] s. w. Eine grosse schwarze Katze sey ihr [illegible] die Brust gesprungen und habe ordentlich [illegible]ebrüllt, worauf sie, sie wisse nicht wie, so

*) Es war an einem schönen Tage, Abends, als dieses sich ereignete. Das Wetter war, so wie den ganzen bisherigen Herbst, so besonders am heutigen Abend vorzüglich warm und angenehm, und konnte daher leicht bey dem hellen Mondenlichte die Katzen zu ihren gewohnten Promenaden aufmuntern.

zugerichtet sey. Wirklich findet man, beym Nachsuchen mit der Leuchte, die Spuren einer fürchterlich grofsen Katze! — Diese Beweise einer offenbaren Hexerey waren aber noch nicht alle. Denn als einige Tage darauf der Mann der Krankenwärterin, ein alter erfahrner und im Kriege geübter Soldat, in der Abenddämmerung mit einer Tracht Wasser zu Hause gehen will, wiederfährt ihm auch etwas, was er nicht weifs und nicht sagen kann, was aber doch so schrecklich ist, dafs er nicht mehr allein des Abends aus dem Hause gehen kann. Es sausst um ihn her. Es ist als wenn er durch etwas gefafst würde. Kurz, er weifs nicht, wie er mit seinen Wassereimern nach Haus gekommen ist, wo er ganz verwirrt ankommt und Schreck mit Schreck vermehrt. Und so hatte man erst nach durchquälten vollen acht Tagen, immer in Hoffnung, dafs sich bey dem fleifsigen Singen und Beten ein Ende des Leidens zeigen würde, seine Furcht und den wirklich verzweiflungsvollen Zustand der Hausgenossen mir entdeckt, weil man überzeugt war, ich glaube so wenig an dergleichen, als ich ihm durch Arzneyen und andere natürliche Mittel abhelfen könnte. *)

*) Ich habe diese ganze Geschichte mit Fleifs so umständlich erzählt, weil der Arzt, und besonders der mit dem grofsen Haufen viel umgehen mufs, oft

Besonders war dies arme Mädchen zu bedauern, welche nun von jedem ängstlich mit den Augen bewacht, und zu Zeiten mit dem Räuchern bewirthet, oftmals in die heftigsten epileptischen Zuckungen verfiel, so dass mehrere Leute sie mehrere Stunden halten mussten, damit sie wegen Enge des Raums an den umstehenden harten Körpern nur keinen Schaden nähme. (Sonst würde ich die Kranke lieber gar nicht haben halten lassen.) Um wenigstens trotz dieser ungünstigen Umstände nicht alles unversucht zu lassen, verordnete ich am andern Tage gegen Abend, wo nach der Aussage der Leute das böse Wesen immer antrete, drey Dosen weissen Vitriol, jede von 3 Granen, alle viertel Stunden eine zu nehmen, bis zum Erbrechen, um dadurch vielleicht dem Paroxismus in etwas zuvorzukommen. Die Krankenwärterin hatte aber, ohngeachtet meiner deutlichen und mehrmaligen Erklärung, mich doch nicht verstanden, weil auch sie wirklich ganz verwirrt war, und hatte nur alle Stunden ein Pulver eingegeben, worauf nach dem zweyten zweymaliges Erbre-

Psychologie und detaillirte Menschenkenntniss nöthiger hat als Recepte, und daher zu Zeiten dem Gange des menschlichen Verstandes und der Phantasie, in ihrer beyderseitigen Verwirrung nicht genug folgen kann.

chen eben nicht ſchadhafter Materie erfolgt war. Ich merkte nun am andern Tage, daſs die Leute mich nicht dahin lassen wollten, daſs das Mädchen den Abend nach dem Erbrechen viel ruhiger geweſen, und der Anfall ſelbſt ſpäter und gelinder gekommen ſey. Denn ihre Meinung war, wie es allezeit die Meinung des Pöbels bey dergleichen Aberglauben iſt, daſs natürliche Mittel, Arzneyen u. ſ. w., in ſolchen Fällen doch nichts ausrichten könnten, und man ganz andere Mittel nöthig habe, um etwas Gutes zu bewirken. Man gab mir auch jetzt ſo verworrene Berichte von der Kranken, indem der eine ſagte, sie ſey besser, der andere sie ſey ſchlimmer, man konnte nicht einmal über die Zeiten ihrer Anfälle einig werden, (alles offenbar eine wahre Zerrüttung der Gemüthskräfte) daſs, wie ich ſchon gleich gewünſcht hatte, es hohe Zeit war, die Kranke aus der Geſellſchaft ihrer übrigens wohlmeinenden Peiniger weg und nach einem andern Ort hinzubringen, wo neue Gegenſtände, neue Bilder eine andere Stimmung hervorbringen konnten. Inzwiſchen lieſs ich noch, um nicht ganz müſsig zu ſeyn, den weiſsen Vitriol zu 2 bis 3 Granen pro dosi einigemal täglich nehmen, allein ohne Erfolg. Und wie konnte dies auch anders ſeyn, da nun ſogar der Mann der Krankenwärterin, der oben ange-

führte Soldat, alle Abend beym Heimkommen aus dem Tagelohn einen Anfall von Beklemmung, Aufstofsen u. dergl. bekam, der offenbar, so wie die öfteren Ohnmachten einer andern alten Frau im Hause, in der Mitleidenschaft mit dem Zustande des Mädchens gegründet war, von den übrigen aber als ganz etwas anders bedeutende Dinge angesehen wurde. *) Indessen zögerte diese Versetzung des Mädchens in ein anderes ausser der Stadt belegenes Krankenhaus mancherley Ursachen halber so lange, dass, wie ich nach einigen Tagen die Kranke besuchen und mich nach den Umständen ihres Transports in das andere Krankenhaus erkundigen wollte, wieder eine neue Scene sich zeigte. Die Krankenwärterin und die Kranke selbst waren nemlich durch mein ernsthaftes und drohendes Zure-

*) Wer erinnert sich nicht hiebey der noch ungleich stärker die gleichsam unaufhaltbare Wirkung der Einbildungskraft beweisenden Geschichte des *Boerhave* auf dem Waisenhause zu Harlem? Nachher erfuhr ich, dass sogar einige starke Bauern bey den vormaligen Zufällen des Mädchens, bey ihrer Herrschaft auf dem Lande, ebenfalls den Anblick davon nicht ohne ähnliche Empfindungen hatten ertragen können. Doch waren diese Landleute so vernünftig, dass sie über die angebliche Behexung lachten, und in Gegenwart der Kranken ihr Erstaunen bezeugten, wie man so etwas glauben könnte.

den und durch die Versicherung, dafs die Kranke sicher aus diesem verrufenen Hause weg und in ein anderes unbescholtenes gebracht werden würde, wahrscheinlich etwa zum Nachdenken, oder wenigstens auf andere Gedanken gekommen, und man sagte mir, dafs das Mädchen seit 24 Stunden keinen Anfall wieder gehabt, zugleich aber auch, dafs sie seit dem vorigen Tage ihre monatliche Reinigung bekommen. Vielleicht aber auch, meinte die nunmehr anders gestimmte Krankenwärterin, könnte das ganze Uebel auch wohl Verstellung seyn, wie man davon doch schon Beyspiele habe. Alles dies war ein neues Gewebe von Umständen, Wahrscheinlichkeiten und Widersprüchen, wodurch der Fall complizirter wie je wurde. Indessen verdiente doch die Erscheinung der monatlichen Reinigung die meiste Aufmerksamkeit. Diese, die immer unordentlich gewesen war und nur kurz angehalten hatte, wurde durch das Trinken eines gelinden Safranthees befördert. Da aber die Kranke selbst, nachdem die Reinigung zu fliesen aufgehört hatte, immer noch roth und aufgedunsen aussahe und Congestionen nach dem Kopfe und der Brust, z. B. Aushusten von etwas Blut bemerkte, liefs ich sie eine Zeitlang eine kühlende Mischung aus Seignette und Brechweinstein in gebrochenen

Gaben nehmen, die ich hernach mit etwas bitterm Extrakt versetzte, um den durch alle Umstände noch geschwächten Magen zu schonen. Wirklich fügte es sich, daſs in Zeit von vier Wochen kein Anfall wieder erschien, sondern das Mädchen an Kräften und Munterkeit zunahm. Inzwischen waren die Folgen dieser angeblichen Hexerey für die Gesundheit der Mitbewohner des Krankenhauses nicht gleichgültig gewesen. Denn es muſsten sich alle, drey Frauenspersonen und eine Mannsperson, tüchtig brechen, um die deutlich aufgesammelte Galle loszuwerden, welche auch in diesen Fällen eine auffallende Trägheit des ganzen Körpers, Mangel an Eſsluft, Bitterkeit des Geschmacks, Druck in der Magengegend u. s. w. verursachte, und wahrscheinlich nicht so leicht und sicher durch die stärkende Methode unschädlich gemacht worden wäre. Eine Frau aber hatte doch schon einen Abortus von 5 Monaten erlitten. So groſs und offenbar waren die Folgen dieser an sich thörichten, aber jetzt doch ernsthaften Gemüthsbewegungen welche wie ein Miasma sich über alles ausbreiteten, was innerhalb der Sphäre ihrer Berührung kam.

Das Mädchen befand sich indeſs, wie gesagt, sehr wohl, und als bey der nächsten Periode ihrer Monatszeit sie ein Schmerz im

Rücken, Wallung und Hitze des ganzen Körpers befiel, mit einem Gefühl von Ziehen und wirklichem öftern Gähnen begleitet, verordnete ich ihr ein Aderlaſs am Fuſse, zumal da sich eines Tages das Monatliche zeigte, aber gleich wieder verschwunden war.... Der Chirurgus behauptete aber keine ſchlagbare Ader am Fuſse finden zu können, und hatte daher ohne Weiteres am Arme die Ader geöffnet und etwa 8 Unzen Blut herausgelassen, welches von geſunder Beſchaffenheit und nur mit einer feinen weiſsen Haut bedeckt war. Die Hitze und Wallung im Syſtem legte sich darauf merklich, und ich lieſs Abends und Morgens einen Gran *Extr. Aloes aquoſ.* und eben ſo viel *Extr. Hyoſc.* nehmen. Nach den erſten Gaben laxirte sie ſtark, *) daher ich bloſs einmal des Tages nehmen lieſs. Das Monatliche zeigte sich auch am dritten Tage wieder, hörte aber auch bald wiederum auf zu flieſsen. Indessen kam doch die Kranke bey dieſen abwechſelnden Umſtänden ſo weit, daſs sie nach

*) Ich habe immer den Ausſpruch des *Cullen* (*mat. med.* T. 2.) und *Murray* (*appar. medicam.* Vol. V.) wahr gefunden, daſs die *Aloe* oft ſchon in kleinen Gaben abführende Wirkungen äuſsere. daher es wirklich auſserordentliche Fälle ſeyn müssen, wo man nach der Angabe einiger Praktiker 10 bis 30 Gran auf einmal geben kann. Zwey Gran täglich vom Extrakt laxieren gemeiniglich ſchon.

niger Zeit gesund das Krankenhaus verlasn und zu ihrer vorigen Herrschaft auf dem nde zurückkehren konnte, wo sie sich auf alle ille besser befand als in dem hiesigen, leier abergläubischen Krankenhause, und auch chher, wie ich höre, gesund geblieben ist.

Die medizinischen, besonders aber die ychologischen und politischen Betrachtungen n Absicht des Personale und Zustandes des esigen Krankenhauses *) über diese Geschichte erlasse ich dem Leser selbst zu machen, weil mehr meine Absicht gewesen ist, ein einlnes lebendiges Bild, wie es oft in der *Welt*, elche von *Menschen* bewohnt wird, hergeht, ir den Arzt, mit allen begleitenden Umständen praktisch zu entwerfen, als eine eigentche Abhandlung über die Krankheit, welche en Stoff zu diesem Bilde hergegeben hat, zu hreiben. —

*) Doch wurde die oft angeführte Krankenwärterin damals vorgefordert, und weil die Geschichte in der Stadt und rund umher auf dem Lande bekannt wurde, ihr ihr unvernünftiges Betragen, als Krankenwärterin, öffentlich verwiesen, obgleich ich noch nicht einig bin, ob es wirklich reiner Aberglaube oder sonstige Gründe waren, die sie bewogen eine solche Rolle zu spielen.

Lebenskräfte vollends zu rauben schien. Der Affe wurde nun so steif und kraftlos, dass er weder sich aufrichten, noch irgend ein Glied bewegen konnte; er hatte einen so schwachen Athem, dass er beynahe unmerklich war; die Augen waren durch die Gesichtsgeschwulst geschlossen, die Pocken enthielten eine mit Blut vermischte Materie, und unter diesen Zufällen starb er am fünf und zwanzigsten Tage der Krankheit. Bey der Oeffnung fand man Entzündung im ganzen Darmkanal und einen Darmknoten (*Intussusceptio*) im Grimdarm. Den nehmlichen Versuch wiederholte ich am Kapuziner-Affen, (*Simia capucinus*) der ebenfalls angesteckt wurde, aber nur drey Pocken in der Nähe der eingeimpften Stelle am Arme bekam. Um zu erfahren, ob die Affen wie die Menschen *nur einmal von dieser Krankheit befallen werden*, wurde dieser letztere Affe von neuem mit frischer Pockenmaterie eingeimpft, aber er erhielt die Pokken nicht zum zweytenmale.

d. H.

Inhalt.

Mit

Mit dieſem Stücke des Journals wird ausgegeben: *Hufeland Bibliothek der practiſchen Heilkunde*, V. Band, 1. Stück, (5 Gr.) enthält: *Metzger Geſchichte der Influenza.* — *Dömling über die Krankheiten der Säfte.* — *Tode kliniſche Berichte*, 1. Heft.

Journal
der
practischen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunst

herausgegeben
von

C. W. Hufeland,
Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des
Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité
u. s. w.

Zwölfter Band Zweytes Stück.

Berlin 1801.
In Ungers Journalhandlung.

I.

Ueber die Anna Maria Kienker zu Borgloh und die Entdeckung ihres Betrugs.

Die Geschichte der *A. M. Kienker* zu Borgloh im Hochstifte Osnabrück, die nach ihrem und ihrer Eltern Vorgeben, was durch eine so grosse Summe triftiger Gründe beglaubigt zu seyn schien, so viele Monate ohne Nahrungsmittel gelebt haben wollte, hat unter Gelehrten und Ungelehrten, Aerzten und Layen so viel Aufsehen gemacht, und ist durch die darüber erschienenen Schriften vom Herrn Doktor *Schelver* in Osnabrück, *a*) dem Herrn Doktor *Müller* in Dissen, *b*) dem Herrn Doktor *Consbruch* in Bielefeld *c*) und von mir *d*) so

a) S. *Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen.* 1799. 19tes und 26stes Stück und in diesem Journal VIII. Band, 2tes Stück, S. 191.

b) *Dissertat. inaugur. exhibens trigam observat. medic. pract. Duisburg* 1799.

c) In diesem Journal IX. Band, 2tes Stück, S. 115.

d) *Merkwürdige Geschichte eines jungen Mädchens im Hochstifte Osnabrück, was bereits* 18 *Monate ohne Speisen und Getränke lebt. Hannover* 1800.

allgemein bekannt geworden, daſs die Nachricht von ihrem entdeckten endlichen Betrug eine faſt eben ſo groſse und allgemeine Senſation erregte.

Da es einem groſsen Theile des Publikum und den Aerzten gewiſs nicht unintereſſant ſeyn kann, zu erfahren, wie viel Wahres an ihrem behaupteten langen Faſten geweſen, und wie viel man in medicíniſcher Hinſicht darauf bauen könne; wie ſie ihren Betrug geſpielt und wie dieſer am Ende entdeckt worden iſt; ſo werde ich hiervon eine gedrängte und authentiſche Nachricht, wie ich sie aus den gerichtlichen Verhandlungen gezogen habe, geben.

So wenig ich anfangs an der Wahrheit ihres Vorgebens auf die groſse Summe von beweiſenden Gründen, die ich in meinem Buche mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit und Unpartheylichkeit aufgeſtellt habe, mich stützend zweifelte; da die Möglichkeit eines ſo langen Faſtens durch eine ſo groſse Menge in den Schriften der Aerzte und Naturforſcher aufgezeichneter Fälle hinlänglich bewieſen zu ſeyn ſcheint; ſo wurde doch kurz vor der zweyten Bewachung mein Glaube wankend, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Weil die Eltern, die ſo viele und reiche Gaben von den mitleidigen Händen der groſsen Menge herzuſtrömender neugierigen Beſucher erhielten, gar

keine Lust zeigten, aus ihren eigenen Mitteln etwas zur Heilung ihrer kranken Tochter anzuwenden. 2) Nachdem ich sie seit dem 18ten Nov. 1799, mithin in vier Monaten nicht selbst gesehen hatte, reisete ich mit meinem Freunde, dem Herrn Doktor der Philosophie, *Hoche*, den 11ten März 1800 zu ihr: wir überrumpelten sie des Morgens in der Frühe ganz unerwartet: fanden zwar nichts Verdächtiges, sie lag in der ungeheitzten eiskalten Stube, (das Reaumürsche Thermometer stand 10 Grad unter Null) wie gewöhnlich in ihrem Bette auf dem Rücken; ihre Unterlippe war, wie sonst, mit einer dicken Blutkruste bedeckt und das Zahnfleisch blutete; der Puls an den Armen war so klein, dass ich ihn kaum fühlen konnte, ich fühlte ihn daher an den Halspulsadern, und dieser that, nach der Secundenuhr genau gezählt, in einer Minute hundert und funfzig Schläge. So sehr mich dieser auffallend schnelle Puls überzeugte, dass sie noch nicht gesund seyn könne, so verdächtig war mir doch ihre so sehr in die Augen fallende Zunahme an Fleisch und Kräften; sie war dick und stark geworden und glich einer wohl gemässteten Bauerndirne. Sie konnte itzt alle Gliedmassen nach Willkühr bewegen, obgleich sie versicherte in den Extremitäten kein Gefühl zu haben, welches sie sich auch beflifs dadurch

bewähren zu wollen, daſs sie von tiefen Nadelſtichen, die wir ihr in dieſe Theile machten, nichts zu fühlen versicherte und durch keine Verzuckung der Mienen etwas davon zu erkennen gab.

Ohngeachtet es wohl nicht geleugnet werden kann, daſs der Menſch eine gute Portion Nahrungsſtoff aus der Luft ſchöpft; ſo iſt es doch kaum glaublich, daſs er ohne den Genuſs von nahrhaften Speiſen und Getränken blos von der Luft fett werden und sich mäſten könne: zumahl da in den meiſten Beobachtungen von langem Fasten die Menschen als abgemagert und ausgemergelt beſchrieben werden.

Ich hegte daher von nun an den Argwohn, daſs die vielen bisher eingeerndteten Geschenke die Gier nach mehrern erweckt, und *Auri ſacra fames*, wodurch ſchon ſo manche gute und unſchuldige Herzen verſtrickt und verdorben sind und ſo viel Elend und Unheil in die Welt gebracht iſt, dieſe ſonſt unverdorbenen einfältigen Landleute in den Strudel der Unredlichkeit und des Betrugs gezogen hätten, und daſs ihr anfängliches wirkliches lange Faſten sie endlich gelehrt, wie man sich gebehrden müſſe, um ein erdichtetes Faſten glaubhaft zu machen, und sie nun in Lügner und feine Beutelſchneider verwandelt habe.

Einige Tage nachher, als ich sie am 11ten März besucht hatte, kam ihr Vater zu mir; ich äusserte gegen ihn sofort meinen Verdacht und Misstrauen, er leugnete aber allen Betrug und Täuschung. Um ihn auf die Probe zu stellen erzählte ich ihm die Fastengeschichte der *Anna Monica Mutschlerin* zu Dunningen bey Rothweil in Schwaben, *e*) die Art, wie man ihren Betrug entdeckt habe und die Strafe, die sie für ihre schändliche That habe erleiden müssen; ich fasste ihn dabey scharf ins Gesicht, er verrieth aber gar keine Verlegenheit dabey und kein Zug änderte sich in seinen Mienen. Er erzählte mir, dass man seine Tochter nach der Stadt Osnabrück, welche drey Stunden von seiner Wohnung entfernt ist, bringen wolle, um sie von ihrer Krankheit zu heilen, und frug mich, was ich davon hielte, ob dies ohne Nachtheil für ihr Leben geschehen könne: ich sagte ihm, dass ich dies, falls seine Tochter noch ohne Essen und Trinken lebte, für sehr bedenklich hielte, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Weil bekanntlich ein grosser Unterschied zwischen einer reinen Berg- und Landluft und der verdorbenen Stadtluft ist, die erste ist nämlich sehr reich an Saurstoff, dem freilich, wovon sie bey ihrem

e) S. *Medicinisches Wochenblatt von Reichard. Frankfurt* 1781. 2ter Jahrgang. S. 59.

Faſten höchst wahrſcheinlich einzig gelebt hät-
te, und die letzte ſehr entblöſst davon: eine
ſolche Vertauſchung der Luft hätte ihr daher
das Leben koſten können. 2) Bey ihrem Zu-
ſtande, wo ſie bey der geringſten Bewegung
in Beſchwimniſs fiel, hätte ihr eine erſchüt-
ternde Reiſe von drey Stunden ſchwerlich zu-
träglich ſeyn können. 3) Weil die Entfernung
aus dem Kreiſe ihrer Eltern, Angehörigen und
Bekannten höchſtwahrſcheinlich das Heimweh
in ihr erwecken würde, welches glaublich ih-
ren Zuſtand merklich verſchlimmern und die
Kur vereiteln könnte.

Der ſeltſame Zuſtand dieſes Mädchens, in
welchen man gröſstentheils kein Miſstrauen
ſetzte und auch kaum ſetzen konnte, *da ſo*
viele Gründe für die Wahrheit ſprachen, er-
regte fast allgemeine Theilnahme und Mitlei-
den: alles war auf den Ausgang neugierig,
alles wünſchte, daſs es wieder geneſen möchte;
und hier blieb es nicht blos bey frommen
Wünſchen. Ich hatte ſchon einige Piſtolen,
als einen Beytrag zu ihrer Heilung von Aus-
wärtigen geſchickt bekommen; die Osnabrück-
ſchen Stiftsſtände bewilligten zu dieſem Zwecke
60 Rthlr., und in der Stadt Osnabrück wur-
den durch eine Subſcription 150 Rthlr. zuſam-
men gebracht.

Da aber in ihrem ganzen Habitus eine ſo

auffallende Veränderung vorgegangen war, daſs man nun anfieng einen Betrug zu ahnden, und beynahe ein Jahr ſeit der erſten Bewachung verſtrichen war, in welcher Friſt nicht ſelten die hartnäckigſten Krankheiten einzig durch die Heilkräfte der Natur entweder völlig beſiegt oder ſo modificirt werden, daſs ein neuer Zuſtand entſteht, der mit dem vorigen keine Aehnlichkeit mehr hat, ſo hielt man es für gerathen, ehe man zur Kur ſchritt, sich durch eine zweyte Bewachung zu versichern, ob sie auch jetzt noch ohne Speiſen und Getränke lebe, wie sie und ihre Eltern noch immer behaupteten.

Zu dieſer Bewachung erboten sich die vier jungen Gelehrten aus Osnabrück, der Herr *Juſtus Gruner*, Doktor der Philoſophie, der Herr *Franz Schelver*, Doktor der Medicin und die beyden Herren Advokaten *Wilhelm Vezin* und *Juſtus Durfeld*, und verſchafften sich eine Vollmacht von der Hochfürſtlichen Kanzelley, dem oberſten Juſtiz- und Polizey-Tribunal des hiesigen Landes.

So willfährig die *A. M. Kienker* und ihre Eltern zu der erſten Unterſuchung und Bewachung geweſen waren, und ſo ſehr die letztern dieſelbe ſelbſt verlangt hatten, ſo weigerlich zeigten sie sich bey der zweyten und ſpannten dadurch den Verdacht noch höher. Indeſſen lieſsen

sich die vier Herren dadurch nicht einschüchtern, indem sie die Vollmacht hatten, falls es ihnen nicht gelänge mit Gründen und Glimpf zu ihrem Zwecke zu gelangen, Gewalt anwenden zu können. Am meisten sträubten sich die Eltern dagegen, daſs man ihre Tochter aus ihrem Hause nach dem eine halbe Stunde von ihnen entfernten Dorfe Borgloh bringen wollte, um sie dort in einem fremden Hause zu bewachen, und bezogen sich auf mein Urtheil, daſs ein solcher Transport ihrer Tochter sehr nachtheilig seyn könne. Mein Urtheil hatte ich aber nur unter der Voraussetzung und Bedingung gefällt, daſs sie noch wirklich ohne Speisen und Getränke lebe, in welchem Falle wohl der gröſste Theil der Aerzte nach den von mir oben aufgestellten Gründen mit mir einstimmig seyn dürfte.

Da die Untersucher es mit Ueberredung und Gelindigkeit nicht dahin zu bringen vermochten, daſs die Eltern in den Transport ihrer Tochter nach Borgloh willigten und sie sich bey der ihnen unbekannten Stimmung der Nachbarschaft nicht getraueten Gewalt zu gebrauchen, so muſsten sie sich einstweilen begnügen, die Bewachung in dem *Kienkerschen* Hause anzufangen: und diese begann den 2ten April 1800. Man legte sie aus ihrem gewöhnlichen Lager, dem Durdich, nicht ohne

grofsen Widerfpruch der Eltern in eine ifolirte Korbbettftelle, um sie sicherer beobachten zu können. Eine Maasregel, die man bey der erften Bewachung nicht nahm, theils weil man damals nicht fo viele Gründe zu einem gefpielten Betrug hatte, theils weil man nach der genaueften Unterfuchung den Durdich nicht fo geeignet fand, dafs er zum Werkzeug eines Betrugs dienen konnte (man fehe hierüber in meiner Schrift die Befchreibung diefer Bettlade). Diefe Umbettung ging nicht ohne eine Befchwimnifs *f*) (*animi deliquium*) von ftatten, und diefs konnte nicht wohl ein verftellter Zuftand feyn, weil die rothen Wangen sich entfärbten, die Unterlippe, Kinnlade, Nafenflügel, Arme und Handarterien zitterten, die Hände kalt wurden und der Puls nicht fo deutlich als fonft zu fühlen war; es kam ein Schaum vor dem Munde und es flofs eine ftinkende roth gefärbte Flüssigkeit heraus: nach einigen Minuten holte sie einigemal tief Athem und die Wangen rötheten sich wieder, nach sieben Minuten erholte sie sich endlich wieder und erwachte. Solche Zufälle kann

f) Ich mache einen Unterfchied unter Befchwimnifs (*animi deliquium*) und Ohnmacht: die erftere ift ein leichter Grad von Ohnmacht, wo der Puls noch nicht ganz verfchwindet. S. *Sprengels Handbuch der Pathologie*, 3. *Theil*, *S*. 290.

ſchwerlich ein Menſch nach Willkühr erzwingen! Nachdem das alte Bette genau durchſucht war, fand man nichts Verdächtiges, als daſs eins der Kissen durchnäſst und das Stroh und Heu faulicht und feucht war.

Die Beobachter unternahmen die Bewachung zu zwey und zwey und löſeten sich alle acht Stunden ab. Der Puls der *A. M. Kienkel* ſchlug nach ihren Beobachtungen in einer Minute 90 bis 97 mal, ihr Zahnfleiſch blutete noch und die Unterlippe war noch mit der Blutrinde, die sie bisweilen abkratzte, aber immer wieder von neuem entſtand, wie gewöhnlich bedeckt. Obgleich ihre Füſse warm waren, ſo legten ihr doch die Eltern eine Flaſche mit warmen Waſſer daran. Sie klagte oft über Mattigkeit und ſuchte dieſe durch Waſchen des Gesichts mit kaltem Waſſer zu verbannen, welches ihr nach ihrer Versicherung dagegen ſehr hülfreich ſey. Ihr Athem roch immer ſehr widerlich. Sie beſchwerte sich, daſs der Schein eines Lichts ihr Stechen in den Augen errege, man wandte daher durch einen Schirm die Strahlen von ihren Augen ab. Sie bat immer, auch bey der kälteſten Witterung, die Fenſter zu öfnen und versicherte nicht das geringſte Einheitzen in der Stube ertragen zu können. Sie klagte oft über Hitze im Gesichte, die sie durch Waſchen mit kaltem

Waſſer zu dämpfen ſuchte. Beym Frühſtücke der Wachthabenden behauptete sie einen Widerwillen vor allen Speiſen und Getränken zu haben. Zu unbeſtimmten Zeiten, bald bey Tage, bald bey Nacht hatte sie einen natürlichen Schlaf. Eine kleine Bewegung beym Verrücken der Bettſtelle brachte sie einer wirklichen Ohnmacht nahe, sie klagte über Hinfälligkeit und ihr Antlitz ward blaſs.

Bis zum vierten Tage der Bewachung hatte man nichts entdeckt, was den Verdacht eines Betrugs bewähren konnte: sie hatte nichts gegeſſen und getrunken. Aber nun ereignete sich ein Umſtand, der Argwohn erregte, aber freylich den Betrug noch nicht aufs Reine brachte. Nachdem sie die gewärmte Flaſche unter dem Bette hervorzog und sie einem der Wachenden gab, entdeckte dieſer einen Harngeruch daran; dieſer griff ſogleich unter das Bette, zog zwiſchen ihren Beinen ein leinenes Tuch hervor und fand, daſs es von Urin durchnäſst war. So wichtig dieſer Fund war, ſo konnte er doch noch nicht alle Zweifel heben, ob sie wirklich Speiſen und Getränke zu sich nehme. Denn da in der Harnruhr die Menge des gelaſſenen Urins oft sieben bis achtmal die Menge der genoſſenen Speiſen und Getränke überſteigt, der Ueberſchuſs alſo einzig aus der Luft ein-

gesogen werden muss, so erhellet, dass ein Mensch, der so eigenthümlich organisirt ist, (welche Möglichkeit ich auf die vielen Beobachtungen von langen Fasten, welche ich doch nicht alle für erdichtet halten möchte, bauend, nicht ganz in Zweifel ziehen möchte.) dass er lange ohne Speisen und Getränke fortdauert, mithin blos von der Absorbtion aus der Luft lebt, wohl so viel Feuchtigkeiten aus der Luft einsaugen könne, um Harn ab- und auszusondern, ohne zu essen und zu trinken. Die Patientin suchte zwar diesen Vorfall zu bemänteln und behauptete dies Tuch der innern Hitze wegen auf die Brust gelegt und mit dem Schwamme, womit sie sich das Gesicht wusch, befeuchtet zu haben, er wäre zufällig unter das Bett geglitten: indessen war der Harngeruch zu deutlich, als dass man sich hätte berücken lassen können; auch verbreitete sich ein täglich zunehmender Harngeruch in der Stube, und man argwohnte nun, dass sie die Wärmflasche, die sie so oft foderte, dazu nutzte das nasse Bette damit zu trocknen; um so mehr, weil sie sie immer an die Seite ihrer Schenkel legte. Sie liess sich gleich ein mit Wasser benetztes Tuch geben und legte es auf die Brust mit der Behauptung, dies der innern Hitze halben oft zu bedürfen. Sie liess sich noch warme Steine zu den Füssen und zur Seite legen, nahm dann das nasse

Tuch wieder von der Brust, reichte es den Wachenden und foderte sie auf zu untersuchen, ob es nicht eben so röche, als das, was man unter dem Bette hervorgezogen hätte, und wirklich fand man im Geruche wenig Unterschied; jedoch vermuthete man, daſs der Harngeruch schon vorher darin gewesen seyn möchte, weil die Mutter es ihr schon naſs zugebracht hatte. Sie legte sich noch mehr nasse Tücher unter, zog sie wieder hervor und man fand an jedem einen harnhaften Geruch: die Kranke behauptete aber, daſs sie oft stark schwitzte und dieser Geruch von ihrem Schweiſse herrühre.

Die Wachthaber beschlossen nun den Gegenstand ihrer Beobachtung nach dem Dorfe Borgloh zu schaffen. Da der Vater hierüber rasend war und sich stellte Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen: so bediente man sich einer List und nutzte den Zeitpunkt, wie er von Hause abwesend war, wo man ihn geflissentlich so lange als möglich aufzuhalten suchte und machte Anstalten gegen etwanigen gewaltsamen Widerstand.

Weil sich die Kranke nicht gegen den Transport weigerlich zeigte, so nahm man ihn noch am Abend des vierten Tages der Bewachung, den 5ten April, vor. Man bedeckte *die Kranke in ihrer* Korbbettstelle, in welcher

man sie trug und begann den Zug. Bey der ersten Bewegung der Bettstelle fiel sie in Beschwimniss, aus welcher man sie mit kaltem Wasser und riechenden Substanzen bald wieder erweckte, indessen nicht ohne bange Furcht vor einer traurigen Katastrophe mit ihrem Leben schritt man weiter, da sie während der kleinen Reise noch mehr solche Paroxismen bekam, die mit einem Ausflusse blutiger Feuchtigkeiten aus dem Munde verbunden waren. Man langte endlich in Borgloh in dem Hause des Notarius *Heilmann*, des nämlichen, der die Aufsicht über die sechs ersten Wächter hatte, an, und brachte sie in ein luftiges geräumiges Zimmer; hier bekam sie noch mehr Anfälle von Beschwimniss, aus welchen man sie mit Vitrioläther, auf das Gesicht und in die Augen gespritzt, erweckte, weil die vorigen Mittel nicht mehr frommen wollten. Sie war nun munter und heiter und machte mit vielem Behagen ihre Toilette. Man entdeckte Zucker bey ihr, ohne dass man ergründen konnte, wie sie ihn erlangt hatte, bis sie gestand, einer ihrer Brüder hätte ihn ihr ins Bette gelegt.

Man stellte sich nun sie nachläsig zu beobachten, um sie desto dreister zu machen und ihre geheimen Machinationen desto eher auszuspähen. Man erlaubte daher ihrer Mutter allein bey ihr zu bleiben, der man Speisen und

Wein gab. In der darauf folgenden Nacht, wo einer in dem nächst daranstofsenden Zimmer die Wache hielt und ihre Mutter auf einem Stuhle schlafend neben ihr sass, schlief sie fast ununterbrochen.

Den 6ten April, den fünften Tag der Bewachung, befand sie sich sehr munter und heiter, sprach viel und suchte ihren über ihre Fortschaffung noch höchst aufgebrachten Vater zu besänftigen, der sich endlich, auf die Vorstellungen mehrerer Personen zur Ruhe fügte. Sie hatte die folgende Nacht einen ruhigen Schlaf, wobey ihr Athem sehr stinkend war.

Am folgenden Morgen, den 7ten April, verlangte sie ihren gewöhnlichen Schwamm mit kaltem Wasser getränkt, um das Gesicht damit zu waschen, man drückte ihn aber vorher stark aus, worüber sie sehr aufgebracht ward; auch verlangte sie mehrmals Tücher mit kaltem Wasser benetzt, um wie sie sagte, die Hitze ihrer Brust damit abzukühlen. Nach oftmaligen Wiederholungen schob sie eins dieser Tücher unter das Bette; weil sie eine grosse Aengstlichkeit bewiesen hatte, zog man es hervor, und es verrieth einen starken Harngeruch, auch ward nach und nach ihr Zimmer von einem durchdringenden Harngeruch imprägnirt. Weil die Kranke merklich hinfälliger ward und dies den Verdacht ihres Betrugs

noch mehr verstärkte, so beschloss man, um näher zum Ziel der Entdeckung zu kommen, sie umzukleiden und in ein anderes Bette zu bringen. Sie lehnte sich anfangs standhaft dagegen auf und fieng zu weinen an; nach vielen Vorstellungen willigte sie endlich ein. Bey diesem Geschäfte fiel sie in Beschwimniss, wobey ihr etwas Blut aus dem Munde kam, indessen blieb die Gesichtsfarbe, die Temperatur des Körpers und der Puls unverändert; als man sie wieder zu sich gebracht hatte, schien sie sehr verlegen zu seyn. Das Bette und das ausgezogene Hemde waren von Urin besudelt und man fand nicht undeutliche Merkmale von Excrementen darin. Die Inquisitin behauptete aber, die Nässe ihres Bettes und ihrer Wäsche käme von der Wärmeflasche her, (die man ihr bisher gelassen hatte, ihr aber nun nicht ferner bewilligte) deren Pfropf losgegangen wäre. In der folgenden Nacht schlief sie unruhig und ängstlich und verlangte wieder nasse Tücher, einen nassen Schwamm und eine Wärmflasche, worin man ihr aber nicht willfahrte.

Den 8ten April, den siebenten Tag der Bewachung, klagte sie sehr über innere Hitze und verlangte am folgenden Tage nach ihrem elterlichen Hause zurück gebracht zu werden, mit dem Zusatze, weil ihr Zustand dann glaub-

haft genug ſeyn würde. Da der neue Harngeruch eine Unterſuchung veranlaſste, ſo fand man ihr Bette wieder von Harn beſchmutzt, wobey die Patientin ſehr erſchrocken und ängſtlich war; sie versicherte aber, sie wiſſe nicht, woher dieſe Näſſe und dieſer Geruch kämen. Man drang nun mit Gründen und Drohungen in sie, da sie doch verrathen wäre, die Wahrheit zu geſtehen, und sie bekannte nun, sie habe ſeit dem zweyten Tage dieſer Bewachung etwas Waſſer aus dem Schwamm beym ſtarken Aufdrücken an sich geſogen und hintergeſchluckt; auch verlangte sie vom Pfarrer das Abendmal gereicht zu haben, in der Hoffnung dies mit Wein und Waſſer niederſchlucken zu können, welches man ihr aber nicht geſtattete. Man foderte sie nun auf, daſs sie mehr Waſſer trinken muſste, und ihr brennender Durſt siegte nun über ihren ſtarken Willen. Sie trank daher nun mehrere Portionen Waſſer und nahm in einer Zeit von drey Stunden acht Biergläſer voll Waſſer mit etwas Wein gemiſcht zu sich, fiel darauf in Schlaf, in welchem sie ſehr erhitzt zu ſeyn ſchien. Sie geſtand nun vor dem Notarius *Heilmann* folgendes: »Zur öſterlichen Zeit 1798 habe sie zum letztenmal das Abendmahl genommen, nachher aber in der Zeit eines Jahres nichts von Speiſen oder Getränken

genoſſen. Den Tag vor der erſten Bewachung 1799 habe sie etwas Waſſer getrunken, von wem ihr aber dies gereicht ſey, wiſſe sie nicht; während derſelben habe sie aus einem naſſen Tuche, was man ihrer Hitze wegen zur Seite des Kopfes gelegt, etwas Waſſer geſogen, und sie hätte damals weder Stuhlgang noch Urinausleerungen gehabt. Nach jener Bewachung hätte sie von ihrem Bruder *Chriſtian* verschiedenemale Waſſer, auch wohl Milch und Brey, jedoch niemals über einen Löffel voll, erhalten. Der Stuhlgang ſey immer zurück geblieben, allein beym Ausleeren des Harns hätte ihr derſelbe Bruder einigemal ein Geſchirr untergehalten, nicht ſelten habe sie ihn auch ins Bette gemacht. Zugleich betheuerte sie ausdrücklich, daſs ihre Eltern ganz ſchuldlos wären und um den Betrug gar nicht wüſsten.»

Indeſſen verhaftete man ſofort ihren Vater und ihre Mutter. Die letzte leugnete vor dem Notarius alle Kenntniſſe von dieſem Betruge; nach ihrem Wiſſen hätte ihre Tochter ſeit Oſtern 1798 nichts genoſſen und sie hätte ihr auch nichts zu eſſen oder zu trinken gegeben. Obgleich sie ihr oft Waſſer, einen Tuch und Schwamm an das Bette gebracht hätte, ſo hätte sie doch nie wahrgenommen, daſs sie etwas davon genoſſen hätte; sie hätte ihr oft angelegen, Speiſen, Getränke und das Abend-

nahl zu sich zu nehmen, hätte aber immer ine abschlägige Antwort bekommen. Wenn hre Tochter während dieser zwey Jahre Nahrungsmittel genossen hätte, so müsste sie sie von ihrem Bruder *Christian*, der nach ihrem eigenen Wunsche seine Mahlzeiten bey ihr gehalten hätte, bekommen haben. Dieser hätte aber immer auf ihre Fragen, ob er seiner Schwester etwas von seinen Speisen mitgäbe, es geleugnet. Indessen äusserte sie, dass ihr der Zustand ihrer Tochter nach ihrer allmäligen Besserung oft zweydeutig gewesen, und ihr der Geruch und die Nässe des Bettes, worin sie bey ihrer Tochter geschlafen, oft verdächtig vorgekommen wäre; und wenn sie diese Verunreinigung des Bettes gerügt hätte, so hätte ihre Tochter immer die Schuld auf den *Christian* gewälzt, der auch oft darin gelegen hätte. Sie versicherte auch noch, dass nach ihrem Dafürhalten ihr Ehemann mit dem Betruge gänzlich unbekannt sey. Zuletzt eröfnete sie noch, dass sie seit einigen Tagen mit dem Zustande ihrer Tochter bekannt geworden sey: diese hätte in der Nacht vom 5ten auf den 6ten April, als man sie bey ihr allein gelassen hätte, aus dem vor ihrem Bette gestandenen gewöhnlichen Geschirre in ihrer Gegenwart etwas Wasser getrunken, und als *sie ihr hierauf gesagt* hätte, falls sie Appetit

hätte, sie dies nicht aushalten würde, so hätte sie erwiedert, daſs dies nicht immer alſo wäre. Hiermit habe sie sich getröſtet und weder vor noch nachher geſehen, daſs sie was genoſſen hätte.

Nun nahm man ihren achtjährigen Bruder *Chriſtian* vor. Dieſer geſtand, daſs er ſeiner Schweſter mehrmals Waſſer zugetragen habe, er hätte gewöhnlich ſein Mittageſſen, welches ſeine Mutter ihm in ein eigends dazu beſtimmtes Näpfchen zugetheilt, vor dem Bette ſeiner Schweſter verſpeiſet; er hätte ihr gewöhnlich etwas, aber nie über zwey Löffel voll davon mitgegeben, beſonders wenn er Kartoffeln mit Milch erhalten hätte, die für sie ein Leckerbiſſen geweſen wären; Rüben hätte sie nur einmal gegeſſen, und vor Sauerkraut hätte sie einen Widerwillen gehabt. Das Waſſer, wie auch ein paarmal Milch, hätte er ihr immer in einem Napfe zugebracht, sie hätte ihn aber nie vollends ausgeleert. Dieſe Geſchirre habe er in einem Wandſchranke der Stube verborgen gehalten, und wenn er von Fremden wäre unterbrochen worden, sie immer mit groſser Gewandtheit dort verſteckt, denn er wäre nie auf dieſer That ertappt worden, und er habe dies ſogar ſeinen Eltern und Geſpielen verſchwiegen. Uebrigens versicherte er, daſs ihm nicht bewuſst ſey, daſs ſeine

Schwester Ausleerungen von Excrementen gehabt und er weder diese noch den Urin beseitigt hätte; doch gestand er ein, dass seine Schwester oft das Bette mit Urin besudelt, wozu er sich aber immer als Ursache angegeben hätte.

Man verhörte auch ihren ältern Bruder *Balthasar* von 11 Jahren; dieser schien aber nicht in dem Geheimnisse der Intrigue eingeweihet zu seyn, denn er wusste nichts von Erheblichkeit davon zu sagen.

Nachdem man diese Geständnisse der *A. M. Kienker* hinterbracht hatte, räumte sie ein bisweilen gegessen zu haben, aber nur äusserst wenig und nur seit kurzer Zeit hätte sie dies angefangen. Sie trank nun noch einige Gläser voll Wasser und leerte noch einen Nachttopf voll Harn mit einigen Excrementen vermischt aus. Man schloss sie nun allein ein.

Am andern Morgen, den 9ten April, trank sie eine gute Portion Wasser und leerte eine Menge stinkenden Urin aus. Man bewog sie nach vielen Einwendungen von ihrer Seite sich auf einen Stuhl setzen zu lassen, und dies gieng ohne einen Anfall von Beschwimniss zu; sie gieng auch von zweyen unterstützt zu ihrem Bette zurück. Weil sie behauptete noch kein Gefühl in den Beinen zu haben, so stach man ihr eine Nadel durch die Beine, ohne

dafs sie Empfindung von Schmerzen äufserte; nachgehends brannte man ihr ein Stück Zunderschwamm auf der einen Hand ab, wobey sie die Mienen etwas verzog, sie versicherte aber, sie hätte nur ein schwaches Gefühl davon gehabt. Sie afs an diesem Tage zum erstenmal einige Löffel voll Kartoffeln mit Milch und verzehrte einen Kringel in Milch getaucht, nachdem sie bis in den *achten* Tag ohne alle Speise gelebt hatte. Man schloss sie wieder ein und gab ihr Wasser, aber keine Speisen mehr.

Am 10ten April früh verlangte sie wieder Wasser zum trinken; die Blutkruste von ihrer Unterlippe hatte sich nun ganz abgelöset, sie gab dies auf den getrunkenen Wein, den man zu dem Wasser gemischt hatte. Gegen die Verhöhnungen und Insultationen des nun herzuströmenden Haufens bewies sie sich abgehärtet und gleichgültig.

Am nämlichen Tage kam das Gogericht zu Iburg in Person des Gografen *Kramer* und des Gerichtsschreibers *Meyer*, dem nun die weitere Untersuchung aufgetragen war. Diesem erzählte sie den Anfang ihrer Krankheit, nämlich: dafs sie seit sechs Jahren unaufhörlich kränklich und mit der fallenden Sucht behaftet gewesen sey; in den ersten drey Jahren hätte sie blos des Winters zu Zeiten

tte hüten müssen, im fünften hätte sie
[illegible] gebessert, wäre aber noch in dem-
[illegible] so elend geworden, dass sie hätte
[illegible] im Bette bleiben müssen. Da sie
[illegible] meiste Zeit so schwach gewesen wäre,
[illegible] keine Besinnungskraft gehabt hätte,
[illegible] auch nicht, ob sie in diesem Jahre
[illegible] Getränke genossen hätte, wenig-
[illegible] ihre Eltern ihr nichts davon ge-
In den drey letzten Tagen der vorig-
[illegible] Bewachung hätte sie aus dem nassen
[illegible] womit man ihr das Gesicht gewaschen,
Wasser gesogen, indem sie eine ausser-
[illegible] Trockenheit im Munde empfunden
[illegible], nachher, wenn sie die nämlichen
[illegible] im Munde gehabt, hätte sie aus einem
[illegible] Schwamm etwas Wasser gesogen. Nach-
[illegible] hätte ihr ihr Bruder *Christian* des
[illegible] und Abends in einer kleinen Schaale
Wasser gebracht, was sie getrunken
Vor etwa zwey Monaten habe derselbe
[illegible] vor ihrem Bette etwas Wasser und
gegessen, und da ihr der Mund sehr
[illegible] gewesen, hätte sie von diesem Gemi-
[illegible]wa einen Löffel voll getrunken. Nicht
nachher hätte der nämliche *Christian* in
[illegible]ammer Kartoffelbrey mit Milch gegess-
[illegible]ovon sie auch einen Esslöffel voll und
[illegible] [illegible]mal dergleichen gegessen

hätte. Nach der Zeit aber hätte sie keinen besondern Trieb etwas zu genieſsen empfunden, als daſs sie zuweilen etwas Waſſer getrunken hätte. Sie könne weiter hierüber nichts ſagen, sie wäre ſo wenig zu einer Täuſchung von Jemand verleitet worden, als daſs sie Jemand durch eine verſtellte Krankheit, oder dadurch, daſs sie keine Nahrung zu sich genommen, hätte betrügen wollen. In dieſem letzten Jahre wäre sie auch ſelten befragt, ob sie etwas genöſſe? die fremden Leute hätten mehr mit ihren Eltern, als mit ihr geſprochen; wenn sie aber befragt wäre, hätte sie entweder nicht geantwortet, oder da sie auſser dem Waſſer wenig oder gar nichts genoſſen hätte, erwidert, daſs sie nichts genöſſe. Seit dem Jahre nach der erſten Bewachung, wie sie zu Zeiten das Waſſer getrunken, habe sie auch Harn gelaſſen, und ihr Bruder *Chriſtian* habe ihr zu dem Behufe zuweilen eine Schaale verſchafft; Stuhlgang habe sie aber nicht gehabt. Seit vorgeſtern hätte sie mehr Waſſer mit Wein gemiſcht getrunken, auch geſtern einen Kringel in Milch eingeweicht gegeſſen; man habe ihr auch Kartoffeln mit Milch geboten, sie hätte sie aber, nachdem sie sie gekoſtet, nicht gemocht, sie habe überhaupt noch keinen rechten Geſchmack und Appetit.

Die triftigſten Vorſtellungen zu geſtehen,

ob sie in dem Jahre vor und nach der ersten Bewachung nicht mehr Nahrungsmittel zu sich genommen hätte? blieben fruchtlos. Sie beharrte fest dabey, dafs das von ihr eben abgelegte Bekenntnifs der wahre Hergang der Sache sey.

Nun ward ihre Mutter vor dem Gogerichte verhört. Ihre Aussage ist in Absicht des Anfangs der Krankheit mit der ihrer Tochter gleichlautend, ich übergehe sie daher. Im übrigen lautet sie wie folgt: »Vor zwey Jahren hätte sich die Krankheit ihrer Tochter sehr verschlimmert: der Harnabgang und die sonstigen Ausleerungen wären bey ihr stehen geblieben; sie hätte sie um diese Zeit auf ihr Verlangen mit dem heiligen Abendmahl versehen lassen. Von der Zeit an hätte sie sich nun ganz vom Essen und Trinken gegeben, und wäre auch die meiste Zeit von Verstande gewesen, hätte beständig zu Bette gelegen und äusserst selten auf Fragen, die man an sie gethan, geantwortet. In diesem Zustande sey sie bis zur vorigjährigen Bewachung geblieben, und weder sie, noch ihr Mann, noch ihre Kinder, noch andere hätten ihr, ihrem Wissen nach, Speisen gereicht; sie wäre daher bereit, dies, wenn es gefodert würde, eidlich zu beschwören. Nach der vorigjährigen Bewachung hätte sich aber ihre Tochter durch ihren Sohn *Christian* Wasser

zum Trinken reichen laſſen; auch habe
von dem Mittageſſen, was sie dem Chriſt
gegeben, einiges mitgenoſſen. Sie hätte d
darin gefehlt, daſs, wenn sie nach der
Bewachung gefragt ſey, ob ihre Tochter
keine Speiſen zu sich nähme, sie dies ver
hätte, obgleich dies nur ſo höchſt unbede
geweſen wäre. Sie hätte aber dadurc
geſucht, oder die Absicht gehabt Jeman
täuſchen: vielmehr wäre es ihr und
Manne höchſt unangenehm geweſen, w
Jemand gekommen wäre ihre Tochter zu be
ſuchen: sie wären dadurch in ihren häuslich
Geſchäften ſo ſehr geſtört, daſs die Geſchenk
die sie und ihre Tochter bekommen hätten,
die bey weitem keine hundert Thaler betrü-
gen, kaum zureichten, den durch dieſe Störung
erlittenen Schaden aufzuwiegen. Auf alles
Zureden, zu geſtehen, ob ihre Tochter in dem
Jahre vor der erſten Bewachung keine Speiſen
und Getränke genoſſen hätte, blieb sie aber
feſt bey ihrer Ausſage, daſs dies nach ihrem
Wiſſen nicht geſchehen ſey.»

Den Tag darauf ward der Vater, der in-
zwiſchen nach dem Gefängniſſe zu Iburg ge
ſchafft war, von dem nämlichen Richter zu
Verhör gezogen; er legte folgendes Bekennt
niſs ab: »Seine Tochter ſey ſeit Weihnachten
va ſechs Jahre kränklich und mit der falle

n Sucht behaftet gewesen; einige gebrauchte
zneyen hätten zwar einige Erleichterung,
er keine wahre Besserung bewirkt. Vor drey
hren um Martini sey sie immer noch elen-
er geworden, so dass sie still zu Bette hätte
egen müssen. Sein Nachbar hätte ihm em-
pfohlen, einen Husaren von dem im Kirchspiel
orgloh' kantonirenden preussischen Husaren-
giments *von Goeking*, der bey demselben
i Quartiere gewesen, wegen seiner Tochter
, Rathe zu ziehen, mit der Versicherung, dass
eser sie heilen würde; er hätte dies anfangs
cht zugeben wollen, aber auf vieles Zureden
ätte er endlich eingewilligt. Die von ihm
rordneten Mittel hätten so gut gewirkt, dass
e Kranke mit Beyhülfe eines andern zuwei-
n hätte auf einem Stuhl sitzen können. Nach
nigen Wochen hätten sie aber mit der Kur
ngehalten, weil der Husar einen zu hohen
reis für seine Bemühungen verlangt, und
och nicht hätte versprechen wollen, dass
eine Tochter unter seinen Händen völlig ge-
esen sollte. Um Lichtmessen 1798 wäre sie
ets schlimmer geworden und Urin und Stuhl-
ang wären bey ihr gänzlich zurück geblieben;
n dieser Verlegenheit hätte er sich an den
Wundarzt *Woerdemann* zu Wellingholzhausen
ewendet, aber die von diesem vorgeschriebe-
en Mittel wären ohne Wirkung geblieben.

In dieser Zeit habe sie noch stets etwas ge-
nossen, aber ihr Appetit habe immer mehr
und mehr abgenommen, bis sie etwa drey
Wochen vor Ostern 1798 gar nichts mehr ge-
nossen, und sie kaum mit dem heiligen Abend-
mahle habe versehen werden können. Von
Ostern 1798 bis in die Fasten 1799 hätte sie
in einem fast beständigen Schlummer, einer
Ohnmacht ähnlichen Zustande gelegen, ohne
das geringste zu sich zu nehmen. Kurz dar-
auf wäre die erste Bewachung vorgenommen.
Obgleich sie sich einige Zeit hernach etwas
gebessert, und er, seine Hausgenossen und
Fremde sie oft hätten bereden wollen, etwas
Speisen und Getränke zu sich zu nehmen, so
hätte sie dies mit Unwillen verweigert. Wenn
seine Tochter nach der ersten Bewachung
Speisen und Getränke genossen hätte, so wisse
er davon nichts; wenn er sie gebeten hätte
etwas zu geniessen, so habe sie immer erwie-
dert, sie hätte keinen Appetit und wolle nichts
essen. Ob sein Sohn *Christian*, der zu ihrer
Gesellschaft habe bey ihr seyn müssen, ihr
Wasser oder von seinem Mittagessen etwas
gegeben hätte, das habe er nicht erfahren,
weder von ihm, noch seiner Frau und Toch-
ter, und wisse es nicht. Wahr sey es indessen,
dass er bey der Ankunft der vier letzten
Wächter dem *Christian* verboten habe zu

gen, dafs er bey feiner Schwefter gegeffen habe, weil feine Tochter nicht habe haben wollen, dafs dies Jemand wiffe. Alle Ermahnungen ihn zum Geftändnifs von mehrerem zu bringen, waren ohne Erfolg. Auch mein Bruder, der Amtsrentemeifter zu Iburg, und ich, als wir ihn nachgehends in feinem Verhafte befuchten, konnten nichts weiter aus ihm herausbringen.

Man vernahm nun auch ihre Nachbarn wegen ihres Zuftandes; allein diefe wufsten nichts zu eröfnen, was diefe Sache näher aufhellen konnte.

Die *A. M. Kienker* war am 10ten und 11ten April fehr wohl, afs am Mittag einige Kartoffeln mit Suppe und fprach viel mit den hinzugekommenen Fremden.

Am 12ten April brachte man sie auf Befehl der Kanzelley nach Osnabrück in das dasige Zuchthaus. Nachdem sie etwa acht Löffel voll Kartoffelbrey gegeffen und etwas Wein und Waffer getrunken hatte, trug man sie mit ihrer Korbbettftelle auf einen verdeckten Leiterwagen. Aufser dafs sie oft über Anfälle von Hinfälligkeit und Befchwimnifs klagte, ging die Fahrt ohne Unfälle von ftatten. Man trug sie in Osnabrück auf ein zu ihrer Aufnahme bereitetes Zimmer, legte sie in ein Bette, gab ihr eine Flafche Waffer

und ein Nachtgeschirr, und schloss sie ein, dass niemand zu ihr kommen konnte. Die medicinische Aufsicht ward nun dem Herrn Doktor und Landphysikus *Semmelmann* und dem Herrn Doktor *Schelver* übertragen.

Am 13ten April befand sie sich sehr wohl; sie äusserte nun, dass sie itzt wohl, wenn man den Versuch machen wolle, von blossem Wasser leben könne; man sagte ihr aber, dass sie nun geheilt werden solle, und um arbeiten zu können, essen und trinken müsse. Sie hatte wirklich in Osnabrück noch nichts anders, als etwas Wasser und Wein zu sich genommen, und genoss erst am Abend etwas Reistorten. Sie klagte über Schlaflosigkeit und wünschte die Fenster ihres Zimmers Tag und Nacht geöffnet zu haben.

Den 14ten April trank sie des Morgens Kaffee und ass am Mittage eine Fleischsuppe mit Nudeln. Sie erzählte nun, dass sie drey Wochen vor Ostern 1798 zum letztenmal kommunizirt hätte; nach dieser Handlung wäre sie ganz von Verstande gekommen und müsse eine Zeit lang nichts genossen haben; wie lange dies gewährt hätte, wüsste sie nicht. Im May des Jahres hätte man sie von der Stube auf die Tenne gebracht, und hier hätte sie zuerst wieder Durst bekommen und hätte ihren Bruder *Christian* ersucht, ihr etwas

Waſſer zu reichen, und dieſer hätte ihr immer ſolches in Abweſenheit ihrer Eltern in einem Glaſe gegeben; sie hätte in dieſem Jahre nichts als einzig Waſſer genoſſen. Sie klagte über Einſamkeit und Schlafloſigkeit, Brauſen vor den Ohren, Drücken in der Magengegend und Mangel an Stuhlgang. Sie behauptete nicht gehen zu können und man fand ihre Wadenmuskel ſehr erſchlafft. Ihr Puls that neunzig Schläge in einer Minute, ihre Unterlippe war wieder mit einer Blutkruſte bedeckt, sie hatte häufigen Urinabgang. Man reichte ihr keine Arzneyen, ſondern bloſs nahrhafte Speiſen, die man ihr zuwog.

Man hatte ihr an einem der folgenden Tage Haberwelge vorgeſetzt, die sie aber wieder ausgebrochen hatte; von Rüben aſs sie nichts, man gab ihr daher Fleiſchbrühen, die sie gern aſs und gut vertrug. Sie verzehrte nun zuweilen des Mittags ein halb Pfund Fleiſchbrühe mit etwas Fleiſch und Nudeln, und trank in 24 Stunden drey Schoppen Waſſer mit einem Schoppen Wein gemiſcht. Sie beſchwerte sich über Schmerzen in der rechten Bauchweiche, und versicherte noch keinen Stuhlgang gehabt zu haben. Da man hierin Miſstrauen ſetzte, ſo durchſuchte man das Bette; man fand aber in den Betttüchern Flecken, die das Gegentheil zu beweiſen

ſchienen, und hinter ihrer Bettſtelle deutliche Spuren von zerkrümelten und herumgeſtreueten Excrementen. Sie geſtand nun den Aerzten, daſs ſie wirklich Stuhlgang gehabt, ihn mit den Händen zerrieben und mit dem Bettſtroh gemiſcht unter die Bettſtelle geworfen habe, was man auch wirklich ſo fand; ſie hatte ihn unter dem Bruſttuche verheelt, um ihn bey ihrem Aufſtehen aus dem Fenſter zu werfen. Sie leerte nun viele, aber ſehr harte Excremente aus. Mit Unterſtützung konnte ſie itzt einige Schritte gehen und einige Zeit aufſitzen.

Der Herr Kanzelleyrath *Vezin* und der Herr Secretair *Struckmann* ſetzten nun die weitere Unterſuchung fort. Man hatte nun den Vater von Iburg auch nach dem Zuchthauſe in Osnabrück gebracht, wo auch deſſen Frau verhaftet war. Den 24ſten April hob das Verhör mit der *A. M. Kienker* an. Ich ziehe ihre Geſtändniſſe, die ſie in mehreren Seſſionen abgelegt hat, zur Erſparung des Raums, und um keine ekelhafte unnöthige Wiederholungen zu machen, zuſammen.

Ihr Bekenntniſs über den Anfang ihrer Krankheit, (wo ſie noch erwähnte 6 Wochen bey dem Anfange ihrer Epilepſie nichts anders genoſſen zu haben, als was ihr ihre Mutter mit einem Federkiel eingeflöſst hätte)

kommt mit dem, was sie vor dem Gogerichte zu Iburg abgelegt hatte, völlig überein; ich übergehe es daher. Außerdem gestand sie folgendes: »Als sie im Frühling 1798 auf die Tenne des Hauses gebracht und lange in einer steten Sinnlosigkeit gelegen hätte, sey endlich zwischendurch ihr Bewußtseyn zurückgekehrt und dann habe sie Durst empfunden, wo sie sich denn bisweilen von ihrem Bruder *Christian* habe Wasser geben lassen; dieser Zustand habe bis zur Mitte der Fasten 1799 angehalten, in welcher ganzen Zeit sie nichts als Wasser getrunken hätte, welches auch bis zur ersten Bewachung ihre einzige Nahrung gewesen wäre. So lange sie nur Wasser getrunken, habe sie keinen andern Abgang als Urin gehabt, den ihr Bruder aufgefangen und aus dem Fenster gegossen hätte. Zur Zeit, als ich sie zum erstenmal besucht, hätte sie noch einzig von Wasser gelebt. In den drey ersten Tagen der ersten Bewachung habe sie durchaus nichts, in den folgenden Tagen gar nichts anders, als Wasser genossen, was sie aus dem nassen, zum Abkühlen ihres Gesichts gebrauchten Tuch gesogen hatte. In den letzten acht Tagen hätte ihr ihre Mutter, als sie ihr des Abends die Mütze gewechselt, *einmal eine kleine platte Flasche* mit Wasser heimlich in das Bette *gesteckt*; sie habe nämlich an

dem Morgen, als sie des Abends dies W[illegible]
erhalten, ihrer Mutter, als sie ihr die Mi[illegible]
aufgesetzt, zugeflüstert, ihr etwas Wasser [illegible]
geben, um das nasse Tuch, was sie gew[illegible]
lich auf der Brust hätte liegen gehabt, d[illegible]
anzufeuchten. Von dieser einen Flasche W[illegible]
habe sie denn des Nachts etwas getrunk[illegible]
weil die brennende Lampe so gehangen [illegible]
dass die Wächter es nicht hätten sehen [illegible]
nen. Uebrigens hätte sie während dieser [illegible]
zen Bewachungszeit nichts als diese ein[illegible]
tel mit Wasser genossen. Nicht lange nach
dieser ersten Bewachung habe sie angefangen
erst etwas gekochte Milch mit Wasser, dann
Kartoffelbrey, aber nur zu einigen Löffeln
voll, zu essen. Nun sie angefangen habe
solche Speisen zu essen, habe sie auch wieder
Stuhlgang bekommen, den ihr oft genannter
Bruder beseitigt hätte. Während der zweiten
Bewachung hätte sie bis zur Entdeckung nicht
weiter als das Wasser genossen, was sie [illegible]
ihrem Schwamm gesogen hätte. Bey d[illegible]
Ohnmachten hätte sie bisweilen alle Be[illegible]
nungskraft verlohren, bisweilen sie aber e[illegible]
behalten, und sie könne nicht leugnen so[illegible]
bisweilen erdichtet zu haben, um glauben [illegible]
machen, sie könne nicht bewegt werden.
Blut, was ihr aus dem Munde geflossen,
aus dem blutenden Zahnfleische gequol[illegible]

und die Blutrinde auf der Unterlippe hätte ihren Urſprung daher, daſs ſie an der letzten gepflückt und gerieben hätte, wenn ſie ihr trocken und ſpröde geworden wäre. Sie verſicherte, daſs ihre Eltern, ſo viel ihr bekannt wäre, um den Betrug nicht gewuſst hätten; es möchte denn ſeyn, daſs ſie die letzte Zeit etwas davon geſpürt hätten. Seit acht Wochen vor der letzten Bewachung hätte ihre Mutter ſie befragt, ob ſie etwas genöſſe, wenn dies wäre, ſo möchte ſie es ihr eröfnen, ſo brauchte ſie ja da nicht ſo zu liegen; ſie hätte es aber geleugnet. Sie vermuthe, daſs ſie der *Chriſtian* bey der Mutter verrathen hätte, obgleich er ſolches verneint hätte. Als ſie nach *Heilmanns* Hauſe gebracht ſey, hätte ihr ihre Mutter auf ihr Verlangen eine kleine Schaale mit Waſſer verſchafft, und als ſie daſſelbe getrunken, hätte ſie ihr geſagt, das hielte ſie ja nicht aus, und warum ſie ihr das nicht früher kund gethan hätte. Sie geſtand, als ſie von ihrem Bruder *Chriſtian* zum erſtenmal Waſſer gefordert hätte, ſofort den Entſchluſs gefaſst zu haben, es zu verheimlichen, daſs ſie etwas genöſſe, zu welcher Abſicht, könne ſie eigentlich nicht ſagen. Sie könne mit Gewiſsheit behaupten, daſs ſie vor vier Jahren ganzer acht Tage ohne alle Nahrung gelebt hätte und dabey herumgewandelt

ſey; sie wäre aber dabey ſo kraftlo
den, daſs sie am Ende nicht mehr hät
können. Sie habe bey der letzten Be
nur vorgegeben, sie könne kein Lich
gen, damit man sie nicht genau möch
achten können; gleichfalls räumte sie
sie zu dieſer Zeit zwar Gefühl in de
Gliedmaſsen gehabt hätte, es wäre al
ſo ſtark gewesen als itzt. Endlich
sie in mehreren Verhören, daſs sie z
geſpielten Betruge von dem Huſaren,
men *Schumann*, der sie vor drey J
der Kur gehabt, verführt ſey; dieſer i
gerathen, die Rolle ſo zu ſpielen, als
her gethan hätte, mit der Versicheru
sie dadurch glücklich werden könne,
alle Verantwortung davon auf sich 1
dagegen habe er ihr auf das ſtrengſte
ten, dies ihren Eltern zu ſagen und nie
Namen zu verrathen, wenn sie in ihr
truge entdeckt würde.»

Als man die Mutter zum Verhör z
derrief dieſe das Bekenntniſs, was sie
ſowohl den einzelnen Mitgliedern der
ſuchungskommission, als auch vor dem
Gogerichte abgelegt hatte, nämlich, d
ſeit einem Jahre Kenntniſs von dem a
ten Betruge ihrer Tochter gehabt hätt
behauptete, daſs sie dies Bekenntniſs a

d Bestürzung abgelegt hätte, weil sie mit
'chen Personen nicht umzugehen wisse, und
nn in der Hoffnung wieder zu ihrem ver-
'senen Kinde zurückkehren zu können,
il einer der letzten Wächter, der Herr
ktor *Gruner*, ihr versprochen habe, dass
sofort wieder in Freyheit sollte gesetzt
rden, wenn sie gestände um den Betrug
wusst zu haben; und bey diesem Widerruf
b sie hartnäckig bey drey verschiedenen
rhören. Sie erzählte, sie hätte ihre Toch-
oft befragt, ob sie noch keine Lust zum
en hätte, sie hätte dies aber immer ver-
nt; sie hätte seit ihrer Krankheit immer
r ihr geschlafen und nur dann in ihrem
te Nässe und üblen Geruch wahrgenommen,
an der *Christian* bey ihr gelegen hätte.
gestand endlich, was sie bey dem ersten
'nehmen in Osnabrück geleugnet hatte, ih-
Tochter auf ihr Bitten während der ersten
vachung ein plattes Gläschen mit Wasser
ihrer Tasche zugetragen zu haben; auf ihr
'ragen, ob sie auch davon getrunken, hätte
dies geleugnet. Sie könne nicht verhee-
, dass ihr oft der Gedanke gekommen
e, dass ihre Tochter vielleicht heimlich
as genösse, wenn sie aber ihre Tochter
r den *Christian* darnach gefragt und beyde
'eleugnet hätten, so hätte sie es dabey be-

wenden lassen; dies, und daſs sie als I
die Sache nicht genauer untersucht hätte,
das einzige, was man ihr vorwerfen k
Uebrigens sey sie jeden Augenblick bei
schwören, daſs sie mit Gewiſsheit nicht
ten habe, daſs ihre Tochter von Ostern
bis zu ihrem Transport nach Borgloh
etwas genossen hätte, daſs sie ihr selbst
gereicht, auch mit Zuverläſsigkeit nicht
daſs dies von andern geschehen sey. E
versicherte sie noch, daſs sie nicht gl
könne, daſs der Husar *Schumann* sie z
verübten Betruge verleitet und unter
hätte.

Der Vater leugnete in allen Ver
daſs er um den Betrug seiner Tochter ge
hätte. Im Ganzen kommt sein Geständ
mit dem, was er vor dem Gogerichte zu
abgelegt hat, überein; ich erwähne dahe
nur der Varianten, die des Aufzeichnens
sind. Er sagte: »Seit Martini 1798 hä
seine Tochter nicht aus dem Bette gel
er sey oft in ganzen Tagen nicht in ihre
gekommen. Bey ihrer steten Versich
daſs sie keine Eſslust hätte, hätte er n
den *Christian* Verdacht geworfen, und
wäre die Ursache, warum er nie in
wegen eines Geständnisses gedrungen
Die Krankheit seiner Tochter habe ihm

Verdruſs und Kummer verurſacht; dieſe und ſeine Frau hätten ein ſo feſtes Bündniſs mit einander geſchloſſen, daſs er keiner von beyden etwas Widriges zu ſagen gewagt hätte: ob indeſſen ſeine Frau im Einverſtändniſſe des Betrugs mit ſeiner Tochter geweſen wäre, könne er nicht ſagen, er aber wolle darauf leben und ſterben, daſs er ſelbſt nicht die mindeſte Kenntniſs davon gehabt hätte. Während der Zeit, daſs der Huſar *Schumann* ſeine Tochter in der Kur gehabt hätte, ſey derſelbe oft zu ihr gekommen und bey ihr allein geweſen; sie habe viel Vertrauen in ihn geſetzt, und als er sich mit ihm wegen der Bezahlung entzweyet und ihn verabſchiedet hätte, hätte ſeine Tochter einige Tage darüber geweint. Dieſer *Schumann* ſey nach ſeinem Wiſſen nachgehends nicht wieder in ſeinem Hauſe geweſen: ob derſelbe ſeiner Tochter den Plan zu dem Betruge angegeben habe, könne er nicht wiſſen. Noch fügte er auf ausdrückliches Nachfragen hinzu, daſs er eine jetzt in Holland lebende Schweſter habe, die in ihrer erſten Jugend an Zuckungen und nachgehends an der Epilepsie gelitten hätte, sie ſey darauf wahnsinnig geworden, habe sich ſeltſam verzogen, geberdet und gebiſſen, ſo daſs die Leute sie für beſeſſen gehalten hätten; durch Arzneyen ſey sie zwar vom Wahnsinne,

Unterſuchung und publicirte am 27ſten Juny 1800 folgende Urtheile: daſs 1) die *Anna Maria Kienker*, weil sie mehrere Jahre hindurch eine *gänzliche* Enthaltung von Speiſen und Getränken und andere krankhafte Zufälle fälſchlich vorgegeben, die auf obrigkeitlichen Befehl zur Unterſuchung ihres Geſundheitszuſtandes verſchiedentlich abgeordneten Männer hintergangen, die Verſtellung noch, nachdem sie ſchon verhaftet worden, fortgeſetzt oder wiederholt, und den inquirirenden Richter durch Erdichtungen zu täuſchen geſucht, mithin dieſen ſowohl, als das Publikum betrogen, dadurch ein öffentliches Aergerniſs gegeben und eben ſo viel Beharrlichkeit als Frechheit im Betrügen gezeigt habe, unter Zurechnung des ſeit dem 12ten April d. J. erlittenen Arreſtes noch ein halbes Jahr im Zuchthauſe zu verwahren und zu einer ihren Kräften angemeſſenen Arbeit anzuhalten, ſodann nach Ablauf der Strafzeit an einem Sonntage vor der Kirche zu Borgloh mit der Inſchrift: »*öffentliche Betrügerin*« eine Stunde auszuſtellen, auch zwey Drittheil der aufgegangenen Koſten zu bezahlen ſchuldig, mithin das durch ihren Betrug erworbene und ſequeſtrirte Geld dazu mit zu verwenden ſey.

2) Daſs dem *Chriſtian Kienker* wegen *ſeiner* thätigen Theilnahme am Betruge ſeiner

Schwester und der an den Tag gelegten Fertigkeit im Lügen und Betrügen gleich nach Eröffnung dieses Urtheils zwanzig Ruthenstreiche auf den blossen Rücken, jedoch seiner Gesundheit unbeschadet, zu reichen.

3) Dass der *Kolona Kienker*, weil sie einer Mitwissenschaft und Theilnahme an dem Betruge ihrer Tochter höchst verdächtig, einer strafbaren Sorglosigkeit und Connivenz bey demselben aber, so wie mehrerer in den gerichtlichen Verhören vorgebrachten Unwahrheiten überwiesen sey, der bisherige Hast zur Strafe anzurechnen, und sie ein Drittheil der aufgegangenen Kosten zu bezahlen schuldig. Endlich

4) Der *Kolonus Kienker*, bey ermangelndem vollständigen Beweise und Mitwissenschaft, von der Instanz zu entbinden und loszusprechen sey.

So weit die authentische Geschichte des entdeckten Betrugs der *A. M. Kienker*. Man wird nicht ohne Grund fragen, ob ihr vorgegebenes langes Fasten vom ersten Anfange an Täuschung und Verstellung gewesen sey, und sie nun ganz aufhöre für den Arzt und Naturforscher interessant zu seyn? Wenn das alte Sprüchwort: »wer einmal lügt, ist immer ein Lügner,« hier eine Ausnahme findet, und *man der Behauptung* der *A*. M. Kienker und

ihren Eltern noch Glauben beymessen kann, so ist ihre Geschichte noch immer selten und merkwürdig genug, um nicht in das Meer der Vergessenheit versenkt zu werden. Nach des Vaters und der Mutter wiederholten einstimmigen Aussage hat sie ein Jahr vor der ersten Bewachung in einem Zustande von Schlaf und Sinnlosigkeit gelegen und nichts gegessen und getrunken, und nach ihrem eigenen Geständnisse ist sie bisweilen zur Besinnung gekommen, hat dann Durst empfunden und etwas Wasser getrunken; es scheint demnach wahrscheinlich, dass sie über ein ganzes Jahr theils ohne alle Speisen und Getränke, theils einzig von Wasser und dem gelebt hat, was sie aus der Luft absorbirte. Dies wird um so glaubhafter, wenn man erwägt, dass sie während der ersten vierzehntägigen Bewachung nichts als etwas Wasser, was sie aus den nassen Tüchern gesogen, und ein plattes Gläschen mit Wasser, was wohl nicht viel über ein Pfund mag betragen haben, genossen hat, und dabey munterer und stärker geworden ist, und dass sie endlich bey der zweyten Bewachung ganze sieben Tage bloss bey etwas Wasser ausgedauert hat, ohne Spuren von grosser Abnahme an Fleisch und Kräften zu verrathen. *Wie* viele Menschen möchten dies wohl aus*halten*, wenn sie nicht eine ganz eigenthüm-

liche Organisation haben! Daß sie während der ersten Bewachung keine Ausleerung des Stuhlgangs und Urins müsse gehabt haben, ist daraus glaublich, weil man bey der großen Frühlingswärme nichts davon gerochen hat, wo gegentheils bey der zweyten Bewachung dieser Geruch schon in den ersten Tagen das ganze Zimmer bey einer ziemlich kalten Atmosphäre erfüllte.

Die *Maria Monika Mutschlerin* bey Rothweil, die in acht Jahren nichts wollte gegessen und getrunken haben, foderte schon am vierten Tag der Bewachung zu essen und zu trinken, und entlarvte sich dadurch als eine Betrügerin. Die unglücklichen Schlachtopfer der fränkischen Direktorial-Tyranney, die in die gifthauchenden Wüsteneyen von Guajana verbannten *Pichegru*, *Barthelemy*, *Willot*, *Ramel*, *La Tellier* u. a. m., die aus ihren Fesseln von Sinnamary nach Surinam in einer kleinen Barke entflohen, und ihrer neun an der Zahl nichts als zwey Flaschen Rum bey sich hatten, waren nach einer achttägigen Fahrt und Fasten bis zum Sterben erschöpft *g*).

Schon *Hippocrates* sagt, *h*) daß viele von denjenigen, welche sieben Tage nichts essen

g) S. *Archenholz Minerva*, *July* 1799.

h) S. *ejus opera ex editione Halleri. Lausannae* 1798. *Tom. II de Carnibus, Cap. VIII.* p. 118.

und trinken wollten, innerhalb derselben stürben, und wenn auch einige diesen Zeitraum überlebten, so stürben sie doch noch nachher; denn wenn sie auch wieder anfingen Speise zu geniessen, so wäre ihr Magen doch nicht im Stande sie aufzunehmen und zu verdauen.

Nach den von *Haller* gesammelten Beyspielen *i*) kann in den gewöhnlichen Fällen ein Mensch kaum 4, 5, 6, 7, höchstens 8 bis 9 Tage ohne Nahrungsmittel ausdauern; und wenn sie ihm länger entzogen werden, so läuft er Gefahr den schrecklichen Hungertod zu sterben. Zufolge dieser Erfahrungswahrheiten ist es also höchst wahrscheinlich, dass die *A. M. Kienker* eine ganz specifische zum langen Fasten eingerichtete Organisation haben müsse, lange von blossem Wasser gelebt haben und ihre Behauptung ganz der Wahrheit gemäss seyn könne, weil sie vierzehn Tage mit einer sehr kleinen Portion desselben fortdauern konnte und noch dabey munterer und kraftvoller ward. Ihre Geschichte ist daher in medicinischer Hinsicht wohl denen beyzuzählen, wo Menschen unter eigenthümlichen Verhältnissen lange von blossem Wasser lebten, und davon die Schriften der ältern und neuern Zeiten eine so grosse Menge enthalten. S. *Haller loc. cit.*

i) *Elementae Physiologiae, Tom. IV. lib. XIX. Cap. II, p.* 168.

Was die *A. M. Kienker* nach der ersten Bewachung an Speisen genossen hat, muss höchst unbedeutend gewesen seyn, da sie sich mit dem gewiss sehr klein ausgefallenen Theil befriedigt hat, den ihr kleiner achtjähriger Bruder von seiner Mittagsportion erübrigte oder sich entzog, und ihre Eltern nach ihrer Behauptung nicht gewusst haben, dass sie etwas gegessen habe; denn wenn sie eine solche Quantität Nahrung zu ihrer Erhaltung hätte zu sich nehmen müssen, wie es einem gewöhnlichen Menschen von ihrer Natur und Alter gebührt, so hätte ihnen diese heimliche Näscherey leicht müssen verrathen werden. Auch die ihr im Zuchthause zugewogenen Portionen beweisen dies, denn gewöhnlich hat sie in 24 Stunden nur ein Pfund Fleischbrühe und etwas Fleisch genossen.

Dass sie also eine ansehnliche Portion Nahrungsstoff aus der Luft müsse gesogen haben, um ihr Leben zu erhalten, und so viel Rundung und körperliche Masse zu besitzen, leidet wohl keinen Zweifel. Eben so wenig kann man wohl zweifeln, da sie so lange von blossem Wasser gelebt hat, dass auch das Wasser Nahrungsstoff für den Menschen enthalten müsse und nicht blos als Verdünnungsmittel der Speisen, des Chylus, der Lymphe und des Bluts, und als ein Vehikel der abge-

nutzten und verdorbenen Auswurfsstoffe diene. Welcher Bestandtheil des Wassers, der Saurstoff oder Wasserstoff, oder beyde vereinigt diese nährende Kraft hat? wer wagt das apodiktisch zu entscheiden!

Wahrhaft Schade ist es, dass man das Erbieten der *A. M. Kienker* im Zuchthause blos von Wasser leben zu wollen, verworfen hat: hier hätte man mit Zuverläſsigkeit bestimmen können, wie weit sie es in dieser seltenen Kunst gebracht hätte; und dann hätte man mit völliger Zuversicht interessante Folgerungen daraus herleiten können.

Wer bedauert es nicht, dem die Fortschritte der Naturwissenschaften am Herzen liegen, dass diese Fastengeschichte der *A. M. Kienker*, deren Wahrheit über alle Zweifel bewiesen zu seyn schien, am Ende aus niederer Habsucht mit Täuschung und Betrug so sehr vermischt worden ist, dass man nun nur nach Wahrscheinlichkeiten und nicht nach unumstöslicher Gewissheit physiologische und pathologische Resultate daraus ziehen kann!

Indessen würde man inconsequent und übereilt schliessen, wenn man nun, weil in diesem Falle am Ende ein Betrug entdeckt ist, behaupten wollte, dass in allen sonst beobachteten Fällen von langen Fasten ein Betrug zum Grunde gelegen hätte, und es un-

möglich sey, dass ein Mensch so lange ohne alle Nahrung leben könne. Der scharfsinnige mit den Kräften der Natur so bekannte *Haller k*) glaubte fest an die Möglichkeit des langen Fastens, und belegt sie mit einer grossen Summe von Beobachtungen. Herr Hofrath *Blumenbach l*) scheint dieselbe eben so wenig zu bezweifeln. Herr *Ploucquet* führt in seinem unsterblichen Werke *Initiae bibliothecae medic. chirurg.* unter der Rubrik *Jejunium* und *Inedia* noch eine Menge neuere Beyspiele von langen Fasten an.

Wenn man auch annehmen will, dass bey manchen in Schriften verzeichneten Fällen die Verfasser hintergangen sind, so läst sich dies doch schwerlich von allen behaupten. Wenigstens scheint mir die Geschichte, die ein Herr *v. W.* aus Lasis bey Feldkirchen im Voralbergischen *m*) von einem Bauer erzählt, der wegen einer Mundklemme und aus Unvermögen zu schlucken, 37 Wochen ohne alle Speisen und Getränke gelebt und nachgehends durch einen Nairnschen Magnet geheilt ist, Glauben zu verdienen. Auch scheint mir die

k) *Loc. cit. p.* 262.

l) *Institutiones Physiologiae, p.* 262. 263.

m) S. *Stoff zu Betrachtungen für Aerzte und Naturforscher.* 1799, auch *Göttinger gelehrte Anzeigen von* 1780, *S.* 53.

Beobachtung des Herrn Doktor Jahn n) von einem zwölfjährigen epileptischen Knaben zu Heide im Holsteinschen, der ohne Sprache und Bewuſstſeyn einige 60 Tage ohne alle Nahrungsmittel lebte und darauf plötzlich Verſtand, Bewuſstſeyn und Eſsluſt wieder bekam, über alle Zweifel authentiſch zu ſeyn.

Abgeſehen von allem mediciniſchen Intereſſe an der Geſchichte der *A. M. Kienker*, ſo wird doch der Menſchenbeobachter an dieſem Mädchen, in einer einſamen Bauerhütte erzogen, fern von dem Getümmel und den Intriguen der Städte, wo es in Taſchenſpielerkünſten hätte unterrichtet werden können, die Schlauheit und Geſchicklichkeit bewundern müſſen, mit welchen es die Rolle einer Scheinheiligen ſo lange ſpielte, und ſeinen Betrug und Machinationen den ſpähenden und mistrauiſchen Augen ſo vieler aus Neugier zu ihm ſtrömenden ſcharfsinnigen Menſchen entzog. Schwerlich hätte es dieſe Rolle ſo lange mit einer ſolchen Gewandtheit ausführen können, wenn es nicht von der Natur ſelbſt darin wäre unterrichtet, und durch wirkliches langes Faſten mit den einzelnen Theilen derſelben

n) S. *Nordiſches Archiv für Natur- und Arzneywiſſenſchaft, von Pfaf und Scheele, I. Band, 2. Stück, S. 357*, auch *Allgem. mediciniſche Annalen, 1800, July. S. 725.*

bekannt geworden, und also von selbst studirt wäre. Auch nahm der Husar von m wirklichen Fasten wohl die Veranlassung ihr zu rathen, dies Spiel noch länger zu en, als ihre körperliche Verfassung es mit brachte und gestattete; denn von einem inen Soldaten läfst sich wohl nicht so und tiefe Natur- und Menschenkenntniss rten, dafs er sie alle die Bedingungen, dernisse und kleinen Details lehren konn- n einen solchen Zustand eine so geraume mit solchem Erfolge zu dichten und ihn sen Augen so vieler Skeptiker verborgen lten.

Melle, im Hochstifte Osnabrück.

L. J. Schmidtmann.

II.

Fragmentarische Bemerkungen zu Brow Elements of medicine. *)

§. XVIII. Entschuldigt er sich gu tig, »dafs er sich der Ausdrücke: mangeln »*erschöpfte, verzehrte, angehäufte, überflüs Erregbarkeit*» — bedienen müsse, wegen N heit des Gegenstandes und Armuth der Sp che. Aber dies ist keine Entschuldigung

*) Diese Bemerkungen rühren von einem der vo lichsten Aerzte Teutschlands her, der aber, w sich selbst ausdrückt, »so lange die literä Chouanerie die Heerstrassen noch unsicher m seinen Namen nicht nennen will, welches au Dingen, wo Gründe und nicht Auctoritäten ent den, nach meiner Meinung sehr gut ist. Ab merken muss ich, dass der Verfasser weder etw noch wider das Brownsche System gelesen hat, man also desto gewisser seyn kann, hier das fangne Urtheil eines in Erfahrung und Nachd gereiften practischen Arztes über diesen Gege zu erhalten.

einen Mann, der sich rühmt: (CCCXII) die Arzneikunde jetzt zuerſt zu einer ächten Wiſſenſchaft, die bald den Nahmen: *Lehre der Natur*, (Anm. zu DCLXXVII) erhalten werde, erhoben und (ſ. Ende der Vorrede) *sie zuerſt demonſtrirt* zu haben. Wer eine neue Wiſſenſchaft lehren will, zu der er neue Begriffe braucht, der muſs sich auch neuer, angemeſſener, unzweideutiger Ausdrücke dazu bedienen, sie zu dieſer Absicht erſchaffen, oder die alten Worte durch Unterlegung neuer Bedeutungen zu neuen Ausdrücken umprägen. Indem sich aber *Brown* der alten Ausdrücke unerklärt und nicht neu beſtimmt bedienet, muſs er dem Leſer verſtatten, sie unter der alten Bedeutung zu verſtehen, und wenn wir dann leſen: *daſs Erregbarkeit, deren Quantität oder Kraft dem Menſchen ſchon bey ſeiner Geburt in einer beſtimmten* (XVIII) *Menge zugemeſſen worden, durch Reitze verzehrt* (CCCIX) *und nachgehends dennoch durch neue Reitze wieder hervorgelanget werden könne* — uns nicht verargen, wenn wir glauben, Unsinn geleſen zu haben.

XXI §. »Die Brech- und Purgirmittel, »Gram, Verdruſs u. ſ. w. vermindern die Sum»me der Erregung und ſchwächen — aber aus »keiner andern Urſache, nicht weil sie keine »Reitzmittel wären — sie sind Reitzmittel,

»schwächen aber, weil sie schwach und
»reichend reitzende Mittel sind (*debili*
»*that is, weakly stimulant, owing thei*
»*lity* (er hätte schreiben sollen, *debilit*
power) »*to a degree of stimulus infe*
»*the proper one.*)»

Wenn alle Erregung, alle Bedingu
Lebens und der Gesundheit von Reitz
und blos von ihnen (XXII) abhängt, so
kein Reitzmittel die Erregung an sich v
dern. Entweder in dem Begriffe »Rei
tel» liegt nicht einzig die äufsere Bedi
für Leben und Gesundheit, oder wen
darin liegt, so kann ein Reitzmittel,
auch ein schwaches, ein unzureichendes,
schwächen. Blos dann, wenn es (was
von *Brown* nicht vorausgesetzt wird) auf
Zeit das einzige auf den Körper wirl
Reitzmittel ist, indefs dafs alle andre gr
Reitze ausgeschlossen bleiben, kann
Schwäche, nicht von der Kleinheit de
kenden, sondern vom Mangel der abwes
gröfsern (gewohnten) Reitze erzeugt we
Sonst müfste ein Mann, der sich wohl
det, sich aber noch munterer befinden w
wenn er jetzt vier Unzen Wein tränke,
heuer geschwächt werden, wenn er in di
Augenblicke statt der vier Unzen Wein,
vier Tropfen Wein in den Mund nähm

ach viermahl mehr geschwächt werden, wenn
; nur Einen Tropfen genösse.

Ein noch so geringer Zusatz zur Beding-
ung des Lebens (ein schwaches simples Reiz-
ittel) kann nie ein *Minus* werden, kann nie
hwächen. Schwächt es aber (wie Purgirmit-
l, Gram, Schreck u.s.w.) bey übrigens un-
erminderter Summe der nöthigen gewohnten
ebenserhaltungsmittel (Wärme, Nahrung u.
w.), so muss seine schwächende Kraft auf
ner ganz andern Ursache beruhen, als auf
er Kleinheit seiner Reitzkraft.

Wer sieht diese Folgerungen nicht ein?

Ein gesundes, feuriges Mädchen stirbt in
ollem Genusse aller zur Gesundheit nöthigen
eitzmittel, von der plötzlichen Trauerpost,
ass ihr Bräutigam erstochen sei, augenblick-
ch. War dieser blos ein simpler, nur kleiner
eitz, so war er ja ein kleiner Zusatz zu der
icht mangelnden Summe aller übrigen Reitz-
ittel. Wie konnte dieser kleine Zusatz scha-
en, wie konnte er tödten, wie konnte er au-
enblicklich tödten, wenn er blos als einfacher
eitz und auf keine andre Art wirkte?

Wer sieht diese Folgerungen nicht ein?

Er geht in seinem Wahne so weit, zu
ehaupten (XXI q) »Verdruss und Gram wä-
ren Freude und Zufriedenheit nur in gerin-
germ Grade.» Wenn ich solche Behauptungen

wagen darf, dann kann ich aus allem alles machen; dann ist es leicht, ein scholastischer Sophist zu seyn. Nein, lieber Freund! es sind zwey Gradleitern; auf der einen steht die Gleichmüthigkeit oben, und diese geht herab bis zu Verdruss, Gram, Verzweifelung. Die andre Skale hat Gleichmüthigkeit zum untersten Grade, von dem sie hinauf zur Zuversicht, zur Freude, zum Entzücken steigt.

Wenn *Brown* von Gleichheit der Wirkungen auf Gleichheit der Ursachen schliessen darf, so wird es auch uns erlaubt seyn, von Entgegengesetztheit der Wirkungen auf Entgegengesetztheit der Ursachen zu schliessen, und Kälte und Gram, Wärme und Freude für entgegengesetzte Potenzen anzunehmen, (weil sie entgegengesetzte Effekte äussern), dergestalt jedoch, dass die stärkende Eigenschaft der letztern wie die schwächende der erstern nicht auf ihrem gemeinsamen Attribute als Reitzmittel beruhen kann, sondern auf Attributen beruhen muss, die bey erstern von ganz entgegengesetzter Natur als bey letztern sind.

XX, XXI zählt *Brown* die Gifte und die Typhusmiasmen zu den obigen Potenzen (deren Schwächungskraft von der Kleinheit des Reitzes, den sie auf den Körper ausübten, herrühre.)

Wie nun, wenn ein Mann in vollem Ge-

nuſſe aller die Geſundheit erhaltenden äuſsern Reitze (ihre Summe ſoll täglich 3000 bis 3010 betragen) ſich belieben läſst, nach Ausleerung des letzten Glaſes Wein eine mit Kohlenſäure angefüllte Grube zu beſteigen, und nach zehn Minuten todt, unwiederbringlich todt herausgezogen wird, was hindert hier die Fortdauer des Lebens? Etwa der Hinzutritt des gar zu kleinen und deshalb angeblich ſchwächenden Reitzmittels der fixen Luft? Man ſetze die Summe ihres Reitzes auf 1, oder wenn man will, auf $\frac{1}{1000000}$ ſo wird die Summe aller ſeit vier und zwanzig Stunden ihm zugefloſſenen Reitzmittel dieſen Tag mit Einſchluſs der geathmeten Luftſäure 3001 oder 3000 $\frac{1}{1000000}$ betragen. So viel hat er (mehr oder weniger) ſchon alle vorhergehende Tage an Reitzmitteln genoſſen, es iſt weder Verminderung noch Vermehrung der Reitze in dieſem letzten Tage bis zum Augenblicke ſeines Todes geſchehen. Was hinderte ihn alſo zu leben? Sichtbarlich nicht eine Potenz, die der Kleinheit ihres Reitzes, ſondern wegen einer ungeheuren Kraft andrer Natur ihm äuſserſt ſchädlich war.

Er will ſich zwar mit der Ausrede (XXI §) behelfen, daſs die ſchwächenden Reitzmittel *zum Theil vermittelſt einer unangenehmen Beziehung auf die Erregbarkeit*, oder vermit-

telst einer widrigen Empfindung schwäch[illegible]
wirkten. Aber er ist sehr inkonsequent, [illegible]
auf der einen Seite zu brüsten, dass [illegible]
Physiologie und Pathologie auf ein oder [illegible]
Prinzipe zurückgeführt habe, und doch [illegible]
andern Seite *quasi aliud agendo*, [illegible]
qualitates occultas in die Winkel zu [illegible]
die er im Nothfalle, wenn die Blöße [illegible]
rühmten Hauptstützen seines Systems [illegible]
deckt würde, als schon etablirte Prin[illegible]
vorziehen, und ihnen, je nachdem es [illegible]
nöthig seyn würde, eine Deutung geben [illegible]
die ihm beliebte. Durch diese ausge[illegible]
Rollen an Nothhelfer, Nebentriebfedern [illegible]
Nebenagenzen schwindet aber die vergö[illegible]
Simplizität seines sogenannten Systems in [illegible]
Nichts zurück. Da können nun alle spezi-
fische Wirkungen der Gifte, Miasmen u. s. w.
wenn es der Vortheil *Browns* und seiner An-
hänger erfordert und das allmächtige Wort
stimulants, weakly stimulant nicht zureichen
will, von *a discordant combination of power*
und die spezifischen Heilkräfte dieser oder je-
ner Arzney zum Theil von der *agreable rela-
tion, that the exciting power bears to the ex-
citability*, zuweilen von einer *agreable sensa-
tion* deduzirt werden; so ist der Rückzug ge-
deckt! Wie schlau! aber auch wie unredlich
Seinem übertriebnen Verbote der Kälte

sthenischen Krankheiten, § CCXCII *in the* *heme diseases (of great and direct debility)* *cold must be most carefully avoided, as it is* *always of a directly debilitating power and* *never of service but in sthenic diseases and* *those that are in a progress to indirect debility* — welches schon mehrmal ist gerügt worden, setze ich die mir mit vielen Andern gemeine Erfahrung entgegen, dafs ich viele Jahre hindurch, als ich noch keine specifischen Mittel für alte chronische Krankheiten kannte, sie sehr oft glücklich allein mit kaltem Waschen, kalten Fufsbädern, auch wohl mit minütlicher Eintauchung in Wasser von 30" bis 60" *Fahr.* bestritten habe. Ein Fall unter vielen ist aber allzumerkwürdig, als dafs ich ihn nicht anführen sollte. Ein schon etwas bejahrter Mann von noch ziemlichen Kräften hatte an seinem linken Arme seit fünf Jahren von unbekannter Ursache eine Paresis. Die Bewegungen waren sehr schwach und gering, die er damit vornehmen konnte, und auch das Gefühl war sehr vermindert. Einstmahls als er einen Anverwandten besucht, und sich niemand findet, der zu einem kleinen Abendschmause Fische aus dem eingefrornen Fischbehälter hohlen will, macht er sich stillschweigend auf, löset das Eis, legt sich darüber hin und bringt fast eine Stunde zu, ehe er

mit beyden, in das eiskalte Waſſer geſenkten Armen die nöthige Menge Fiſche heraus langen kann. Er kömmt und bringt sie zur heimlichen Freude ſeines Wirthes, beklagt sich aber ſogleich über Schmerzen in ſeinem kranken Arme, welcher sich binnen wenig Stunden entzündet. Den andern Tag war Schmerz und Entzündung vergangen und ſein Arm hatte geſunde Empfindung und alle Kräfte des geſunden. Die Lähmung war und blieb geheilt. Sollte er zur Aufrechthaltung der *Browniſchen* Fehlſätze ungeheilt bleiben?

Immer ſah *Brown* nur, wie alle kurzsichtige, unpraktiſche Aerzte, auf die erſte und anfängliche Wirkung der Mittel, nicht auf den nachfolgenden Effekt, der doch die Hauptſache iſt.

CCXCVIII — *in ſpasms and convulsions, in the external, in the internal parts — and other very violent diſeaſes, when thoſe ſtimuli, which have a more permanent influence, fail, or act to no good purpoſe, the virtue of the diffusible ſtimulants, the principal of which is opium, is eminent.* Wie allgemein geſprochen und wie empiriſch! Was der Mann nicht alles mit Mohnſaft ausrichten kann! Ich wünſchte es ihm nachthun zu können. *Innere und äuſsere Krämpfe* mehr als durch irgend ein anderes Mittel mit Opium

zu *heilen*, das muſs ein Andrer bleiben laſſen.

CCXCIX — *when the action of all the other powers, by which life is ſupported, is of no effect, they* (Wein, Brandwein, Mohnſaft) *turn aside the inſtant ſtroke of death.* Niemand bediente sich ihrer reichlicher und abwechſelnder als der Meiſter, der dies ſchrieb, warum wendeten sie ihm (in ſeinem noch geringen Alter) nicht den Todesſtreich ab, damit ſeine Lehre kein Brandmahl erhielte?

CCCI — *a higher place in the ſcale is claimed by — camphor —; however in every reſpect the preparations of opium are ſufficient for moſt purpoſes of high ſtimulating.* Sonach wäre Opium zur Kur der meiſten chroniſchen Krankheiten und andrer, die er von hoher Schwäche ableitet, Vergiftungen irgend einer Art u. ſ. w. völlig zureichend. Das wäre dann eine wahre Panazee und wir bedürften faſt keines andern Mittels. Er muſs wohl wenig chroniſche Krankheiten, wohl keine Vergiftung mit weiſser Nieſswurzel, Arſenik u. ſ. w. geſehn und geheilt haben, ſonſt könnte er ſolche Unwahrheit nicht hinſetzen.

Nach dieſem Paragraph hätte auch der Kampher dieſelben Kräfte als Mohnſaft, nur etwas geringer; und doch sind sie *in der wirklichen Erfahrung* an Effekt einander gerade

entgegen; eins hebt die Wirkungen des andern auf. Wie wenig kannte *Brown* die Dinge, von denen er so dreist spricht!

CCCII — *in the diseases depending upon great debility* (also, nach ihm auch im akuten Nerven-, Faul-, Gallenfieber, der levantischen Pest u. s. w.) *animal soups to be given.* Aber sie verabscheuen die Fleischbrühen aufs äusserste; will er, ihrem Ekel zum Trutze, sie ihnen dennoch aufzwingen? Da werden sie ihnen vortrefflich bekommen.

CCCIII. Bey einem Rekonvalescenten, wo die Reitzmittel noch fortgesetzt werden sollen, empfiehlt er: *in his movements he should first use gestation.* Die alte, der Natur unkundige Schule, mit deren Mährchen *Brown*, der Restaurator der Medizin, noch so sehr angefüllt ist, kannte das Fahren ohne Stoss ebenfalls nur unter der Kategorie der Stärkungen, und stellte diese passive Bewegung der aktiven (Gehn, Graben und andre Handarbeit) an die Seite, da doch erstere der zweyten entgegengesetzt wirkt und antiphlogistisch, antisthenisch, schwächend (wenigstens in der ersten Wirkung) ist, die Pulsschläge mächtig vermindert, Brechen und Ekel erregt, u. s. w. Der Leser wird diesen Verstoss gegen Wahrheit und Natur fühlen.

CCCVII φ — *the remedies of asthenic*

diathesis to whatever part they are applied — stimulate that part more than any other. Dies ist auch einer seiner durch göttliche Simplicität hinreissenden Sätze. Nur Schade, dafs er grundfalsch — dafs er der genauen Erfahrung ganz entgegen ist. Auf die Herzgrube gelegte Mohnsafttinktur bringt an der Stelle keine Empfindung hervor, stillt aber schnell hysterisches Erbrechen. Dahin, oder an den Hals, oder auf sonst eine empfindliche äufsere Stelle des Körpers gelegt, hemmt sie (palliativ) einige Durchfälle, nimmt die schlagartige Todtenkälte, Steifigkeit und Unbesinnlichkeit von grofsen Kamphergaben, das Bauchreifsen von Belladonna und die Schlaffucht im Typhus hinweg, obgleich die Stelle des Auflegens keine merkbare Veränderung fühlt. Und so könnte ich hundert andere Beyspiele anführen gegen die Allgemeinheit jenes Satzes, »dafs die Arzneyen am Orte ihres Anbringens stärker als sonst wo wirkten.« Diefs hat er sich nur so ausgedacht.

CCCVIII — *inanition of vessels (penury of blood) — takes place in asthenic diseases in an* e x a c t *proportion to their degree* — Wie könnte denn wohl im pestartigen Nervenfieber, wo zuweilen nur wenige Stunden von der Gesundheit bis zum Tode verfliefsen, oder in den plötzlichen Todesfällen von Kirschlor-

tertium non datur. Kömmt sie aus letzt
Quelle, so kann diese freilich bald langsa
und schwieriger, bald allzuschnell und reiß
fliessen. Dann fällt aber die zweyte,
einzige Hauptstütze seines Systems. Sich
einen naturgemässern Ursprung von Krank
ten, den diese seine Worte wider seinen W
verrathen. Hätte er wollen oder können
sequent seyn, so durfte er diesen kitzl
Punkt nicht berühren, der ihn ins Ange
schlägt.

Dass aller dieser Widersinn seine w
Meinung sey, sagt er laut in

CCCXII, CCCXIII. »Die Effekte
»äussern Dinge auf uns sind unter sich
»verschieden; sie bringen Leben, Thätig
»Gesundheit und Krankheit hervor d
»gleiche Wirkung, durch gleichen Reiz.
»aus folgt, dass die Dinge, welche die Ges
»heit herstellen, auch nicht anders wi
»können, als durch einen und denselben Ri

»Mancherley Dinge, die einerley Wirk
»hervorbringen, sind sich selbst gleich,
»eine und dieselbe Sache.»

Bey weitem nicht, wenn die Wirkung
sammengesetzt ist! wie selbst nach *Brown*
Arzeneyen nicht so ganz unmittelbar, so
bedingt, so ohne Zuthun der Körperkräfte,
ganz ohne vorgängige Reaction, die Gesu

dafs eine zweyte Arzney wieder wirkt, wenn die erstere nichts mehr thut. Aber der Grund dieser Erscheinung? Unmöglich kann er der Brownische seyn.

Wenn die Reitzmittel *nicht der Art, nur dem Grade und der Stärke nach* (ein unbedingter Hauptsatz bey *Brown* (CCCXII; CCCXIII) unter sich verschieden sind, so ist es *unmöglich*, dafs das zweyte Reitzmittel von neuem wirken könne, nachdem das erste Reitzmittel nicht mehr zu wirken vermocht werden kann. Eine verstärktere Dosis des erstern müfste ja nothwendig alles das leisten, was man vom zweyten Reitzmittel erwartet, wenn beyde nur dem Grade und der Stärke nach von einander abwichen; nun thut aber, auch in stärkerer Gabe, das erstere nichts mehr, während das zweyte von neuem wirkt, folglich können sie nicht blos dem Grade nach, sie müssen *der Art nach* (*modo*) verschieden seyn. Ist aber diefs, so fällt das ganze Brownische Gebäude zusammen.

Zudem, wie kann das zweyte Reitzmittel noch Erregbarkeit vorfinden und hervorlangen, wie er hier spricht, wenn sie schon durch das erstere erschöpft worden? Wo käme denn da die neue Erregbarkeit her? aus seiner Phantasie, oder aus der Quelle des thierischen Haushalts, von der er nichts wissen will?

dafs die wässerige Gewächskost und Fleischbrühen eine und dieselbe Sache, weil sie beyde (in ihrer anfänglichen W auf den Körper) satt machen. Gleiche kungen haben gleiche Ursachen, folglic wässerige Gewächskost und Rindfleisch eine und dieselbe Sache. So ist der stische Trugschluſs fertig.

CCCXIV. »In asthenischen Krank »bringen die flüchtigen Reitzmittel, »(auch in jedem kranken Körper?) »erregen und Verdauung der Nahrungs »als des gröſsten Heilmittels, befördern »sie das in jedem kranken Körper?), W »thierische Kost, Wein, gelinde Bew »gemäſsigter Schlaf, reine Luft, Aufheit »des Geistes (läſst sich auch ein Melan »scher aufheitern?) und gemäſsigte ange »Leidenschaft (auch bey dem Blödsin »dem tobenden Narren?) die Gesundhei »vor, bloſs durch Verstärkung der I »barkeit.»

Das wäre denn *Browns* ganze The der Krankheiten von und mit Schwäche! die gute Natur und Jugend bey eine zweckmäſsigen Regim (denn weiter i nichts) Krankheiten von weit andrer Gr *ursache*, als Mangel und Ueberfluſs an E barkeit ist, auch durch sich selbst heile

dem vorurtheilsfreyen Beobachter eine alltägliche Erscheinung, die aber *Brown* wegleugnen muſste, um sein scholastisches System aufrecht zu erhalten.

Aber auch diese göttliche Kraft hier weggerechnet und zugegeben, daſs alle diejenigen Krankheiten auf einem krankhaften Grade der Erregbarkeit beruheten, welche durch die von ihm angegebnen (längst vor ihm angewendeten) Hülfsmittel *allein* gehoben wurden, wo bleiben denn die Myriaden von Krankheiten, die durch diese Hülfsmittel nicht geheilt werden können? Daſs er auch diese von Mangel oder Ueberfluſs an Erregbarkeit deduziren will, hilft uns nichts. Er soll sie nur heilen. Wir wollen sehen, ob von diesem Regim die groſse Menge der Gemüthskrankheiten, die Epilepsien, die venerische Seuche, die merkurialische Abzehrung, die Pellegra, der Wichtelzopf (ich verbitte mir für alle diese den Zufluchtsnahmen der *Brownianer*, Lokalkrankheit) werden geheilt werden. *Hic Rhodus! hic salta!*

Oder soll dieses Regim, dessen heilsamen Einfluſs man unter einer geraumen Zeit nicht erwarten darf, auch die Asthenie heilen, welche oft binnen wenig Stunden, wenig Minuten gesunde Menschen tödten (die schlimmen Arten *von Nervenfieber*, die levantische Pest, die

Schlagflüsse, die Zufälle von Kirschlorbeer, azotischer und kohlensaurer Luft, gekohltem Wasserstoffe, weisser Niesswurzel, Arsenikdampf u. s. w.)?

DCLXXVIII. — *As it never happens, that either direct or indirect debility alone proves hurtful, hence we have a third case given, where we have to combat both sorts of debility.*

Man sollte nicht glauben, dass ein Scholastiker, der sich so viel auf seine logischen Figuren einbildet, der uns die Grade der Erregung und Erregbarkeit (als einzige Bedingungen des Lebens, der Gesundheit und Krankheit von ihm geträumt) in Zahlen auf einer eignen Tabelle bestimmt vorzähler, sich so weit hätte vergessen können, wie hier Meister *Brown* am Ende seines unsterblichen Werkes! Wie? Beyde Arten Schwäche in Einem Körper zu Einer Krankheit zusammen geflossen!

Zuerst möchte ich wissen, da er (Anm. zu XLVII und LXXXII) den Stand der Gesundheit zu 40 Erregbarkeit — die Prädisposition zu direkter Schwäche in die Grade unter 40 bis zu 25 — die volle und äusserste direkte Schwäche von 25 bis 0 — die Prädisposition zur Sthenie in die Grade von 40 55 — die Sthenie selbst in die Grade

dem vorurtheilsfreyen Beobachter eine alltägliche Erscheinung, die aber *Brown* wegleugnen mußte, um sein scholastisches System aufrecht zu erhalten.

Aber auch diese göttliche Kraft hier weggerechnet und zugegeben, daſs alle diejenigen Krankheiten auf einem krankhaften Grade der Erregbarkeit beruheten, welche durch die von ihm angegebnen (längst vor ihm angewendeten) Hülfsmittel *allein* gehoben wurden, wo bleiben denn die Myriaden von Krankheiten, die durch diese Hülfsmittel nicht geheilt werden können? Daſs er auch diese von Mangel oder Ueberfluſs an Erregbarkeit deduziren will, hilft uns nichts. Er soll sie nur heilen. Wir wollen sehen, ob von diesem Regim die groſse Menge der Gemüthskrankheiten, die Epilepsien, die venerische Seuche, die merkurialische Abzehrung, die Pellegra, der Wichtelzopf (ich verbitte mir für alle diese den Zufluchtsnahmen der *Brownianer*, Lokalkrankheit) werden geheilt werden. *Hic Rhodus! hic salta!*

Oder soll dieses Regim, dessen heilsamen Einfluſs man unter einer geraumen Zeit nicht erwarten darf, auch die Asthenie heilen, welche oft binnen wenig Stunden, wenig Minuten gesunde Menschen tödten (die schlimmen Arten von Nervenfieber, die levantische Pest, die

oder der Grad 40 eintreten, da 40, minus 30, zu 40, plus 30 addirt, die Summe Erregbarkeit 40 giebt?

Wenn diefs das Refultat der beyden zufammengetretenen, sich entgegen ftehenden Schwächen nicht feyn foll, fo frage ich, welches dann? Wo findet sich noch eine Stelle auf feiner Erregbarkeitstabelle, die nicht fchon befetzt wäre?

Entweder feiner Erregungstheorie oder feiner Erregbarkeitstabelle liegt kein Fünkchen von Wahrheit unter, oder der Mann mufs, obgleich fchon vom Typhus befallen, durch die hinzugekommene Körperanftrengung fogleich völlig oder beynahe gefund worden feyn nach *Browns* ganzer Theorie, und feiner belobten Tabelle. Hat sich aber der Mann, wie natürlich, merklich durch diefe Strapaze verfchlimmert, wie *Brown* auch hier gefteht, fo wirft dieses Ereignifs fein ganzes Syftem über den Haufen.

Wenn die von *Brown* angenommene ungemeine Erregbarkeitsanhäufung in einem Typhus durch eine Körperanftrengung verfchlimmert werden kann und mufs, wie die Erfahrung lehrt und er felbft hier zugiebt, fo kann entweder die Körperbewegung nicht die Erregbarkeit herabfetzen, fonft müfste in unferm *Falle* die Gefundheit oder beynahe die Ge-

ſundheit erfolgen, oder sie kann im Typhus nicht angehäuft ſeyn. Plus und Minus können nicht zugleich exiſtiren, ohne sich einander aufzuheben.

Unmöglich ſollte ein Zuſtand von Erregbarkeitsanhäufung durch eine Erregbarkeit mindernde Potenz (nach ſeiner ganzen Theorie) verſchlimmert werden können, und verſchlimmert er sich wirklich, ſo iſt dieſe Verſchlimmerung eine Widerlegung ſeiner ganzen ſchönen Erregungstheorie und ſeiner in Zahlen ausgedrückten Anhäufung und Verzehrung der Erregbarkeit, worauf sich alle Zuſtände des Lebens, nach ihm, ſollen zurückbringen laſſen.

Brown giebt uns gar keine Auskunft darüber, in welchem Zuſtande (und in welchem Grade) man sich nun die Erregbarkeit zu denken habe, wenn beyderley Schwächen zuſammenkommen. Daſs er ſelbſt nicht gewuſst habe, wie er sich dieſen Zuſtand denken ſolle, sieht man an ſeinen über dieſen Punkt sich widerſprechenden und zweydeutigen Aeuſserungen.

Nämlich, da die direkte Schwäche des mit Typhus befallenen Mannes ſchon wenigſtens 70 Grad Erregbarkeitsanhäufung zählen muſste, wie hoch ſtiegen nun die Grade, da *er sich durch Körperanſtrengung* verſchlim-

merte? Vermindert um etwas können sie die Grade der Anhäufung nicht haben, weil er sich sonst nicht verschlimmert hätte, wenigstens in eine sthenische Krankheit gerathen wäre (bey 60); der Zustand müsste dann jählings und tief unter 40 zur indirekten Schwäche herunter gesunken seyn, um wenigstens durch den Grad 10 die erfolgte grosse Verschlimmerung ausdrücken zu können. In erstern Falle müsste *Brown* zur Heilung, da er zum Kuranfange der alleinigen direkten Schwäche 16 Tropfen *Laudanum* vorschreibt, 8 Tropfen und darunter, im letztern Falle aber, da er zum Kuranfange der indirekten alleinigen Schwäche 150 Tropfen verordnet, bey einem noch schlimmern Grade 200 Tropfen und drüber vorgeschrieben haben. Doch nein! seine gerühmte Konsequenz verläfst ihn hier.

»Wenn das Uebel« spricht er (DCLXXXVI) »mehr ein Gemisch von beyden Sorten Schwä»che ist, so müssen die Proportionen der Do»sen zusammengeschmolzen (*blended together*) »werden.«

So absichtlich unverständlich diefs auch ausgedrückt ist, so kann es doch nur den einzigen Sinn haben, dafs man eine Mittelzahl aus beyden ziehen solle aus den von wenigen Tropfen steigenden und den von vielen Tropfen herabsteigenden Gaben. Also eine mitt-

lere Proportion aus einer auf- und einer herabsteigenden Progression. Sehr wunderlich! Da müssten vom Anfange bis zu Ende (wenn beyde Schwächen sich an Stärke ungefähr gleich wären) ununterbrochen 80 Tropfen fortgegeben werden, welches seinen übrigen Kurplänen und der Natur der Sache widerspricht. Und wie nun, wenn die direkte Schwäche grösser als die indirekte, oder letztere grösser als erstere ist, welcher Zustand ist dann, was ist da zu thun? Er weiss eigentlich selbst nicht, was er für Auskunft geben soll über Fälle, die er weder sich noch Andern deutlich machen kann, und was wollte er auch in diesem Gedränge rathen? Weislich umgeht er daher alle detaillirte Auskunft darüber, und setzt bloss in der Anmerkung zu DCLXXXII sehr schlau (etwa um bey der Verwirrung des Ganzen sich selbst unsichtbar zu machen?) hinzu: »Ein Arzt finde bey diesen gemischten »Zuständen Gelegenheit, seine Urtheilskraft »zu üben.» Mit einem Worte er lässt uns, unter einer Verbeugung gegen den Leser, im Stiche, nicht nur hier, sondern überhaupt *in Heilung aller Asthenien*, »*weil es*,» nach seiner Versicherung in diesem Paragraph, »*fast* »*keine asthenische Krankheit giebt*, *wo nicht* »*ein solcher gemischter Zustand vorhanden* »*sey*.» Also fast *alle* asthenische Krankheiten

beſtehen aus einer unbekannten Miſchung beyder Schwächen, worüber er keine Auskunft, in Absicht der davon in dem Körper reſultirenden Veränderung und des nunmehrigen Standes der Erregung und Erregbarkeit anzugeben, worüber er keinen modifizirten Rath zu ertheilen weiſs! Hilf Himmel! das ganze transparente Werk hindurch hat er uns die Augen mit einem lodernden Strohfeuer geblendet, hier sinkt es zu Aſche nieder und *Er?* — überläſst uns, lächelnd, der grausigen Einöde umher, in dunkler Nacht.

III.

Bermerkungen über eine Scharlachepidemie und die heilsamen Wirkungen des Mercurs in derselben, nebst Anhang des Herausgebers.

1796 im September, October und November waren in meinem Bezirk sehr wenige Kranke, und was krank wurde, ward durch einige leichte Abführungen oder Brechmittel wieder gesund; im December zeigten sich hie und da entzündliche Gallenfieber, die aber Brech- und antiphlogistischen Abführungsmitteln leicht wichen. Im Januar 1797 änderte sich die gutartig gallicht-entzündliche Beschaffenheit und schien in eine scharfe katarrhalische überzugehen, die immer heftiger wurde. Im Februar zeigte sich deutlich eine krankhafte Beschaffenheit in der Lymphe, dem Schleim und allen absondernden und schleimführenden Werkzeugen. Es gab sehr viele Halsentzündungen, von einem scharfen, fres-

lsenden Schleime erregt, mit braunrothen Anschwellungen der Mandeln, wobey Gaumen und Rachen mit brennenden Aphtaeen besetzt waren. Die angeschwollenen Mandeln stellten oft einen ganzen, weissgrauen, auch schwarzbraunlichten Schorf vor, der Leib war meistens heiss, oft mit, oft ohne starken geschwinden Puls, meistens war aber der Puls sehr gereizt und weich, selten hart, mehrentheils war Neigung zum Brechen, bitterer Geschmack, Ekel, grosse Mattigkeit der Glieder dabey. Im Februar und März waren diese Halskrankheiten am häufigsten, sie befielen Erwachsene und Kinder. Kinder, so mit selbigen befallen wurden, hatten meistens einen Scharlachausschlag dabey, Erwachsene nicht; doch sah ich bey einigen kleine rothe Flecken, die sich abschuppten. Gewöhnlich war mit diesem Halsweh ein heftiger Gestank aus dem Halse, wie bey einem stark Salivirenden zu riechen, und fast immer floss ein rotziger Speichel aus dem Mund und ein dicker scharfer Schleim, welcher die Haut wund frass, aus der Nase. Die Schleimhaut der Nase schwoll oft sehr dick an, und sonderte sehr viel dieses scharfen Schleimes ab, die Augen sahen meistens röthlicht und thränend aus. Bereits bey allen Kranken, sowohl Kindern als Erwachsenen, gingen Würmer durch Erbrechen und durch

den Stuhl ab. Der Bauch, besonders die Präkordien schmerzten beym Druck gewöhnlich, einige klagten über Schmerzen und Brennen im Bauch, andere über flüchtige Stiche bald in der Brust, bald im Kopf, viele hatten anhaltendes stechendes Kopfweh, und wieder andere außer dem Halsweh keine Klage. Gewöhnlich waren mehrere Drüsen, besonders aber die Halsdrüsen angeschwollen, doch waren diese Drüsenanschwellungen bey Kindern beträchtlicher als bey Erwachsenen. Der Stuhlgang war meistens verstopft, oft aber natürlich; der Harn oft gelblicht, oft blaß wie bey Gesunden, er ging bey einigen sehr sparsam ab und verursachte beym Lassen meistens Brennen. Der Bodensatz, wenn er welchen machte, war gewöhnlich nur etwas Schleim in Gestalt feiner Häutchen, selten war durch den Harn etwas Entscheidendes in Rücksicht der Krisis erfolgt. Husten mit oder ohne dünnem Schleimauswurf war ein öfterer Zufall bey der Krankheit. Erwachsene starben nicht und konnten solche durch zweckmäßige Mittel bald geheilt werden. Kinder aber starben einige, sowohl schon geblatterte als nicht geblatterte, doch konnten durch gehörige Behandlung die meisten gerettet werden. Die Unschicklichkeit und das dumme Vorurtheil der Eltern, welche dem Eigensinn der Kinder nicht ent-

gegen zu wirken wissen, und sobald die K
der die angebotene Medizin nicht wo
selbige wegsetzen, oder aus sträflicher N
lässigkeit nicht geben mögen, hatte die
Schuld an dem Tod dieser kranken Ki
Fast alle Kinder, welche von dieser Kr
heit wieder gesund wurden, der Sch
möchte häufig oder kaum merkbar ge
seyn, würden, wenn sie sich zu früh au
Bette machten, am ganzen Körper ang
len. Die meisten krank gewesenen K
wurden nachher noch einige Zeit von
wahren Keichhusten geplagt. Es wurden
auch andere vorhin nicht kranke Kinder,
sonders im Monat May, mit diesem Hus
befallen, welcher aber nicht gefährlich war
und bis im Juny sich wieder ganz verlor
hatte.

Die Behandlungsarten dieser Krankh
so mir am besten Dienste leistete, war A
fangs ein Brechmittel, welches selten ni
angezeigt und nicht nützlich war. Meist
entleerte es eine grosse Menge schleimig
Galle, oft auch nur weissen zähen Schl
und einigemal verschwand darauf die g
Krankheit sammt dem Halsweh. Nach die
waren meistens wirksame Laxantia, unter
chen sich die *Rad. Jalap.* mit *Merc. dul.*
wirksamsten auszeichneten, gewöhnlich

angezeigten und auch entſprechenden Mittel, oft muſsten sie zwey, drey bis mehrere Tage fortgeſetzt werden. Wo der Magen nicht zu ſehr zum Brechen geneigt war, ward ein Zuſatz von *Tart. emet.* oder *Kerm. min.* ſehr wirkſam, meiſtens ging ein klumpichter dikker Schleim oft mit Würmern ab, oft zeigte sich Anfangs nur ein wässerigter ſtinkender Abgang, und erſt, wenn zwey bis mehrere Tage fleiſsig mit dieſem Mittel fortgefahren ward, erfolgte der dicke Schleimabgang mit aller Erleichterung. Auf dem ernſthaften unerſchrocknen Fortſetzen dieſer Mittel, beſonders dem *Marc. dulc.* mit *Jalapp.* und *Kerm. min.* beruhete in ſtärkerem Krankheitsgrad die Rettung, ſpäterhin, wenn immer nur dünnwässerigte grünliche Entleerungen folgten, war die Rettung ſchwerer, und nur das fleiſsige Geben der letztgeſagten Mittel konnte noch retten, welche oft in ſehr ſtarken Gaben gegeben werden muſsten.

Selten waren Opiate als Zuſatz nöthig oder dienlich. Bey Kindern waren durchaus mehrere und thätiger wirkende Mittel nöthig als bey Erwachſenen. Nie wurde der Scharlachausſchlag durch fortgeſetzte Laxantia unterbrochen, ſondern befördert, und je richtiger und früher die gallicht-ſchleimigten Entleerungen folgten, deſto ordentlicher zeigte

sich der Scharlach, und verschwand in wenig Tagen durch gehörige Abschuppung. Nie wurden schweisstreibende Mittel, besonders der hitzigen Klasse erfordert, ehe die Krankheit durch den Schleimabgang durch den Stuhl entschieden war. So wie die entscheidende Schleimentleerung durch den Stuhl folgte, verminderte sich auch der scharfe Schleimfluss aus Mund und Nase. Als Gurgelwasser liess ich Anfangs den Borax mit Honig und Hollunderinfusion gebrauchen, bemerkte aber ungleich mehrere und schnellere Hülfe von folgender Zusammensetzung: ℞ *Herb. Belladon. Herb Cicut.* āā Mj *sem. lin.* ℥ij *Merc. subl. corr.* gr. vj — gr. viij bis gr. x, dieses wurde mit ℔ij Wasser einige Minuten gekocht, durchgeseigt und zum öftern zum Gurgeln gegeben. Wenn die innere Ursache zugleich mit gehoben wurde, war der Sublimat in dieser Form ein sehr grosses Linderungsmittel, die brennenden Aphten, die dunkle Röthe verschwanden zusehends, besonders wenn nach Hebung der innern Ursache das Halsweh fortsetzte, war die schnelle Wirkung wunderbar. Wenn alle Anzeigen zum Abführen mangelten, oder auf gegebene Laxantia verschwunden waren, und die von der scharfen verarteten Lymphe entstandenen Reize und Erscheinungen nicht weichen wollten, so be-

ich von der wässerigten Auflösung des
als innerlich die geschwindeste und beste
ng, die oft bis tief in den Schlund sich
kenden Aphthen verschwanden meistens
bis den zweyten Tag auf dessen Ge-
, doch gab ich selbige innerlich nur
ahnen. Kinder ließ ich aus Furcht ge-
elselbe in ähnlichen Fällen den *Mercu-
dulc.* auch mit gutem Erfolge nehmen,
il der Sublimat bey Erwachsenen schnel-
wirken schien; immer mußte auch wäh-
es Gebrauchs der Merkurialmittel lang-
auf jede Anzeige zum Entleeren des
elbes geachtet werden. Der schärfe
ußfluß und Gestank aus Mund und Nase
derte sich beym Gebrauch des Subli-
unter Voraussetzung übriger Heilungsm.,
le nöthigen Entleerungen geschehen wa-
hr schnell und wurde mild. Immer war
es Verhalten nachtheilig, zu warmes im
ge schädlich, am Ende aber mußte ge-
il Wärme geachtet werden, indem durch
e Tage die Ausdünstung befördert wer-
ußte, wenn nicht Geschwulst des Kin-
lgen sollte.

emand wird in dieser Schilderung das
Scharlachfieber mit Halsweh (*Scarlatina
nchosa*) und zwar diejenige Art, wel-
ank in seinen Grundsätzen Willan Ban-

des, pag. 61, die gefährliche nennt, kennen.

Die allgemeine nächste Ursache di Krankheit fand ich in scharfer verdorbe Lymphe und in einer Menge im Unte sich befindenden verdickten, mit Sch durchmischten Schleim, in gereizter, versti ter und daher unrichtiger Wirkung des g zen lymphatischen und Nervensystems, welche die Gallenwerkzeuge und ande Or gane in Unordnung versetzt und krankhaf den. Unter allen, welche ich an dieser Kra heit sah, starben sechs bis acht Kinder, würden aber ohne zweckmäfsige Hülfe m rere gestorben seyn. Unter den Gestorbe waren die meisten, wo die Krankheit ent der der Natur allein überlassen, oder die g gebenen Mittel schlecht gebraucht wurd Ein einziges Kind von fünf Jahren starb t aller Mühe, und es konnten die vielen W me, der schwarzbraune auch grüngelbe di Schleim nicht genugsam ausgeleert werd der Schleimfluss aus Mund und Nase wurde i mer häufiger und frass den Gaumen, Zunge Nase wund, bis es endlich mit angefülltem, n mehr schmerzendem Bauch, brauner Zunge, wie es schien, am Brand der Gedärme sta

D. Sauter,
Arzt zu [illegible]

Bemerkungen des Herausgebers.

Ohnerachtet ich nicht leugnen will, daß besonders auf dem Lande, Scharlachfieber ...en kann, die so mit gastrischem Zustand ...plicirt und dabey so sthenischer Natur ...d, daß Ausleerungsmittel von sehr guter ...irkung sind, so darf man dieß doch ja ...ht als allgemeine Regel ansehen. Vielmehr ...t jedes Scharlachfieber als eine ihrer Na-...nach mehr zum asthenischen Zustand ge-...gte Krankheit betrachtet werden, die, wenn auch in den ersten zwey Tagen eine ent-...dliche Form anzunehmen scheint, dieselbe ...h sehr schnell verlieren und sich in den ... nervöse oder putride verwandeln kann.

Besonders war die Krankheit im Jahre ...0 und 1801 an mehreren Orten des nörd-...en Teutschlands (besonders Berlin und ...ttenberg, von welchen ich im nächsten ...ck eine ausführliche Nachricht mittheilen ...de) von ausgezeichnet fürchterlicher Bös-...gkeit und Karakter des Typhus. — Schon ... dritten oder vierten Tage konnte die ...kheit, selbst bey scheinbar gutem Stande, ...h plötzliches Zurücktreten und erfolgende ...altliche Lähmung des Nervensystems ...lich werden.

Und hier war die Anwendung gastrisch-

ausleerender Mittel äuſserſt bedenklich. Nicht allein Purgir- ſondern auch Brechmittel, die ich ſonſt ſo oft mit dem gröſsten Nutzen im Anfange des Scharlachfiebers gegeben hatte, konnten ein plötzliches Sinken der Kräfte, Zurücktreten des Ausſchlags, Konvulsionen, ja in wenig Stunden erfolgende tödtliche Apoplexie hervorbringen.

Der Gebrauch anfangs gelinder und dann immer ſtärkerer Reizmittel, beſonders von der diaphoretiſchen Art, fortgeſetztes gleichförmiges warmes Verhalten, auch nach den Umſtänden warme Bäder, waren die beſten Mittel. Doch muſs ich vorzüglich des Mercurs als eines Mittels erwähnen, dem ich auſserordentlich viel beym Nachlaſs des entzündlichen Stadiums verdanke, wovon ich die Urſache vorzüglich darin ſuche, daſs das lymphatiſche Syſtem bey dieſem Fieber vorzüglich ſchnell und ſtark paralysirt wurde (daher die ſo leicht entſtehenden Waſſerſuchten und Metaſtaſen). Am meiſten brauchte ich Calomel zu 1 oder 2 Gran, täglich dreymal, — Nur muſste, bey groſser Schwäche, dieſes Mittel mit Opium, Moſchus, Kampher, auch wohl China unterſtützt werden. Bey örtlichen Affectionen war auch der äuſserliche Gebrauch des Mercurs vortreſſlich.

Scarlatina secundaria.

Es ist bekannt, dafs bey den Blattern und Masern nach Endigung der Hauptkrankheit, wenn die Krisis unvollkommen ist, ein nochmaliger, dem vorigen ähnlicher Ausschlag entstehen kann, der gewöhnlich leicht, unbedeutend und bald vorübergehend ist, und mit dem Namen *Variolae secundariae, Morbilli secundarii* belegt wird. Unsre diesjährige Epidemie gab mir Gelegenheit, auch bey dem Scharlachfieber eine ähnliche Erscheinung wahrzunehmen. Ein Kind, welches das Scharlachfieber stark gehabt, aber eine unvollkommne Desquamation erlitten hatte, verfiel nun in ein schleichendes Fieber, bey dem sich täglich eine völlige Scharlachröthe an mehreren Theilen des Körpers einstellte. Diese Erscheinung dauerte über drey Wochen, wo sie sich endlich mit Entstehung eines *Abscessus tonsillaris* endigte. Der Absces eiterte noch lange und tief mit fortdauernden Fieberbewegungen und Abmagerung des Körpers und Husten, bis er endlich unter dem Gebrauch stärkender und nährender Mittel sich schlofs und die Gesundheit völlig wieder hergestellt wurde. Diese Erscheinung rührt so gut, wie bey den Blattern und Masern davon her, wenn bey der Krisis die Verbesserung der materiellen Mischung, die bey diesen in einer spezifischen

Ausartung der Materie liegenden Krankheiten durchaus zur vollkommnen Krise erforderlich ist, nicht gehörig geschieht, und nun also dieser Ueberrest des Mischungsfehlers, was man sonst Ueberrest der Schärfe nannte, noch die vollkommnen specifischen Phänomene seines ersten Daseyns hervorbringen, und nur durch langsame und fortgesetzte Bestrebungen der regenerirenden Lebenskraft nach und nach verbessert und verarbeitet werden kann.

Die beyden Hauptformen des Scharlachausschlags in Flecken und Pusteln (*Scarlatina maculosa et pustulosa*) zeichneten sich diesmal sehr deutlich. Sehr oft erschien das Scharlach gleich von Anfang an in Gestalt kleiner Pusteln mit wenig Röthe verbunden, wobey aber die Angina, das Fieber und die nachfolgende Desquamation die wahre Natur der Krankheit hinlänglich verriethen. Zuweilen kamen diese Pusteln zu den schon entstandnen Scharlachflecken hinzu, worauf die Röthe gewöhnlich bald verschwand.

Einigemal war der Scharlachausschlag blos ein oder zwey Tage und sehr flüchtig vorhanden ohne Nachtheil der Folgen; ja zuweilen waren nur *Angina*, also blos *Scarlatina* des Halses gegenwärtig. Diese Fälle waren als geringe Grade der Krankheit zu betrachten.

Auch diesmal bemerkte ich, dafs, wenn starkes Scharlach vorhergegangen war, bey einem schwachen fehlt der zurei- de Grund dazu, eine unvollkommne De- mation immer ein Beweis unvollkommner war und also üble Nachkrankheiten hten liefs.

d. H.

IV.

Die endemischen Krankheiten W…

Eine Skizze.

Nur nach sehr reiflicher Ueberlegung
nehme ich es, dieses Kapitel zu bea…
Ein Hauptgrund, der mich bestimmte, …
Begriff, den ich mir machte, dass es ein…
Einzelnen heiligste Pflicht sey, zum W…
Staates und mithin zur Beförderung der…
chen Glückseligkeit aller Individuen, wel…
ser in sich fasst, dasjenige beyzutragen, …
seinen Kräften steht. Mein Wirkungskr…
die öffentliche Gesundheit, und dem H…
sey Dank, dass er mir diese Sphäre gab…
Priester Hygieens kann ich nützlich w…
denn auf dem Felde was ich als solch…
arbeite, kann manche schöne fruchtbare…
noch aus einem einzelnen Saamenkorn …
das man streut und pfleget. Sollte e…

ſeere Hülfe ſeyn, die ich dem Boden anvertraue, wenn ich diejenigen Krankheiten aufſtelle, welche bey uns gleichſam zu Haus sind, wenn ich hier und da Winke gebe, wie man vielleicht die Axt an die Wurzel legen könnte; wenn ich überdem etwas über den herrſchenden Genius, die Conſtitution ſage? Ich fürchte das nicht! denn vielleicht dankt mir mancher Arzt dafür, der hier ſeine medizinische Carriere antreten will, und aus Mangel an hinlänglicher Kenntniſs des Locals als wahrer Fremdling da ſtehn würde, hätte er nicht einen Leitfaden, nach welchem er einigermaſsen ſeine Schritte lenken könnte. Mir wenigſtens würden ähnliche Blätter immer ſehr willkommen ſeyn, im Fall mich ein anderer Ort einſt als Arzt ſehn ſollte, welches ich dann, per Parenthesin geſagt, aus manchen Gründen ſehr wünſchte. Doch nun zur Sache ſelbſt.

§. 2.

Wezlar, die Reichsſtadt, iſt ſo zu ſagen eine kleine Republik oder ein für sich beſtehender Staat. Er beſteht aus der Stadt allein, denn Gebiet iſt gar nicht dabey, oder dieſes iſt wenigſtens ſo eingeſchränkt, daſs es gar nicht in Anſchlag gebracht zu werden verdient. An manchen Orten iſt die Stadtmauer die Gränze. Es zählt 8000 Seelen, gehört

mithin nicht zu den grofsen Städten. Wie bekannt, wird es noch zur Wetterau gerechnet; zu feinen Seiten sieht es den Vogelsberg, den Wefterwald und die Fürftenthümer Heffen. Seine Polarhöhe ift 50° 32'.

§. 3.

Die Stadt *liegt* nordwärts an einem ziemlich fteilen Berg, daher die grofse Ungemächlichkeit, dafs die Strafsen derfelben bergauf oder bergab gehen, und dafs manche fo fteil sind, dafs man Treppen daraus hat machen müssen, um sie gehn zu können, ohne Gefahr zu laufen zu fallen. Daher sind die wenigen freyen Plätze darin fogar abhängend. Nur die Vorftädte liegen in der Ebene und sind gleich.

§. 4.

Die *Bauart* ift wie in den meiften Bergftädten fehr fchlecht. Die Häufer sind, einzelne zerftreut ftehende ausgenommen, von Holz aufgebauet, haben vier bis fünf Stockwerke und sind fchmal. Die Strafsen sind äufserft eng, fchlecht gepflaftert und fchief. Ueberdem trifft man fo viele fchmutzige Winkel, Sackgassen, überbaute gefährliche Passagen, ftinkende Orte u. f. w. darin an, dafs jeder Fremde ftaunt und unwillkührlich an Kölln denkt.

kannt, dafs die Wetterau die Kornkam- für viele Gegenden ist. Ein wahrer See- an Gemüsen und Hülsenfrüchten ist uns heil worden. Eine Hauptnahrung des ge- en Bürgers und Arbeitsmannes sind wie nem grofsen Theil von Deutschland, die ffeln; in manchen Haushaltungen geniefst sie, wie auf dem höchsten Westerwald, gens, Mittags und Abends, Jahr aus, Jahr Unsre Flüsse sind überdem ziemlich reich Fischen; an Wildpret aber ist Mangel. liges Fleisch von Hausthieren aber haben in Menge und gut, besonders Schweine.

§. 11.

Als *Getränk* wird das Bier gebraucht. s wächst hier wenig, und den wir bekom- kann man kaum trinken; häufiger noch der Aepfelwein verzehrt; aber wahrhaft sbraucht wird der Kaffee, der durchge- s beym Aermsten wie beym Reichsten beliebt ist. Arme trinken ihn so dünn lie Holländer, dabey aber in der gröfsten ge. Die Consumtion des Brandtweins ist ziemlich stark.

§. 12.

Obst giebt es in grofser Menge; es macht eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel

aus. Man trocknet viel davon und genieſst es auch zur Latwerge gekocht das ganze Jahr durch.

§. 13.

Das Gewerb iſt hier ſehr verſchieden. Füglich kann man aber das Publikum eintheilen 1) in Handwerker und arbeitende Leute, 2) Leute, die sitzende Lebensart führen, oder in die Klasse der Gelehrten, deren hier eine unendliche Menge iſt.

§. 14.

Die *Polizey* iſt hier getheilt, man kann aber mit Recht behaupten, daſs sie ſchlecht iſt, da es an executiver Gewalt fehlt. Daher kommt es dann, daſs die Straſsen immer ekelhaft unrein sind, daſs Metzger alles auf die Gassen ſchütten u. ſ. w. Da nun die Stadt, wie geſagt, an einem Berg liegt, ſo iſt es ſehr begreiflich, daſs die Bewohner im untern Theil derſelben ſehr durch dieſe Unordnung leiden, da aller Koth von oben herunterflieſst und sich anhäuft; daher im heiſsen Sommer ein groſser Geſtank in dem tief gelegenen Theil von Wezlar und, wenn Faulfieber u. ſ. w. ausbrechen, auch in dieſem Theil die erſten Kranken.

§. 15.

Die Sterblichkeit iſt in Verhältniſs der

Anzahl der Bewohner, gering. Es ist wirklich selten, dafs man Epidemien hier sieht, einige Gattungen ausgenommen, welche ich in der Folge anzeigen werde. Daher trifft man sehr alte und sehr viele alte Leute an; achtzig- bis neunzigjährige Greise sind gar häufige Erscheinungen bey uns. Noch mehr würde es aber dergleichen geben, wenn nicht jedem Pfuscher der Eintritt gestattet würde, und wenn unsre Nachbarschaft nicht Quacksalber hegte, welche gleichsam privilegirt wären; ferner, wenn man auf Kinderkrankheiten mehr achtete, und wenn der gemeine Mann allemal frühzeitig genug zum Arzt seine Zuflucht nähme; so aber geht mancher darüber zu Grunde, weil er die edle Zeit, wo der Arzt noch etwas hätte thun können, unbenutzt hat verstreichen lassen. Hier ist auch der schicklichste Ort, um hinzuzusetzen, dafs vielleicht nirgends so viele Vorurtheile unter den Menschen herrschen als hier. Ich erkläre mir das als eine Folge von dem schlechten Schulunterricht und der ganz willkührlichen Erziehung. *)

*) Der Wunsch, dafs keine Quacksalber, Störcher, Charlatans, Pfuscher geduldet werden möchten; der Wunsch, dafs man mehr auf Kinderkrankheiten achte, dafs der gemeine Mann nicht die Zeit, wo noch Hülfe möglich ist, verstreichen lassen und nur frühzeitig genug zum Arzt seine Zuflucht nehmen möge; der Wunsch ferner, dafs die Vorurtheile un-

§. 16.

Dieſs war nun das, was ich vorausſchikken muſste; ich gehe nun zur Sache ſelbſt über. Bey der angezeigten Lage der Stadt iſt es jedem Leſer einleuchtend, daſs Witterung und Veränderungen derſelben bey Entſtehung der Krankheiten und auf den Gang derſelben einen mächtigen Einfluſs haben müſſen. Wir empfinden im Sommer manchmal eine Hitze, die ganz unerträglich iſt, umgekehrt aber im Winter eine Kälte, wo man in Spitzbergen zu ſeyn glaubt. Jedes ſolcher Extreme kann nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben. Doch empfinden wir weniger die Extreme ſelbſt, als die ſchnelle Abwechſelungen derſelben. Im Frühjahr herrſchen die gefährlichſten *Catarrhe,* im Sommer *Rheumatismen,* im Herbſt *Ruhr,* im Winter *Gicht* und *Entzündungen*, und wenn man dieſe unſere Hauptplagen, die nie ausgehen, zuſammennimmt, ſie vergleicht, ihnen auf den Grund sieht, ſo iſt das Weſen von allen *entzündlich.*

§. 17.

Doch auch auf dieſes kann man bey weitem noch nicht alles ſchieben. Auch die Lebensart, das *vitae genus* hat den

ter den groſsen Haufen ausgemerzt, und in der Zukunft dieſem ganz durch zu verbeſsernde Schul- und Lehranſtalten geſteuert werden möge, sind *pia desideria!*

wesentlichsten Einfluss. Hierher rechne ich nun auch zum Beyspiel die harte Kost im Allgemeinen, ferner die schlechte physische Erziehung der Kinder u. s. w. Auffallend ist z. B. jedem Fremden die Anzahl *bucklichter verwachsener Menschen*, die vielen *schweren Entbindungen* und die Menge *scrophulöser* Kinder. Doch wir wollen eins nach dem andern näher betrachten, und ich zweifle keinen Augenblick, dass uns das am Ende sehr erklärlich werden wird.

§. 18.

Ich nannte *Catarrh* zuerst, ihn trifft also auch zuerst die Reihe, dass ich ihn genauer betrachte. In Wezlar empfinden wir alle Witterungsveränderungen leider sehr stark. Die Jahrszeit des Frühjahrs läſst uns überhaupt überall eine catarrhalische Constitution bemerken, unser Terrain aber vorzüglich. Im März z. B. pfeift hier gewöhnlich ein so reiner trockner Ost, dass man nicht frey vom Husten bleibt. Dieses Wetter wechselt wieder mit feuchter Witterung ab und die Catarrhe werden chronisch. Der Vorsommer kommt allmählig herbey, und unsere Bergluft, die grosse Feindin der Brustaffekte, weht immer noch. Es vergehn Monate und man hustet noch, das Bergsteigen kommt hinzu, und das Ding wird so langwierig, dass man endlich die

Hülfe des Arztes ſucht, die man deswegen nicht mehr länger entbehren zu können glaubt, weil der Athem etwas kurz geworden. Dieſer unterſucht, und heilt durch Nitrum, Aderlässe, Selterswasser, Molken u. ſ. w. Den Sommer über gehts vortreflich; im Herbſt aber huſtet wieder die ganze Stadt und auch unſer voriger Kranker. Frühjahr und Herbſt bringen ihm jedesmal richtig ſeinen *Catarrh*; zuletzt huſtet er immer fort, ich unterſuche wieder und finde nun *pthisin catarrhalem!* Es iſt nirgends ſelten, daſs Catarrhe in *Pthisis* sich verwandeln, denn chroniſcher Catarrh gränzt ſchon an und vor sich daran, hier aber iſt dieſer Ausgang häuſiger als man glauben ſollte, und iſt dieſe einmal da, ſo bleibt uns in den wenigſten Fällen mehr übrig als die Achſel mit einem mitleidsvollen Gesicht zu zucken.

§. 19.

Bey ſehr groſser Hitze nun, wie wir sie im Sommer ausſtehn müssen, ſucht sich ein groſser Theil von Menſchen dadurch Erleichterung zu ſchaffen, daſs er dünne Kleider anlegt. Zwey, drey Stunden, wo die Sonne gerade über dem Kopf brennt, geht das an, nachher aber wird es ſchon kühler und am Abend erkältet man sich. Nun entſteht Rheumatismus; gehts gut, ſo wird er wieder aus-

geſchwitzt und die ganze Sache geht mit Zahnweh, Catarrh, Ohrenſchmerzen oder einem Fluſsſieberchen vorüber; iſts aber nicht der Fall, ſo ſtellt sich Gliederreiſsen ein, was oft gar nicht auszurotten iſt; bisweilen trifft das Rheuma einzelne Theile, und fälſchlich nennt es der Schlendrianiſt die Gicht. Oft wirft es sich auf innere Theile, und eine Cholera bringt den Leidenden dem Tode ganz nah. Ueberhaupt aber iſt es eine ſehr gewöhnliche Complication bey allen unſeren Krankheiten, auch dann, wenn der Kranke sich Erhitzung oder Verkähtung nicht hat zu Schulden kommen lassen. Wer vorsichtig ſeyn will, muſs beynahe blindlings hier mit drauf los gehn. Sogar in äuſsern Schäden hat es den thätigſten Einfluſs, es macht ſo zu ſagen die *Cardinal-Conſtitution* aus; ſo weiſs ich, daſs bösartige Geſchwüre endlich dadurch bezwungen wurden, wenn man sie mit Antirheumaticis behandelte. Eben eine herrſchende rheumatiſche Disposition verdarb uns auf eine ſo abſchreckende Art unſere letzte Blatternepidemie und Blatterninoculation. Das Rheuma iſt ein verborgener Feind, der oft unüberwindlich wird, wenn man ihm nicht gleich im Anfang ſeines Werdens Gränzen ſetzt. Ich habe ihn ſogar bey neugebohrnen Kindern geſehn. Oft nämlich lagen dieſe und ſchrien, ſo oft man

sie angriff, oder angreifen wollte, ganz erbärmlich, lagen aber so lange ruhig und waren still, als man sie nicht anzugreifen drohte. Ich besiegte das Uebel hier durch Klystiere mit einigen Tropfen *Laudanum*, Kampher und Fliederblümenabsud. Die armen Würmchen sollten nach Aussage der Grossmutter angewachsen seyn —!

§. 20.

Ein Uebel aber, das uns fast alle Jahre und zwar epidemisch heimsucht, ist die *Ruhr*. Diese Krankheit steht mit dem Rheumatismus in der genauesten Verbindung. *Cälius Aurelianus* *), wie sie wissen, mein Leser, nannte sie schon *rheumatismus intestinorum*. Neuere taufien sie *catarrhus intestinorum crassorum*; es kommt immer auf das nämliche heraus, sie haben beyde *cum grano salis* Recht. Es giebt nämlich eine Art von Ruhr, die rein rheumatisch ist. Sie lesen diese bey *Richter*, *Vogler*, *Verdries*, *Lentil*, *Stoll* und *Askenside* sehr schön beschrieben. Eben diese ist bey uns diejenige, welche am häufigsten vorkommt. Im August nämlich und September, oft bis zu Anfang October, wenn die Tage noch recht arm sind und die Morgen, Abende und ächte anfangen kühl zu werden, um eben

*) *Chron. Lib. IV*. C. 6. pag. 524.

diese Zeit, wo die Därme so empfindlich sind, dass sich gern alles nach ihnen hinzieht, da fallen häufig Verkältungen vor. Es entstehen darauf Tormina, häufiger schaumichter Durchfall mit Zwang und Blutstreifen, zu denen sich alsbald Fieber zu gesellen pflegt. Diess nennt man *rheumatische Ruhr*. Die Vorstädte, welche ganz frey liegen, liefern immer die ersten Ruhrkranken solcher Art. Hier helfen Opium, schweisstreibende Arzneyen und einwickelnde Mittel. Schweiss ist kritisch. Dass Catarrh mit dieser Ruhr noch verwandt sey, zeigt die unbezweifelte Wahrheit der *Hippocratischen* Lehre: »Ruhr heilt Catarrh und Catarrh heilt Ruhr!« Indessen deswegen, weil diese Gattung die häufigste ist, nur eine rheumatische Ruhr statuiren zu wollen, läuft meiner Meinung und meiner Erfahrung nach schnurstraks gegen die Natur der Sache. Ich glaube nach der ältern Eintheilung noch eine *faulichte oder nervöse, eine gallichte und eine entzündliche* annehmen zu müssen. Man verzeihe mir hier eine Digression, die ich meiner Ueberzeugung schuldig zu seyn glaube. Die gallichte nimmt ganz die Indoles eines Gallenfiebers an. Die ersten Zeichen sind bitterer Geschmack im Munde, Drücken in den Präkordien, Aufstossen und Erbrechen einer scharfen *Galle, eine gelb* oder vielmehr braun überlegte

trockne Zunge, Mangel an Appetit, besonders Ekel vor Eyern, Fischen, Fleisch u. s. w. dagegen großes Verlangen nach sauren Sachen *) ein specifisch riechender Athem, gallichte, ebenfalls stinkende Stühle; gallichter dicker Harn, wie der von lasttragenden Thieren; starkes Kopfweh. Im ferneren Verlauf der Krankheit wird die Haut gelb, sogar das Weisse im Auge wird gefärbt. Der Durst ist marternd und kaum zu löschen, unerklärlich. Der Puls ist schnell, weich, ungleich aussetzend. Auch stellt sich fortdauernde Schläfrigkeit, was man Dussel nennt, mit einer unangenehmen Empfindung von Schwindel und heftigen Schmerz im Vorderhaupt ein. Was aber vorzüglich entscheidet, ist der Umstand, dass die Exacerbationen und Remissionen des Fiebers entweder regelmäsig alle Tage oder allemal über den andern Tag sich einstellen. Diess ist selten oder vielmehr nie bey den übrigen Arten dieser Krankheit der Fall. Wer wird leugnen können, dass in diesem Fall, wo die Krankheit

*) Dieser Ekel vor aller animalischen Nahrung, und auf der andern Seite der Hang und unüberwindliche Lust nach Genuss von Säuren, ist ein Fingerzeig der Natur, welcher als *heilende Bemühung* derselben vom Praktiker betrachtet und benutzt werden muss. *Hebenstreit der jüngere* in Leipzig, und *Robert Jackson* in Jamaika haben diese activen Symptomen am besten vorgetragen; sie verdienen gelesen zu werden.

offenbar als Gallenfieber behandelt werden muſs, *) die ausleerende Methode die beſte iſt? Ich heilte glücklich, indem ich anfänglich Brechmittel gab, was ich bey rein rheumatiſcher Ruhr ſorgfältig vermied, und dann mit *involventibus, diluentibus*, ſäuerlichen gelinden Abführungsmitteln und der Ippecacuanha fortfuhr, welche letzte doch die Zahl der ſo entſetzlich häufigen Stühle, welche manchen Tag auf 70 bis 80 ſteigen, verminderte, und nicht wie Mohnſaft die ſcharfe ranzichte Galle einſperrte. **)

*) *K. Sprengel* (*Pathol.* II. Th. p. 503. §. 750.) nimmt an, daſs sich Rheumatismus ſehr häufig mit Galle complizire, ja er behauptet, daſs erſterer oft bloſs durch Galle hervorgebracht werde. Dieſs will er vorzüglich auf die Herbſtruhren angewendet wissen. Eben das hat auch *Stoll* unvergleichlich dargethan. *Rat. medend.* Vol III. p. 272.

**) Ich habe bemerkt, daſs Ruhr ihre Kriſen gern durch Durchfälle, Schweiſse, den Urin und Erbrechen macht. Wenn man der Natur aber hier in den Weg tritt, was dann geſchieht, wenn man durch adſtringirende Mittel die Abſonderung des Harns hindert, oder durch Opium die heilſamen Bauchausleerungen einhält, ſo ſchlieſst man die Ruhrſchärfe ein, und bewirkt dadurch Metaſtaſen derſelben auf verſchiedene Theile des Körpers, die dann eine unzählige Menge von Krankheiten zur Folge haben, als: innere und äuſsere Entzündungen, z.B. Bräune, ſehr gefährliche Pleureſien, Lungenentzündungen; ferner Raſerey, Melancholie, fallende Sucht, Gicht, beſonders Kopfgicht (welches ich ſah und einſt noch zu beſchreiben

Obgleich unsere Constitution gar nicht zum Gastrischen inclinirt, so sehe ich doch keinen Grund, warum man Gallenruhr ausmerzen sollte. Galle, die Mutter einer unendlichen Menge von Krankheiten, sollte diese nicht zuerst und am leichtesten auf den *Tractum intestinorum* wirken können?

Diejenigen, welche annehmen, dass Galle erst *per consensum* in die Därme gebracht werde, welche annehmen, dass der Reiz, der das Rheuma verursache, sie herbeylocke, haben gewissermassen Recht, nur begehen sie einen Schlussfehler, sie machen einen *errorem*

hoffe), Geschwüre im Gesicht, auf den Wangen und an anderen Orten; nach *Schenk a*) und *Hippocrates b*) sehr böse Krätze; umziehende und fixe rheumatische Schmerzen, wie *Horst c*) beobachtet hat; Geschwülste nach *Triller d*); Verhärtungen in der Leber, Asthma, Augenentzündungen, langwierige bösartige Geschwüre, wie *Tissot e*) und *Zimmermann f*) gelehrt haben.

a) *Observation.* Lib. III. p. 354.

b) *De victu in morbis acutis.*

c) *Oper.* Lib. IV. pag. 780 und Lib. VIII. *de Morb. externar. part.* p. 412. 413. 414. *Observ.* XI u. XII.

d) *Dissert. de tumoribus subitis a dysenteria intempestive suppressa ortis.* In seinen *Opuscul.* Vol. IV.

e) *Avis au peuple.* T. II. Chap. 24. §. 340.

f) Von der Ruhr Cap. VII. p. 91. Frühlingsruhren haben es besonders eigen, leicht Metastasen auf edle Organe, auf das Hirn und die Lunge zu bilden. *Stoll rat. med.* Vol. IV. p. 68.

uae non caussae. Man erlaube mir hier
h zu erklären. Jede anhaltende Hitze hat
Folge, dafs ein Theil des Fettes in unferm
per verdirbt, ranzicht wird: während eines
knen brennenden Sommers nun kann es
nt fühlen, dafs ein grofser Theil unferes
tes und wenn man will, ein grofser Theil
jenigen Säfte, welche nicht in der Circu-
on sind, eine ähnliche Verderbnifs anneh-
, aber ruhig liegen bleibe. Diefen Zu-
ıd müssen wir Prädisposition zu gallichten
nkheiten nennen. Im Herbft nun geht
mal ein folcher pathologifcher Candidat,
er warm ift, an die freye frifche Luft, er
ommt Bauchweh, er bekommt endlich
ır. Seine ganze Passionsgefchichte beich-
er nun feinem Arzt, und diefer tauft die
ınkheit rheumatifche Ruhr, nennt sie eine
lge der erlittenen Verkältung. Es ift nicht
leugnen, dafs er sich irrt, die *caufa pro-*
tarctica ift Galle, die *caussa proxima* oder
casionalis ift die Verkältung. Der kleine
iz in den Därmen würde bey einem Men-
ıen, der nicht prädisponirt gewefen, folches
bel nicht haben hervorbringen können.
echmittel nur als Reizmittel verhüten, weil
den Zuflufs nach den Därmen vermehren,
falfch, die Galle mufs weg, und dafs sie
s müsse, geben uns die Zeichen von Un-

reinigkeiten und die Vomituritionen an die Hand; *quo vergunt sordes, eo ducendae*, sagt der *Coische Weise* *). Was richtet man damit aus, wenn man hier blos den Reiz behandeln will? Sehr viel Schlimmes! Die rauzichte Galle, die nun einmal in allen Theilen des Körpers in Bewegung gesetzt ist, und mit Macht in das ganze System der Portadern eines Theils aus dem Unterleib aus allen dessen Theilen, die an dergleichen Saft so reich sind, andern Theils in die Leber aus den übrigen einströhmet, muss ausgeleert werden, oder die ganze Maschine ist dem Sturz reif.**) Stillt man mit Opium den Reiz, so bleiben auf jeden Fall die so häufigen Stühle aus, aber die Galle wird eingesperrt, und der Kranke kann nur durch eine wohlthätige Bemühung

*) *Hippoc. aphorism. Sect. I. aphorism.* 21.

**) Um hier nicht unrecht verstanden zu werden, muss ich erklären, dass ich den Unterleib bey dieser Prädisposition für die Vorrathskammer ranzichten Fettes, verdorbener Säfte u. s. w. halte, die Leber aber als das Organ annehme, durch welches sich alle übrigen dergleichen verdorbene Stoffe aus den Säften des ganzen Körpers in den Magen und die Därme ausleeren.

Meine Begriffe über Polycholie kommen im ganzen vollkommen mit denen überein, welche der grosse *K. Sprengel* in seinem klassischen Werk über Pathologie aufgestellt hat.

der Natur, d. h. durch eine neue Ruhr noch gerettet werden. Diese μελαινα χολη, so nannten es die Alten, das verstanden sie eigentlich unter diesem sehr viel umfassenden Wort, spielt eine Hauptrolle, *) und läſst sich nicht wie Rheumatismus behandeln.

Die *faulichte Ruhr* ist eben so wenig zu verkennen. Manchmal fängt Ruhr mit dem pathognomonischen Zeichen des Faulfiebers an. in diesem Fall ist sie sehr übel und ich möchte sagen pestilentialisch; ob sie gleich bey uns nicht so häufig ist als in sumpfigten Gegenden, auf Schiffen und nie geöffneten Gefängnissen, so habe ich sie doch gesehen, aber ich muſs es gestehen nur ein paarmal, und zwar etwas spät im Herbst nach heiſsem Sommer, bey Menschen, deren Safte sehr zur Fäulniſs neigten. Ich muſste hier eine gallicht faule Schärfe mit einem spezifischen Ruhrmiasma annehmen. Hier eine ganz kurze Beschreibung.

Alle Zeichen verrathen hier gleich Anfangs Fäulniſs und mehr Auflösung der Säfte. Die Kräfte sinken schnell und sind unwiederbringlich verloren. Dabey fühlt die forschende

*) Daſs die Alten schon diese für eine der Ursachen der Ruhr hielten, erhellt aus *Hipp. Werken;* dieser sagt: »*Wenn Ruhr von schwarzer Galle herrührt, so ist sie tödlich.*

Hand jene brennende beifsende Hitze, die ... in Faulfiebern unterfcheidet; um sie ... kennbar zu machen, will ich *Galens* *) ... Worte hierher fetzen; er fagt: »*Inter* ... »*accessionum (dum adhuc fuffocatus calor* ... »*intus accenduntur excrementa) non* ... »*admoventibus manum dignoscitur, fed* ... »*tius immorantibus hoc caloris genus* ... »*de profundo emergit. Nihil fuave nihil* ... »*deratum habet, fed mordax potius* ... »*ammodo eft, ut laedat, mordeatque* ... »*veluti fumus oculos et nares.*« Der Puls ift äufserft fchnell, klein und nicht ganz wie er foll, daher leicht von demjenigen bey Gallenruhr zu unterfcheiden. Ganz genau läfst er sich nicht befchreiben, oft ift er der Puls eines fehr Entkräfteten, manchmal ift er ein Inteftinalpuls, der von Unreinigkeit in den erften Wegen und von nachfolgenden Ausleerungen zeugt. Die Kranken athmen fchwer und ihr Hauch ift ekelhaft riechend und heifs. Die Temporalarterien und Carotiden sieht man klopfen, die Nafenflügel bewegen sich bey jedem Athemzug. Der Harn ift entweder roh, und das ift nach der *Hippocratifchen* Schule ein Beweis der wahren Abwefenheit der Kräfte, oder er ift dick, braun, ftinkend, ohne jedoch einen Bodenfatz zu bilden. Diefs fchon

*) *De febrium differentia*, Lib. I. Cap. XI.

allein beweist Fäulnifs. Doch lassen auch die grauen, blauen, fchwarzen, gelben Petechien nicht mehr zweifeln. Durch den Stuhl werden Maafse von fchwarzem Blut ausgeleert, die fo fchrecklich übel riechen, dafs ihnen nichts an die Seite zu fetzen ift. *) Der Zwang ift geringer als bey Gallen- und Entzündungsruhr. Die Augen folcher Unglücklichen liegen tief und ihre Blutgefäfse sind immer mit dem dünnen Blut angefüllt, sie fchwimmen beftändig in unwillkührlichen Thränen, sind oft gelblich und haben ein trauriges Anfehn. Die Hypochondrien sind fehr ausgedehnt und angefpannt; sie werden es immer mehr, jemehr durch den After ausgeleert wird. Die Zunge ift ftark überlegt, trocken, hart,

*) In dem hiesigen Stadthospital lebt noch jetzt ein gewisser *Dittert*, welcher einft unter andern auch faulichte Ruhr hatte; er leerte (und diefes Beyfpiel ift gewifs nicht unwichtig) endlich gar nichts mehr als ein folches fchwarzes riechendes Blut aus, und zwar alltäglich einen Topf voll. Wahre anfangende Fäulnifs im Körper zeigt sich gewifs immer durch dergleichen heftige Blutungen an, welche bey ihr unausbleiblich sind, weil sie das Blut nicht nur flüssiger macht, fondern auch dessen Expansivkraft zu einem Grad erhöht, dafs die ohnehin dabey fchwachen Blutgefäfse aufberften. Daher alle Arten von Hämorrhagien, und zwar immer in hohem Grade. Berften aber Blutgefäfse unter der Haut, fo giebt es Ekchymofen, Petechien, blutige Schweifse u. f. w.

braunſchwarz, die Zähne mit einem braunen Schmeer umgeben. Ueberdem überzieht dunkle Schwämmchen Mund und Rachen wie eine Decke; einen Leichenduft haucht der Leidende: es brechen an einzelnen Theilen des ohne Schaam unordentlich hingeworfenen Kranken kalte Schweiſse aus; ein Meteorismus kommt hinzu und meiſtentheils nimmt die Sache folgenden Ausgang:

ῥὶς ὀξεῖα, ὀφθαλμοὶ κοῖλοι, κρόταφοι ξυμπεπτωκότες, ὦτα ψυχρὰ καὶ ξυνεσταλμένα καὶ οἱ λοβοὶ τῶν ὤτων ἀπεστραμμένοι, καὶ τὸ δέρμα τὸ περὶ τὸ μέτωπον σκληρόν τε καὶ περιτεταμένον καὶ καρφαλέον ἐόν, καὶ τὸ χρῶμα τοῦ ξύμπαντος προσώπου χλωρόν τε, ἢ καὶ μέλαν ἐόν, ἢ πελιὸν, ἢ μολιβδῶδες, θάνατος.

Doch habe ich kürzlich einen kranken Apotheker (Herrn *Hartmann*) zu behandeln gehabt, der beynahe alle dieſe Zeichen hatte, und zuletzt noch bey ſeinen Schwämmchen eine Salivation und fünf Tage und Nacht anhaltenden ſtarken Schlucken hatte, und doch mit dem Leben davon kam. Der Schlucken war hier bloſs *ſymptoma ſymptomatis* und ich erklärte ihn gleich für einen nicht tödtlichen Gefährten der Aphthen. Wollte man in dieſer Art von Ruhr das Opium geben, man würde den Kranken aufopfern.

Die *entzündliche Ruhr* nun iſt ſehr ſelten. Sie iſt mit Entzündungsfieber und leerem

Zwang vergesellschaftet. Manchmal wird eine Bierschaale voll weissen Schleims ausgeleert; ich behandelte sie als einen *catarrhum intestini rati*. Manchmal erfordert sie Aderlass, immer *Nitrum*, *Diluentia diaphoretica*, *antiphlogistica*. Ich erinnere mich sie nur ein paarmal gesehn zu haben. *)

§. 21.

Auch *Gicht* ist endemisch. Da das Wesen dieser Krankheit entzündlich gallicht ist, so ist unser Himmelsstrich, unser Locale ein fruchtbarer Boden für dasselbe. Hierbey leiden die Gelenke und Knochen am meisten; der Gichtstoff wirft sich in die Aponeurosen und bildet da eine coagulable Lymphe, die, wo sie einmal eingewurzelt ist, kaum weggeschafft werden kann. Sobald der November und December trockne Kälte mitbringen, so hört man auch schon hier, da, dort das Gewimmer der gichtischen Leute; so wie wieder der Boreas aufhört und ein West eintritt, haben die bisher Gemarterten wieder Ruhe. Erzeugt die Heftigkeit des Schmerzes aber Fieber, so rafft die Natur bisweilen alle ihre Kräfte zusammen und setzt, ohne dass man es

*) Ich habe diese Spezies von Ruhr nie in einem fürchterlichen und gefährlichen Grade gesehn, aber *Zimmermann* sah sie nach 5 Stunden tödtlich werden.

vermuthen ſollte, einen Tophus an irgend einem Knochen an, und befreyt durch dieſe Apoſtaſe den Kranken von allem Schmerz. Doch mehr als dieſes thun noch freywillige Durchfälle, die ſchon *Hippocrat* *) für heilſam hielt und Blutausleerungen durch die Naſe. Auf den Sommer haben alle Gichtiſchen die gröſste Urſache sich zu freuen; die *Lahn* nimmt in ihrem Flieſsen alle ihre Qualen mit. Das Baden darin beweiſt sich ungemein wohlthätig: Sollte sich dadurch vielleicht jene zähe Lymphe auflöſen? Sollte sie wohl dadurch in Umlauf gebracht und fortgeſchafft werden? Sollte die aufs kühle Baden gewöhnlich sich vermehrende Diaphoresis ſolche tröſtliche Wirkung thun? Oder ſollte die Temperatur des nassen Elementes dieſen Nutzen ſtiften. Vielleicht, indem sie die Congeſtionen nach den äuſsern Theilen hebt, vereinigt das Lahnbad dieſs alles in sich; wir wissen, daſs es hilft. So gab die Natur zu jedem Uebel auch wieder ein Hülfsmittel, und uns den Verſtand, der es uns ſuchen und wählen lassen ſoll. Da wir dieſes nun haben, ſo wäre es allerdings ſehr billig, wenn wir mehr Gebrauch davon machten als es wirklich geſchieht. *Um geheilt zu werden, bedürfen wir Wisbadens*

*) *Articulorum dolores ſolvit ſpontanea alvi dejectio.* *Hipp.*

nicht, auch unſere vaterländiſche Lahn iſt heilend.

§. 22.

Entzündungen aber sind bey uns am allerhäufigſten, und wo sich dieſe zeigen iſt das Gaſtriſche nicht zu ſuchen. Dieſs trifft bey uns ein. Die Hälfte unſerer Krankheiten führen ein *itis* am Ende. So z. B. *Pleuritis, Pleuroperipneumonitis, Phrenitis, Hepatitis, Metritis, Cephalitis, Splenitis, Gaſtritis, Enteritis, Cyſtitis* u. ſ. w. Da aber die Bruſt am meiſten leidet, ſo sind Seitenſtechen und Lungenentzündungen gar häufig. In den Monaten Januar, Februar, März, oft bis in den April zeigen sich Pleuresien. Zuerſt zeigen sie sich immer am Oberthor, welche Gegend der Stadt am meiſten von der reinen Nordluft gefaſst wird. *) Wer einmal dazu eine Neigung hat, bekommt sie hier öfters im Jahr. Wir haben Leute, die alle zwey bis drey Monat müssen Ader lassen, wenn sie nicht Entzündungen sich ausſetzen wollen. Bräunen kommen deswegen ſehr oft vor, und die ſogenannte Bruſtbräune habe ich manchmal erlebt. Viele Kinder ſterben am Bruſtfieber. Eine Pleuresie gut heilen, muſs man von den Alten lernen; die Lehre von Coction und

*) *Omnis epidemia ab inclementia coeli!*
Hippocr.

Crudität, von Lyſen, Criſen, Perturbationen, Apoſtaſen und Metaſtaſen muſs man aus den *Hippocratikern* und ihrer Quelle ſchöpfen, wenn man sie gründlich und gut heilen will. Mir iſt es immer eine Freude, wenn ich eine reine Peripneumonie oder Pleuresie behandle und finde, daſs ein *Morton*, *Boerhave*, *van Swieten* u. ſ. w. wahr und zuverläſsig sind, daſs ich sie wie ein untrügliches Orakel betrachten kann. Entzündungskrankheiten sind das eigentliche Feld für den Arzt um sich Ehre zu erwerben; gewisser als irgend bey einer andern Krankheit iſt hier die Diagnoſe und Prognoſe, wenn man Criſen und critiſche Tage anerkennt. Wie oft werden aber Pleuresien ſchlecht behandelt, wie oft wird zu viel, wie weit öfter aber zu wenig gethan! Die Folge davon sind die *pleuritides ſuppuratae*, und wahre Lungenſuchten, die man hier gar häufig sieht. *Pthisis pulmonalis* iſt eigentlich hier nicht zu Haus, denn, nach *Stoll*, *plurimi pthisici ex abdomine fiunt*, und dieſs läſst sich nur an Orten annehmen, wo intermittirende Fieber grassiren, welche die Unterleibseingeweide verderben, wenn sie durch Quackſalberey, ſchlechte Diät u. ſ. w. zu früh verſchwinden, und ſogenannte Fieberkuchen, d. h. geſchwollene Drüſen im Meſenterium u. ſ. w. eine ſehr ausgedehnte verderbte Milz und

Leber und Stockungen in den feinſten Gefäſsen zurücklassen. Alſo unſere Pthiſes, wenn sie nicht durch Amenorrhoe, erbliche Disposition oder Ausſchweifungen entſpringen, sind eigentlich Acquiſite durch vernachläſsigte Catarrhe und ſchlecht behandelte und daher in Eiterung übergegangene Bruſtfieber. *) Dieſs iſt nun leider beym gemeinen Mann ſehr häufig der Fall; er kann oder will nichts brauchen, und eine Entzündungskrankheit der Natur überlassen, iſt eben ſo gut, als einem kollerichten jungen tobenden Gaul den Zügel auf einem halsbrechenden Weg ſchieſsen lassen, er verunglückt durch ſeine eigene Kraft; hier muſs aſtheniſch verfahren werden und zwar alsbald im Anfange, ſonſt gewinnt das Uebel die Oberhand. Bey den meiſten unſrer Krankheiten bemerken wir eine inflammatoriſche Complication; dem praktiſchen Arzt auf unſerm Grund und Boden darf dieſer Genius nicht aus den Augen kommen. Sie miſcht sich ſogar in Waſserſuchten. Dies beweiſen

*) *Qui ex pleuritide ſupparati fiunt* (ἔμπυοι γίνονται) *si intra quadraginta Dies, a) ex quo ruptio fuerit facta, repurgentur ſuperne, liberantur: si vero minus, ad tabem tranſeunt.*

Hippocr.

a) *Eadem tabes ſubit, si in lateris dolore orta ſuppuratio inter quadraginta dies purgari non potuit.*

Celſus L. II. C. 7. p. 66. 67.

die nicht ſeltenen Beyſpiele von noch lebenden Menſchen, die durch eine einzige Paracentheſe geheilt worden sind. Wären verdorbene Unterleibseingeweide hier die Schuld geweſen, ſo hätte das Abzapfen nichts geholfen, »*non enim tali caſu malo medetur paracenthesis, ſed ſolummodo medicinae locum facit,*« ſagt *Celſus.* *Bacher* ſtimmt auch hiermit überein.

§. 23.

Nun aber eine Krankheit, die Wezlar berühmt macht, nämlich *Rhachitis*, oder die ſogenannte Engliſche Krankheit, die doppelten oder abgeſetzten Glieder. Die Zahl von verwachſenen Menſchen, von Pucklichten und Krüppeln iſt ſo groſs, daſs wie geſagt, Fremde ſtaunen, die sich in unſerer Stadt zum erſtenmal ſehn. Es iſt auch wirklich ſehr auffallend, denn es giebt ganze Straſsen, wo beynahe Haus für Haus dergleichen Elende aufzuweiſen hat, namentlich z. B. unter andern die Schuhgasse. Woher, wird man fragen, kommt denn das? *) Wahrſcheinlich, antworte ich, aus fol-

*) Man zerhaut dieſen Gordiſchen Knoten mit dem Schwerdt und erklärt dieſe Krankheit für durchaus erblich! —

Wie ſehr ſtreitet aber die Erfahrung gegen dieſe Behauptung! Sieht man nicht täglich bey uns Leute vom beſten Wuchs, deren Eltern rhachitiſch waren?

genden Gründen: Unſere Straſsen ſind ſehr ſchlecht und elend und, weil der Umfang der Stadt ſelbſt nicht groſs iſt, auch beynahe theils voll Menſchen, theils mit Wagen, Vieh u. dergl. angefüllt. Ferner die Nahrungsmittel bey der ärmeren Klaſse sind ſchlecht und beſtehen aus meiſtens ſehr ſchwer zu verdauenden Dingen, die überdem nicht ſehr nährend sind, und alſo in groſser Menge genossen werden, z. B. Kartoffeln, Brey u. ſ. w. Rhachitis aber iſt eine Krankheit, welcher nur Kinder zwiſchen dem erſten und zweyten Jahre ausgeſetzt sind. Wenigſtens wird in der frühen Jugend nur der Grund dazu gelegt. *) Sie werden nach unſerer Sitte ſchon in den Windeln mit Brey und Kleiſter gefüttert; ſo viel in sie hineingehen will, wird in sie gepfropft. Da dieſes nun ganz gegen den Gang der Natur iſt, ſo können Krankheiten auch nicht ausbleiben. **) Die erſten übeln Folgen

Und sieht man nicht wieder eben ſo oft die Kinder ſehr gut gewachſener Eltern rhachitiſch werden?

Das Aeuſserſte was man annehmen kann, iſt erbliche Anlage, die aber nur in Atonie der feſten Theile ihren Grund hat.

*) *Stoll* will Rhachitis bey manchen nach den Jahren der Mannbarkeit sich erſt haben entwickeln ſehn. Hat er recht geſehn, der groſse Arzt, ſo gehörten ſeine Fälle doch immer nur unter die Ausnahmen.

**) Auffallend iſt für jeden Arzt, der an andern Or-

dieses Ueberfütterns mit unverdaulichem Zeug sind dicke Bäuche, welche theils von Infarcten im Mesenterium und den Eingeweiden der Bauchhöhle überhaupt, theil von Megalosplanchnie hervorgebracht werden. Könnten die Kinder sich nun stark bewegen, könnten sie auf der Strafse oder auf freyen Plätzen herumspringen, so möchte dies immer ohne grofsen Nachtheil für ihr künftiges Leben und Gesundheit hingehn; sie würden sie verwachsen und vertheilen; da dies aber gar nicht der Fall ist, da vielmehr gerade die Kinder einsitzen müssen, so leidet dabey die Verdauung so sehr, dafs der Magen, statt einen blanden Chymus zu kochen, einen wahren Essig siedet; diese *suburra* ist nun zur Nutrition nichts nütze; es erfolgt also natürlicherweise eine Atrophie, die entweder mit dem Tod endet, oder wobey die Kinder fortleben, dicke Gelenkknochen bekommen, das Gehn verlernen und schiefe Beine bekommen. Auch der Kopf wird dicker, oft beugt sich

ten practicirt hat, die Menge von *Wurmfiebern* und *verminösen Complicationen*, welche man in Wetzlar bemerkt. Obgleich ein Ort mehr diesem Uebel ausgesetzt ist als der andere, und unsere Stadt gleichsam nach einem natürlichen und durchgängig bemerkten Gesetz mehr Wurmkranke zählet, als Städte, welche mittäglicher liegen, so ist zum Theil doch gewiss auch das Ueberfüttern daran Schuld.

Rückgrad selbst. *) So sitzen nun derleichen Kinder oft viele Jahre ohne sich bewegen zu können, manchmal wachsen sie gar nicht und sind nur der menschlichen Gesellschaft zur Last. Kommen sie aber auf, so werden aus ihnen oft schreckliche Figuren, oder wenns gut abgeht, doch immer entstellte Menschen. Ich erkläre mir die Ursache folgendermaßen: die Säure, die der Magen zeugt, bringt Säure in alle Säfte solcher Kinder. Diese Säure dringt endlich durch bis zu den Knochen, scheidet gleichsam das *gluten*

*) Ich zweifle sehr, dass die von manchem Catheder verkündeten vielen verschiedenen Arten von Rhachitis sich je dem unpartheyischen Praktiker bestätigen werden. Obs z. B. eine Rhachitis giebt, welche von fortgeerbtem *venerischen*, nun verlarvtem Gift herrühre, bedarf vieler Bestätigung. wenigstens glaube ichs nicht. Ferner ist die *scrophulöse Rhachitis* auch nicht so anzunehmen; die Vertheidiger derselben nehmen verschiedene Modificationen derjenigen Schärfe an, welche der Grund des Uebels ist, und statuiren um methodisch zu ordnen, auch den Fall, dass bisweilen die rhachitische Schärfe auch Scrophelschärfe sey — sie irren! Beyde sind *toto coelo* von einander verschieden. So mag es sich auch mit den übrigen Arten wohl verhalten.

Wenn ich nicht irre, so nimmt der bekannte *Antoine Portal* in seinem Werk *Observations sur la nature et le traitement du Rachitisme* sieben Arten derselben an.

animale in denſelben von dem erdichten Beſtandtheil ab. Die Röhrknochen werden dadurch mürbe und biegſam, und weil sie dieſes werden, ſo nehmen sie endlich diejenige Geſtalt an, welche die sich an ihren Enden inſerirenden Muskeln, vermöge mechaniſcher Geſetze geben müssen. Da nun von den Muskeln die Attractores eine Kraft haben, welche die der Abducentium bey weitem überwiegt, wie wir das bey einem nackten neugebohrnen Kinde ſehn, wo sich der Körper ganz zuſammenzieht, ſo gehn die Knie auswärts, und die Ferſen kommen dicht zuſammen; ſo nun auch mit dem Uebrigen. *) Doch auch hier wirkt unſere heilbringende Lahn als ein ſtärkendes und zertheilendes Mittel auſserordentlich. Die dicken Bäuche ſchmelzen bey dem Gebrauch derſelben sichtbar zuſammen, die Dauungskräfte werden verbeſſert und die Kräfte wieder hergeſtellt. Wäre

*) Man ſoll zwar den menſchlichen Körper nicht als ein chemiſches Laboratorium betrachten, indessen muſs ich hier doch anführen, daſs die Verſuche, welche man mit Knochen angeſtellt hat, ſehr für meine Meinung beweiſen. Ein Knochen in Säure gelegt, wird aufgelöst und biegſam; ich habe Verſuche geſehn, welche mir das zeigten. Auch verdient hier *Bertrandi (Opere cirurgiche)* nachgeleſen zu werden. Die Knochen von Kindern, welche an Rhachitis geſtorben sind, hat man nach *K. Sprengel* (ſ. dessen Pathol.)

das Baden der Kinder mehr, oder möcht ich sagen allgemein eingeführt, wahrhaftig es würde manches gerettet werden, was so schon früh die mütterliche Erde wiederbekommt. Bewegung, Reiben des Körpers, gute Diät, stärkende und absorbirende Arzneyen leisten hier aufserdem noch die vortrefflichsten Dienste.

§. 24.

Die Lehren jener harten Geburtshelfer *Sacombe*, *Boer*, *Kranz* u. f. w. nämlich, auch die schwersten und widernatürlichsten Geburten ganz der Natur zu überlassen, widerlegen sich bey uns ganz. Bey uns ist es leider sehr oft der Fall, dafs der Geburtshelfer herbey *mufs*, und die Paradoxie jener Herren, dafs Verwachsene am leichtesten gebähren, wird lächerlich gemacht. Es ist bey uns der Fall, dafs häufiger als an irgend einem andern Ort der Gebrauch der Instrumente bey Nie-

in ihrer Oberfläche mit einem Knorpel überzogen gefunden: dabey waren sie halb durchsichtig und weich, in ihrem Gewebe schwammicht. Ist diefs nicht das Bild von Knochen, die durch Säure gelitten?

Dafs übrigens dle Säfte aus den ersten Wegen in die zweyten unverändert übergehen können, beweist unter andern die Erfahrung, dafs man die Knochen von Vieh, welchem man die Wurzel der *Rubia tinctorum. L.* (Färberröthe) gegeben hat, durchaus mit rothem Färbestoff durchdrungen findet.

derkunften erfordert wird, und diefs folgt aus dem fehr einfachen Grund, weil es viele Rhachitifche giebt. Welchem erfahrnen Arzt ift es unbekannt, dafs die Ungeftaltheiten der Knochen derfelben sich bis auf die Zähne und das Becken erftrecken. Fürchtet sich nicht jeder Wundarzt vor dem Zahnausnehmen bey Leuten, welche die Englifche Krankheit gehabt haben. Die Zähne folcher haben nämlich oft ganz zu Haken gebogene Wurzeln, mit denen, wenn sie unvorsichtig ausgenommen werden, oft ein grofser Theil des Kiefers mitgeht. Ferner habe ich Becken in der Sammlung des Herrn Oberhofrath *Stein* gefehn, welche wie eine Brezel in ihrem Innern geftaltet waren. Die Conjugata wurde durch die zu dichte Symphyfe der Schaambeine und eine unnatürlich grofse Protuberanz am heiligen Bein fo eng, dafs sie vielleicht nur 2 Zoll betrug. Diefs ift nun bey rhachitifch gewefenen, und bey folchen, die lange an Gicht gelitten haben, ein ganz alltäglicher Fall, wenn auch der Raum nicht ganz fo eng ift, wie der im oben erwähnten Becken. *) Wie unendlich viele Gomphofen von allen Graden sind mir hier in meiner Praxis fchon vorgekommen, welche

*) Einige Abbildungen diefer Becken siehe in *Steins* Lehrbuch der theoretifchen und praktifchen Entbindungskunft. Erfte Ausgabe.

ich schlechterdings nicht anders als durch Anlegung der Zange, oder im äußersten Fall durch Perforation des Craniums und Enthirung heben konnte! Ja die Noth trieb mich bey Krüppeln zum Kayserschnitt. Einst machte ich diesen und brachte ein lebendes Kind, den andern Tag starb aber die Mutter und leider auch das Kind, was sehr wohl und ganz unbeschädigt war. Gegen dieses Uebel ist gar nichts zu machen.

§. 25.

Nun zuletzt komme ich noch auf eine Krankheit, die ebenfalls sehr allgemein ist; sie gehört in die Klasse derer *ex lentore*, oder *Brownisch* sie zu bestimmen, unter die asthenischen; es sind die *Scropheln*. Wie sie sich zu uns verirren, da sie eigentlich flachen Erdstrichen, sumpfichten Ländern und den Seeufern, Schweizerthälern, Tyrol u. s. w. zugehören, kann ich nicht bestimmen, kurz sie sind häufig hier, und werden, da sie *Rougemont* mit unter die erblichen rechnet, auch nicht ausgehn. Gegen *Fauce*, der dieß leugnet, weiſs ich meine Erfahrung aufzubieten. Sie scheinen nach den genauesten Untersuchungen von einer gewissen Anlage der festen Theile, und vorzüglich des Systems der Lymphgefäſse abzuhängen. Hieraus entsteht, so scheint es, ein besonderes Gift, welches, gegen

die Meinung vieler, nichts von der Natur des venerischen hat. Es scheint eine besonders geartete Säure zu seyn, deren Natur uns noch nicht genug bekannt ist. Wirft sich dieses auf die lymphatischen Drüsen, so bildet es die sogenannten kalten Geschwülste; auf andere Theile versetzt, macht es Augenentzündungen, Ansprung, Gliedschwamm u. s. w. Vor wenigen Jahren machte man sich so grosse Hoffnung dieses Uebel durch ein Mittel zu heilen, das die grosse Empfehlung *Hufelands* für sich hatte; allein der schöne Traum ist auch dahin! *) Alle die Versuche, welche ich und ein grosser Theil meiner medizinischen Freunde und Bekannten mit der *kochsalzsauren Schwererde* angestellt haben, sind fruchtlos abgelaufen; ich habe sie in der grössten Gabe angewendet, allein ganz ohne Nutzen. Die stärkende Methode ist die einzige, wodurch man ihm einigermassen begegnet. Vielleicht haben wir es von den kommenden Zeiten zu hoffen, dass man sie heilen lernt; bis jetzt kennen wir nur Palliative dagegen.

*) Man sehe über diese Krankheit, und wie ich über den Gebrauch der *Terra ponder.* und ähnlicher Mittel denke, meine Preisschrift: *Ueber die Erkenntniss und Heilung der Skrofelkrankheit.* Jena 1795.

d. H.

§. 26.

Uebrigens sind die Handwerksleute, wie in der ganzen Welt, ihren besonderen Krankheiten ausgesetzt. Die *Perückenmacher*, *Strumpfwirker*, *Maurer*, *Wollkämmer* werden n B. lungensüchtig durch die Haar- und Staubanhäufungen in den Respirationsorganen. Die *Müller* und *Steinmetzer* werden asthmatisch wegen den Tuberculis in den Lungen, welche durch das Einathmen von Mehl und Sandstaub entstehn; sie kämpfen überdem noch mit Blutspeyen. Die *Schuhmacher*, *Schneider* und *Leinweber* werden kachektisch, haben Stockungen im Unterleib, Hüftweh, blinde goldne Ader; im Alter werden sie auch leicht wassersüchtig und leiden an Brustbeklemmung. Die *Schreiber* und *Gelehrte*, welche eine sitzende Lebensart und Kopfarbeiten haben, werden von der leidigen Hypochondrie heimgesucht, und verdienen mit Recht den Namen Geissel der Aerzte. Durch den Missbrauch erschlaffender Getränke u. s. w. sieht man viele *hysterische* Frauenzimmer. Doch nun genug!

Dr. *G. F. C. Wendelstadt*,

Physikus der Reichsstadt
Wezlar u. s. w.

V.

Beyträge zur Geschichte der Heilungskraft des Kalchwassers gegen die Harnruhr, von M. Doctor *August Jacob Schütz* zu Bruchsal.

Die Harnruhr ist bekanntlich eine hartnäckige tödtliche Krankheit, die selten vorkömmt, sehr leicht, besonders im Anfange, übersehen wird, und da wir weder über die Verletzung der Organe des Körpers, noch der Mischung der Säfte selbst, oder wie von beyden zugleich solche Krankheitszufälle entstehen können, genugsam überzeugt werden, so dürfen wir auch uns keiner bestimmten wissenschaftlichen Heilart derselben rühmen, sondern unsre Erkenntniss und Heilungsbestreben hierüber ist bloss empirisch.

Man gebrauchte überhaupt, nach bisherigen ganz vernünftig anerkannten allgemeinen Heilanzeigen auf die vorausgegangenen bekannten schwächenden Ursachen derselben,

von Kälte, Angſt, Schrecken, Schwelgen, Ermüdung u.ſ.w. ſtärkende, zuſammenziehende, ſchweiſstreibende, erweichende, Säure dämpfende, krampfſtillende Mittel, mit dem ſeltenſten Erfolge einer dauerhaften Heilung. Was wir aber hierdurch zu einer radicalen Heilung beygetragen haben, können wir lediglich den Beobachtungen und der hiſtoriſchen Erkenntniſs zum Verdienſt rechnen, wodurch wir endlich durch Muthmaſsungen und weitere Verſuche dem Verhältnisse näher kommen, in welchem dieſe oder jene Modification der Harnruhr mit gewissen Gattungen oder Arten von Arzneymitteln ſtehen, und ſo müssen wir immer am Krankenbette weiter forſchen, um endlich zu erfahren, wo und wie Chinarinde, Opium, Kampher, Wein, Alaun, Kalchwasser, Schwefel, warme Bäder, das Queckſilber, die Spaniſche Fliegentinctur innerlich genommen, und Vesicantia auf das heilige Bein, durch die bewirkte Reaction eines Individui ihre relative Heilkräfte sicher äuſserten.

Ich hatte zu Pavia unter Herrn *J. P. Franck*, einem Arzt und Lehrer der Arzneykunſt von der erſten Gröſse, in den Jahren 1789 bis 1790 die Gelegenheit, fünf Harnruhren von dreyerley Arten zu obſerviren, d.i. *Diabetem aquoſum, mellitum* und *hyſtericum*. Gegen die zwey erſteren thaten der Alaun, die Do-

werſchen Pulver, die *Griffitiſche* Mixtur *), die Spaniſche Fliegentinctur, nur eine kurze Zeit hindurch gute Wirkung. Bey letzterer aber wurde eine Patientin durch den Gebrauch benannter Mixtur von den gewöhnlichen Zufällen der Harnruhr bald befreyet, ohne daſs jedoch die übrigen ſchmerzlichen und erſchütternden Krämpfe, welche vor wie nach der Harnruhr die Kranke befielen, ſobald nachlieſsen. Dieſe Mixtur wurde zwar nicht ganz nach *Griffiths* Vorſchrift verordnet, ſondern ſtatt des *Aquae alexiteriae simplicis, nucis moſchatae, Tincturae cort. peruv.* folgendermaſsen abgeändert:

℞ *Sal. abſynth. Drach.* j.
Solv. in aqu. menth. pip. unc. vj.
adde
Sal. mart. factit. gr. xjj.
Aqu. cinamom. unc. ſemis.

M. D. S. Alle 2 Stunden 1 Eſslöffel voll, oder täglich dreymal den vierten Theil zu nehmen.

Joſeph Frank heilte in der Pavianiſchen kliniſchen Schule **) *Diabetem aquoſum* mit Mercurialfrictionen und den damit verbundenen

*) Siehe *Sammlung auserleſener Abhandlungen für praktiſche Aerzte.* VI. Band, Seite 591.
**) *Ratio inſtituti clinici Ticinensis. Viennae* 1797. *fol.* 208.

innerlichen ſtärkenden Mitteln innerhalb 62 Tagen.

Erſter Fall.

Nun hatte ich auch das Vergnügen, im Juny 1793 einen armen Bürger in dem Reichs-Ritterſtiftiſchen Amte *Odenheim*, bey welchem ich ſowohl wegen Abgang der hierzu geeigneten Verpflegung, als auch der zahlreichen Apothekerbüchſen aus den Klassen empiriſcher Mittel und Kurarten keinen fernern Verſuch machen konnte, mit dem einfachſten Gebrauche des Kalchwassers *in ſtarken Gaben*, bald zu heilen.

Der Kranke war 50 Jahr alt, ein Metzger von magerem Körperbau, veränderlicher blaſſer Gesichtsfarbe, und von Jugend auf dem unmäſsigen Weintrinken und andern ſchwächenden Ausſchweifungen ergeben, welche aber ſeit vielen Jahren aus Armuth unterblieben. Er handelte, als er kurz zuvor mit einem öfteren und ſchmerzlichen Bluthamen, woran er auch ſchon vor acht Jahren gelitten hatte, behaftet war, mit Schlachtvieh in das Kaiſerliche Lager über den Rhein, litt bey groſser Sommerhitze vielen Durſt, und labte sich dabey öfters mit einem ſchnellen Trunk kalten Brunnenwassers, ſchlief Nachts leicht bedeckt unter freyem Himmel auf den Wagen, und verkältete sich in ſolchen kühlen,

oft auch nassen Nachtlagern so sehr, dass er Morgens an vorübergehendem Frost mit nachfolgender Fieberhitze, heftigem Durst, schwerem Athmen, erstarrten und bis an die Knie geschwollenen Füssen, die ihn kaum mehr tragen konnten, erkrankte, und in solchen Umständen begab er sich gleich nach seiner Rückreise den 16ten Juny 1793 zu mir, um sich heilen zu lassen.

Der Kranke hatte nebst erwähnten Zufällen, worunter das *Blutharnen*, die geschwollenen Füsse, der Fieberfrost schon ziemlich vermindert waren, ein blasses etwas aufgeschwollenes Angesicht, engen Athem, eine hartnäckige Leibesverstopfung, einen langsamen weichen Puls, und musste öfters uriniren, ohne dass jedoch letzteres von ihm in besonderen Anschlag genommen wurde, litt vielen Durst, hatte sehr wenig Appetit zum Essen, ohne jedoch über Ekel und üblen Geschmack zu klagen, einen trocknen Mund, eine reine Zunge, schlaflose unruhige Nächte, zwar noch muntern Geist, verspürte aber täglich solche Abnahme der Kräfte, dass er endlich immer zu Bette liegen musste.

Drey Tage nachher klagte er nebst benannten Zufällen über die noch täglich zunehmende Trockenheit des Mundes, ein Brennen in den Gedärmen, ein Drücken und Zie-

hen in der Nierengegend, und der Urin, der immer noch ſehr häufig abging, hatte anfänglich ein waſſergrünfarbiges durchsichtiges Anſehen, aber keinen ſüſsen Geſchmack, die Haut war ſehr trocken, der *volle weiche Puls ſchlug* 30 *mal in einer Minute*, und die Fuſsgeſchwulſt war bereits wieder gänzlich verſchwunden.

Von nun an lieſs ich die Menge des Urins täglich abmeſſen und obſervirte die Krankheit, ohne etwas weſentliches dagegen gebraucht zu haben, folgendermaſsen fort, um mich immer mehr von der Harnruhr zu überzeugen.

Den 21. Juny hatte er ſeit Abends 6 Uhr bis Morgens 9 Uhr 7 Pfund Urin gelassen, des nämlichen grünlichten Anſehens, der Puls ſchlug 32 mal in einer Minute, die Menge des Tranks überſtieg kaum ein Maaſs innerhalb 24 Stunden, ohnerachtet er nach der Gröſse des Durſtes beſtändig mehr trinken konnte. Den Wein konnte er wegen der vielen nächtlichen Wallungen und Unruhen nicht ertragen, auch blieb die Leibesverſtopfung ohne Klyſtier die nämliche.

Den 22ſten klagte er über beſtändigen ſauren Geſchmack, und urinirte innerhalb 24 Stunden 14 Pfund, der Puls war der nämliche langſame.

Den 24ſten lieſs er in nicht gar 24 Stunden 9 Pfund Urin, welcher ſeit geſtern etwas blutig ausſahe und ſehr faulartigen Geſtank verbreitete; der Puls ſchlug 52 mal.

Den 25ſten lieſs er 14 Pfund Urin eines mehr fleiſchwässrigen Anſehns, der Puls ſchlug 54 mal; das Drücken auf der Nierengegend war ſeit drey Tagen ſchon hinweg, die Ermattungen waren noch ſehr groſs, auch der Durſt noch anhaltend ſtark, der Kranke aſs mit vielem Appetit und hatte nun beſtändig einen ſchäumenden Speichel.

Den 26ſten lieſs er 13 Pfund Urin des nämlichen Anſehns, der Puls ſchlug 36 mal.

Den 27ſten lieſs er 14 Pfund Urin, welcher ſchon etwas blässer war, und ſo lieſs er

Den 28ſten, wie auch die folgenden Tage hindurch 11, 9 bis 13 Pfund innerhalb 24 Stunden, des nämlichen, aber blässeren und fleiſchwässerigen Anſehns.

Die Sonnenhitze ſtieg damals nach *Reaumurs* Thermometer auf 30 Grade, die Haut blieb immer kalt und trocken, jedoch befand ſich der Kranke bey dieſer groſsen Hitze etwas erleichtert.

Nachdem ich mich nun von dieſer Harnruhr genugſam überzeugt hatte, und dabey nur einige unbeträchtliche Mittel, d. i. ein *Linimentum volatile*, auf die Nierengegend Ka-

millenaufguſs, Magnesia, Klyſtire u. ſ. w. vielmehr zur tröſtlichen Beruhigung des Kranken bisher gebraucht hatte, ſo verſuchte ich den Gebrauch des Kalchwassers aus gebrannten Auſterſchaalen ganz pur und zwar von zwey Stunden zu zwey Stunden eine Unze in einem Kelchgläschen zu nehmen, und die erweichenden Klyſtiere wurden inzwiſchen wegen ausbleibender Leibesöfnung fortgenommen.

Das Kalchwasser vermehrte ihm zwar den Durſt um ein merkliches, verminderte aber, nachdem ſchon 2 Pfund hiervon genommen waren, den Harnfluſs um 3 bis 4 Pfund täglich, und ſo beſtand ſchon am dritten Tag nach dem Gebrauch dieſes Mittels die Menge des Urins in 6 Pfunden, welcher nicht mehr wie vorhin ſo röthlicht oder fleiſchwässerig ausſahe; der Durſt verminderte sich dann auch wieder, der Stuhlgang ging weicher und freyer, und der Puls fing an geſchwinder und kräftiger zu ſchlagen.

Nun wurde das Kalchwasser, wovon der Kranke täglich ein Pfund eingenommen hatte, wiederholtermalen fortgebraucht.

Den ſechſten Tag dieſer Kurart gingen 4 Pfund eines beynahe ganz natürlichen Urins innerhalb 24 Stunden. Der Puls ſchlug 60 mal in einer Minute, die Kräfte kamen merklich wieder, der Patient ging ſchon aus dem

Bette und beklagte sich meistentheils nur über verlorne Esslust.

Den siebenten Tag nach dem Gebrauch des Kalchwassers stellten sich ausser dem faden Geschmack und der verlornen Esslust schon beynahe alle Zeichen der Reconvalescenz ein. Er liess nur 4 bis 5 Pfund eines ganz natürlichen gelben Urins innerhalb 24 Stunden, und zwar mehr bey der Nacht als bey Tage, und die Kräfte und der Schlaf stellten sich täglich besser ein.

Es wurde täglich noch ein Pfund pures Kalchwasser fortgenommen, und der Kranke kam bey dieser Kurart innerhalb 13 Tagen so zu Kräften und Gesundheit, dass er am 14ten Tage nach dieser Kalchwasserkur wieder eine Reise von einer Stunde Weges zu Fuss machte. Er bemerkte nichts mehr von häufigem Uriniren, nichts mehr vom Drücken in den Lendengegenden, nichts mehr vom Brennen in den Gedärmen, nichts mehr von Trockenheit des Mundes und schäumenden Speichel u. s. w. er ass, ohne weitere Beschwerden darnach zu fühlen, alle Gattungen von roher Bauernkost, und nahm an guter Gesichtsfarbe sowohl, als an Fleisch zusehends zu.

Ich untersagte ihm noch auf lange Zeit den Wein, und verordnete ihm, nebst dem Trank des reinen Brunnenwassers täglich drey-

mal noch ein Trinkglas voll Kalchwasser noch einige Tage hindurch zu gebrauchen.

Dieser Mann genas also durch den Gebrauch des puren Kalchwassers, *welches ich aber in grösserer Gabe nehmen liess, als man es gewöhnlich gegeben hatte*, und welchem um des bessern Geschmacks willen jezuweilen nur etwas Milch beygemischt wurde, in sehr kurzer Zeit von einer meistentheils unheilbaren und langwierigen Krankheit der Harnruhr, trieb bald nachher seinen Viehhandel bey Regen, Wind und Kälte wieder fort, und ist bis jetzo, beynahe schon acht Jahre hindurch, von diesem Uebel immer noch befreyet.

Zweyter Fall.

Auch habe ich beobachtet, dass in einer andern Art der Harnruhr, d. i. *Diabetes mellitus*, welche durch einen plötzlichen Schreck in Ausbruch kam, durch häufigeres Trinken eines zwar schwächeren Kalchwassers der Harnfluss vermindert wurde.

Ein Bauernknecht von 19 Jahren zu Ubstadt in dem Fürstlich-Speyerschen Oberamt *Bruchsal*, welcher von Kindheit auf durch Schläge und harte Erziehung seines zornmüthigen Vaters öftere Angst und Schrecken erlitten hatte, und aus dieser Ursache vielleicht schon seit drey Jahren her einen Ansatz der

Harnruhr verspürte, (denn wie er mir sagte, musste er von dieser Zeit an Tag und Nacht sehr oft schon uriniren), hatte dabey unauslöschlichen Durst gehabt und war so merklich schon von Fleisch und Kräften gefallen, dass er nun und lange vorher schon sehr blass und mager aussahe.

Dieser Junge hatte hierauf das Unglück gehabt, dass ihn ein Pferd in eine tiefe Steingrube stürzte, wodurch ihn ein erschütternder Schrecken dermassen befiel, dass er, nach seinen eigenen Ausdrücken, an den untern Gliedern wie gelähmt, fast nicht mehr stehen noch gehen konnte. Er legte sich gleich zu Boden, blieb mehrere Stunden lang liegen, labte sich bey dem heftigsten Durst mit einem schnellen Trunk Wasser, und fühlte sich hierauf von Stund zu Stunde kränker.

Im Monat October 1794, nachdem seine Krankheit 7 Wochen lang unter der Behandlung von Afterärzten weder erkannt noch gehörig behandelt worden war, bekam ich ihn zum erstenmal in meine Kur. Sein Uebel hatte schon so zugenommen, dass er sehr abgemagert und entkräftet zu Bette lag, und während dem unauslöschlichen Durst und häufigen Trinken täglich einen Kübel voll von 8 bis 9 rheinischer Maass Urin liess. — Der Urin war grünlicht, durchsichtig, schäumend,

süfs, verbreitete einen starken Gährungsgeruch und setzte an dem innern Rande des Kübels dicke Zuckerkrystallen an. Auch bemerkte ich an seinem ganzen trocknen und abgezehrten Körper einen raudenartigen Ausschlag, einen eingezogenen Bauch, vollen langsamen Pulsschlag. Er hatte dabey grofsen Hunger, afs sehr viel, und klagte noch vorzüglich über Lendenschmerzen, Brennen der Gedärme, langsamen und harten Stuhlgang, Trockenheit des Mundes und der Nase u. s. w.

Dieser Kranke hatte vorhin die heftigsten Abführungsmittel unter andern widrigen und schädlichen Arzneyen bekommen, unterliefs aber zum Glück bald wieder eine jegliche dergleichen mörderischer Kurarten.

Ich bewog ihn, da er ohnehin gegen das Einnehmen der Arzneyen schon grofsen Widerwillen und Ekel zeigte, dafs er täglich einen Krug voll eines Trinkwassers, welches ich ihm selbst im Hause zubereiten wollte, ohne in die Apotheke zu schicken, nahm, (ich bereitete ihm nämlich aus meinen noch vorräthigen gebrannten Austern gleich ein so schwaches Kalchwasser, dafs er kaum einen widrigen Geschmack davon haben konnte, und gab ihm hingegen statt eines Schoppens den Tag hindurch ein Maafs voll zu trinken, welches er auch willig that). Hier-

bey trank er zur Stillung seines ausserordentlichen Durstes innerhalb 24 Stunden gewöhnlich noch 2 bis 2½ Maafs Brunnenwasser.

Den folgenden Tag hatte er nach dem Gebrauch dieses schwachen Kalchwassers von Morgens 9 Uhr an bis Mittags 12 Uhr einen gelinden Schweifs im Gesicht und an den Händen, welchen er vorher niemals hatte, der übrige Leib und die Füfse blieben kalt und trocken. An der Menge des Urins merkte man noch keinen Unterschied, bis auf den

Dritten und vierten Tag, wo nebst diesem örtlichen Schweifs, der Mittags um 12 und Abends um 9 Uhr wiederkam, der Durst schon gemindert ward, und die Menge des Urins innerhalb 24 Stunden schon um die Hälfte abnahm, er blieb aber noch zuckerartig wie vorhin und die Kräfte stellten sich auch wieder besser ein.

Der Kranke wurde endlich auch heiterer, und der Puls ging besonders Abends geschwinder. Er trank nun dieses Wasser in der vollen Zuversicht, dafs er dadurch wieder geheilt werde, noch einige Tage fort, und nachdem er bereits über 5 Maafs getrunken hatte, nahmen die Kräfte so zu, dafs er vom Bette aufstieg und im Hause herumging. Der grofse Hunger und Durst liefsen etwas nach, der Nachtsschlaf ward ruhiger, *nur war der zwar*

ſchon ſehr verminderte Urin immer noch zukkerartig.

In der zuverſichtlichen Hoffnung, daſs dieſer Kranke mir nun folgen würde, machte ich das Kalchwasser etwas ſtärker. Kaum verſpürte er dieſs aber aus dem herbern Geſchmack das Kalchwasser, ſo ſetzte er mit allem Widerwillen dieſe ganze Kurart aus, und entſchlóſs sich weiter nichts mehr zu nehmen, als etwa nur ein *ſtarkes Laxir*, weil er noch Mangel an ordentlichem Stuhlgang verſpürte. Ich ſchlug ihm aber zu dieſem Endzweck tägliche Klyſtiere vor, welche er nicht annahm. Der Kranke glaubte sich nun leider! nach dem gewöhnlichen irrigen Wahn des Pöbels, von ſelbſt nach und nach erholen zu können, und erlaubte sich nebſt andern Unordnungen auch allerley verbotene Speiſen zu essen, ſogar das häufige Trinken unſerer inländiſchen jungen ſauren, die Verdauungs- und Harnwege ſo ſehr ſchwächenden Weine; — der ihn ſonſt ſo erleichternde Schweiſs unterblieb auf einmal, die Haut wurde wieder trocken, und der Ausſchlag ſchuppte sich endlich auch ab. Er urinirte täglich wieder 3 bis 4 Maaſs mehr, und zwar bey Tage öfterer als bey Nacht, und beklagte sich nachher noch über eine beſtändige krampfartige Müdigkeit in den

Waden und Schenkeln, die er sonst niemals empfunden hatte.

Ich sah nun die Schwierigkeit ein, diesen widerspenstigen Kranken, und zwar um so weniger in meiner öftern Abwesenheit heilen zu können, zweifelte bey der so leichten Rückfälligkeit dieser vorigen erleichternden Wirkung durch das Kalchwasser, an einer gänzlichen Heilung, und überliess diesen Kranken seinem künftigen traurigen Schicksal, welches ich ihm, um vielmehr seine Bekehrung zu bewirken, ganz schreckbar voraussagte. Jedoch liess ich ihn auch, im Falle er alles vermiede, was ihm in dieser Krankheit schädlich werden könnte, in Hinsicht seiner Jugend, endlich noch auf die geheime Hülfe der Natur Genesung hoffen, worüber Herr Doctor *Friedrich Bang* *) einen wichtigen Fall angiebt, woraus erhellet, wie nach einem Fieber und neuen Ausschlage solche harthäckige Krankheit von selbst aufhören könnte. Bey einem Landmann nämlich dauerte diese Krankheit drey Monate lang fort, ohne auf den Gebrauch stärkender, Säure dämpfender Mittel, des

*) *Friedrich Ludwig Bang Medizinische Praxis systematisch erklärt, und mit ausgewählten Krankengeschichten aus dem Tagebuch des Friedrichs-Hospitals erläutert, aus dem Lateinischen übersetzt von Heinse,* 2te Auflage. Kopenhagen 1796. Seite 654.

[illegible]hwefels, des Kamphers, des Spiesglaſes und [illegible]r lauwarmen Bäder Lindrung zu verſpüren, [illegible] entſtand aber bald, nachdem er aufhörte [illegible]armacevtiſche Mittel zu gebrauchen, ein [illegible]rkes Fieber mit einem Rothlaufausſchlag im [illegible]icht, dem Hals und den Gliedern, und mit [illegible] Heilung des Fiebers verſchwand auch zu [illegible]cher Zeit der Harnfluſs ſammt übrigen Be[illegible]werden.

Durch das Kalchwasser hoffte ich aber [illegible]och durch fremde glückliche Beyſpiele beſon[illegible]ers beſtärkt, welche D. *L. Zorn* an zwey [illegible] dadurch glücklich geheilten Männern an[illegible]iebt, *) um ſo eher dieſen jungen Menſchen zu retten, und gab mir auf den *Celsiſchen* Spruch hin, *Pertinacia remedii vincit malum*, die gröſste Mühe, obwohl vergebens, ihn zum fernern Gebrauch dieſes Mittels zu bereden.

Sechs Monate hernach ſah ich meinen Harnruhrpatienten auf den Straſsen in Ubſtadt wieder herumſchweben und hie und da leichte Handarbeiten verrichten; er hatte das Kalchwasser nicht mehr gebraucht, noch sich nach einer andern vernünftigen Kur und Diät regulirt, hatte ſein Uebel noch in hohem Grade, und lebte dabey noch beynahe drey Jahre lang, indem er zu Ende des Monats Auguſt

*) *Leonard Zorn vermiſchte Beobachtungen u. ſ. w.* Würzburg 1787. Seite 33.

1797 erst an den Folgen seiner Harnruhr starb.

Ich erlaube mir nun noch von obigen zwey Beyspielen des Herrn *L. Zorn*, da sie zu meinem Endzweck so passend sind und vorzüglich beweisen, wie langsam die Wirkung des Kalchwassers in schwachen Gaben geschieht, hier einen kurzen Auszug nachzutragen.

Dritter Fall.

Ein Mann von 62 Jahren litt schon drey Jahre lang an *Diabete mellito*; der Verfasser verordnete ihm das Austerschaalenkalchwasser täglich dreymal zu einer halben Theeschaale voll mit dem dritten Theil Milch zu nehmen. Der Kranke gebrauchte dieses Mittel drey Wochen lang ununterbrochen fort, wo er erst einige Linderung seines Uebels verspürte. Es liess nämlich die brennende Hitze der Eingeweide und besonders in den Lendengegenden sammt dem heftigen Durst, nach, der Urin ging nicht mehr so häufig, auch stellte sich die Leibesöfnung wieder frey ein, und so erfolgte unter dem unausgesetzten Gebrauch des Kalchwassers mit jedem Tage die augenscheinlichste Linderung. Nach Verlauf von vier Wochen war er geheilt.

Vierter Fall.

Ein Mann von 72 Jahren litt an *Diabetes mellitus* schon einige Jahre lang; er hatte dabey ein schleichendes Fieber mit einer ungewöhnlichen trocknen Hitze und beständiger Hartleibigkeit. Herr Hofrath und Professor *Wilhelm* in Würzburg verordnete ihm das Austerschaalenkalchwasser täglich dreymal zu einem Stängelgläschen voll mit drey Theilen Milch zu nehmen. Vier Wochen beym Gebrauch folgte noch keine Besserung, und endlich verlor sich in der sechsten Woche erst das schleichende Fieber, der Harnfluss verminderte sich, und in Zeit von drey Monaten hörte das Uebel gänzlich auf.

VI.

Aufforderung an alle Aerzte Teutschlands im Betreff der Kuhpocken.

Das grosse Experiment, was sich die Arzney-kunst erlaubt hat in Betreff der Kuhpocken mit der Menschheit anzustellen, nähert sich allmählig einer für die Sache und für das Wohl der Menschheit sehr günstigen Entscheidung. Tausende von Beyspielen sprechen sehr laut für den Nutzen dieser Erfindung. Alles beruht nur noch auf der befriedigenden Beantwortung folgender zwey wichtigen Fragen:

Sichert die Kuhpockenimpfung gewiss vor den Menschenpocken, und wenn dies nicht immer geschieht, unter welchen Umständen sichert sie nicht?

Erzeugt diese Vergiftung irgend etwas Nachtheiliges oder Ausgeartetes in der Organisation, wovon noch nach überstandener Krankheit üble Wirkungen zu befürchten wären?

Diesen beyden Punkten bitte ich meine Herren Kollegen, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, und thue, um alle darüber gemachte und noch zu machende Erfahrungen

unter einen Gesichtspunkt zu bringen, und dadurch endlich befriedigende Resultate ziehen zu können, den Vorschlag, dass *alle*, die sich in Teutschland mit Vacciniren beschäftigt haben, mir so kurz, aber bestimmt, wie möglich melden möchten: Wie viel sie überhaupt geimpft haben? Bey wie vielen sie nachher den Gegenversuch mit Menschenpocken angestellt haben? Ob und wie viele nachher die Menschenpocken bekommen haben, und von welcher Beschaffenheit in diesen Fällen das Kuhpockengift und die Kuhpockenkrankheit war? Ob sich gefährliche oder tödtliche Zufälle bey der Kuhpockenkrankheit eingestellt haben? Ob Krankheiten oder auch nur Kränklichkeiten nachgefolgt sind, die einen Zusammenhang mit den Kuhpocken zu haben schienen? Ob die Krankheit bey dem Vieh an manchen Orten existirt, und ob man da zufällige Ansteckung der Menschen und dadurch bewirkte Sicherung für die Menschenpocken bemerkt hat.

Ich werde diese Nachrichten in meinem Journale mittheilen, das, da es in den Händen fast aller lesenden Aerzte ist, der schicklichste Platz seyn möchte, diesen höchstwichtigen Gegenstand zur Entscheidung zu bringen.

Und nun zum Schluss dieser Aufforderung nur noch die Bitte an meine Herren Kollegen,

unbefangen, unpartheyisch und gewissenhaft bey ihren Untersuchungen und Mittheilungen zu seyn. Nicht das Interesse der Kuhpocken, sondern das Wohl der Menschheit und Wahrheit ist ja unser Zweck, und die unglücklichen oder misslungenen Versuche sind uns deshalb eben so wichtig und interessant als die glücklichen. Ja ich gestehe aufrichtig, dass, da wir nun schon glückliche Erfahrungen genug haben, mir mehr daran liegt die nachtheilig ausgefallenen ausführlich zu erfahren als jene, und ich fordre hiermit dringend auf, alle (aber verificirte) *Facta* von nach den Kuhpocken wiedergekommenen, Menschenpocken, oder anderen üblen Nachkrankheiten mir mitzutheilen.

Diess wird zugleich das beste, ja das einzige Mittel seyn, die hie und da existirenden Gerüchte von solchen unglücklichen Fällen und Folgen zu widerlegen, die nur dadurch sich erhalten und wirken können, dass sie nicht streng untersucht werden. Ich versichere vielmehr viele meiner Herren Kollegen, dass sie durch mehr Aufmerksamkeit auf solche Erscheinungen und genaue öffentliche Untersuchung derselben der guten Sache mehr Nutzen schaffen werden, als durch das unbedingte Ausposaunen derselben.

d. H.

VII.

Enthüllung einer völlig erdichteten Krankengeschichte zum Behuf des *Brownschen* Systems, in *Röschlaubs* Magazin zur Vervollkommnung der Heilkunde. *)

Als ich vor einiger Zeit, auf Veranlassung einer Recension in der Salzburger medizinischen Zeitung, durch den *Hamburger Correspondenten* erklärte: „»dass meine, in den »dort recensirten Briefen vorkommende Kran»kengeschichte eine blosse Erdichtung sey;«

*) Ich kann meinem Freund, Herrn Kollegienrath *von Kotzebue*, die Aufnahme dieses Aufsatzes in sein Journal nicht versagen, um so mehr, da die Wahrheit und die Ehre eines unverdient gekränkten vortreflichen Arztes mich dazu auffordern. Auch schätze ich Herrn Prof. *Röschlaubs* Wahrheitsliebe zu hoch, um glauben zu können, dass er hierin etwas anders als mein Bestreben die Medizin von falschen Beobachtungen zu befreyen sehen werde, ein Bestreben, das er sich selbst so sehr angelegen seyn lässt und allen Aerzten zur Pflicht macht.

d. H.

da hatte ich dasjenige Stück des *Röſchlaubſchen Magazins* noch nicht geleſen, in welchem jene Briefe ſelbſt befindlich sind. Nun aber iſt das geſchehen, und ich habe mich von meinem erſten Erſtaunen über einen Mann erholt, der, wenn einſt der Vater der Lüge ſterben ſollte, ohne Bedenken sich um dessen Platz bewerben darf. Ich ergreife daher zum zweytenmal die Feder, Erſtens: weil ich im *Hamburger Correſpondenten* viel zu wenig geſagt habe; Zweytens: weil ich es für Menſchenpflicht halte, durch eigene Erzählung meiner Krankengeſchichte, theils die ſo unverſchämt und ſataniſch angegriffene Ehre meines biedern und geſchickten Arztes, D. *Bluhm* in Reval, zu retten; theils zu verhüten, daſs nicht etwa angehende *Brownianer* im Vertrauen auf jene erlogene Krankengeſchichte, alle die armen Teufel in die andre Welt ſchicken, deren Leiden den meinigen gleichen.

Die Worte *Lüge* und *erlogen*, deren ich mich hier ſchon verſchiedenemal bedient habe, sind ſo wenig human, daſs ich eilen muſs, den Leſer zu überzeugen, ich habe mich noch viel zu gelinde ausgedrückt, und bloſs der Armuth der Sprache habe es jener Lügner *par excellence* zu verdanken, daſs ich nicht den Brand-

mark weit härterer Benennungen auf seine schaamlose Stirn drücke. Man urtheile selbst.

Meine Krankengeschichte will Referent »von einem academischen Freunde haben, »den ich *zuletzt* als Arzt gebraucht, und der »meine Restituzion, so weit es nemlich der »Kunst noch möglich seyn mochte, nach einer »ganz simpeln Schlussform zu Stande gebracht »haben soll.«

Erste Lüge: denn ich habe *zuerst* und *zuletzt* den verdienstvollen Herrn Dr. *Bluhm* in Reval gebraucht, bey meinem Aufenthalt in Deutschland aber durchaus *Niemanden*, ausser denen im *Hamburger Correspondenten* benannten sechs berühmten Aerzten, nemlich *Metzger*, *Selle*, *Zimmermann*, *Marcard*, *Gall* und *Hufeland* um Rath gefragt. Mit allem was mir lieb und heilig ist, verbürge ich mich für die Unmöglichkeit, dass Einer von jenen Männern eine *solche* Krankengeschichte von mir geliefert haben, oder auch nur der *Freund* des Referenten seyn könne.

»Für die Wahrheitsliebe seines Freundes »verbürgt Referent sich (wohlweislich) *nicht*, »weil er in der literarischen Welt = *X* ist.« und, setze ich hinzu, in der moralischen Welt = einem boshaften Verläumder.

Jetzt folgt denn die sogenannte *Geschichte* (soll heissen *Fabel*) *eines Hypochondristen*.

»Angreifendes Studiren, allzuſtarker Ap-
»petit, anhaltend sitzende und doch dabey
»lüſterne Lebensart, bey einer Konſtitution
»und in einem Alter, welches Bewegung fo-
»dert, und wahrſcheinlich ein bischen Jugend-
»ſünde, mochten die erſten Anlässe ſeyn zu
»den Unterleibbeſchwerden, welche *K.* ver-
»anlaſsten einen Arzt um Rath zu fragen.

Zweyte Lüge: Denn wer mich kennt, weiſs, dāſs ich ein jovialiſcher, zu Geſelligkeit und Freude geſtimmter Menſch bin, der sich nie durch ſtudiren *angriff*, nie eine *sitzende* Lebensart führte. Was Referent unter einer *lüſternen* Lebensart verſteht, weiſs ich nicht. Auch nicht einmal das *bischen Jugendſünde* kann ich ihm zugeſtehn, in ſo fern es Einfluſs auf meine Krankheit gehabt haben ſoll, denn *ausgeſchweiſt* habe ich nie.

»Die früheſte Urkunde, welche ich in den
»Kriminalacten dieſes Unterleibes entdecken
»konnte, war ein Antwortsſchreiben von einem
»geſchickten praktiſchen Arzte, welcher ächt
»hippocratiſch das ganze Gefolge von Leiden
»vorausſagte. Die wirkſamen Mittel dieſes
»Arztes ſchafften Erleichterung, und der Un-
»terleib verſchwand von der Bühne, bis ihn
»ein zweyter Arzt, zwey Jahre nachher, wie-
»der eine beträchtliche Rolle ſpielen läſst.»

Dritte Lüge: Denn dieſes Antwortsſchrei-

ben eines geschickten praktischen Arztes existirt gar nicht, aus der ganz simpeln Ursache, weil ich vorher nie krank war, und also auch keine Anfrage deshalb an irgend jemand erlassen konnte.

»Die Kur des zweyten Arztes unterbrach ein hitziges Fieber —»

Vierte Lüge: Denn ich habe in meinem Leben kein hitziges Fieber gehabt.

»und lange fortgesetzte Versuche mit der »Electricität.»

Fünfte Lüge: Denn es sind nie Versuche mit der Electricität an mir gemacht worden.

»Die Kurart des zweyten Arztes bestand »vorzüglich in auflösenden und bittern Extrac»ten und dem *Gumm. ferulac.*»

Sechste Lüge: Denn ich habe weder diesen zweyten Arzt noch die *Gummata ferulacca* jemals gebraucht.

»Der dritte Arzt endlich wandte die er»öffnende und Klystiermethode drey Jahre »lang unausgesetzt an. Der Actenfascikel die»ses Arztes ist der voluminöseste und enthält »21 Briefe, welche ich Ihnen in kurzen Aus»zügen mittheile.»

Siebente Hauptlüge: Denn von diesen 21 Briefen ist auch nie ein Einziger geschrieben worden. Ich habe während meiner Krankheit und meines Aufenthalts auf dem Lande höch-

ſtens drey oder vier Briefe vom Herrn Dr. *Bluhm* erhalten, die weder an Styl noch Inhalt den hier gelieferten gleichen.

»Nro. 3 wird *eröffnender Thee* ange»rathen.»

Achte Lüge: Denn ich habe nie eröffnenden Thee getrunken.

»In Nro. 8 wurde dem eröffnenden Pul»ver die *Bella donna* zugeſetzt, worauf Ma»gendrücken, Funkeln der Augen, Schwindel »und Aufſchwellen der Hände entſtand.»

Neunte Lüge: Denn ich habe nie *Belladonna* gebraucht, habe nie Magendrücken gehabt und meine Hände sind nie aufgeſchwollen.

»In Nro. 10 werden meine krampfhaften »Beſchwerden im Halſe bedauert, und, wegen »des Gefühls vom Kitzeln in der Gegend des »Rückgrats, auf einen organiſchen Fehler ge»muthmaſst, auch deshalb die Unterſuchung »eines Chirurgus angerathen.»

Zehnte Lüge: Denn von krampfhaften Beſchwerden im Halſe und Kitzeln im Rückgrat habe ich nie etwas empfunden.

»Hierauf lieſs sich *K.* von zwey Aerzten »besichtigen, welche keinen organiſchen Feh»ler fanden, und auf deren Rath er China»rinde mit Billſenkrautextract gebrauchte, wor»auf zwar die Krämpfe nachlieſsen, aber die

»Hartnäckigkeit der Oeffnung — (soll wohl »heissen *Verstopfung;* nicht einmal Deutsch »versteht der Referent) — den Patienten fast »rasend machte.»

Eilfte, zwölfte und dreyzehnte Lüge: Denn ich habe mich nie besichtigen lassen, habe nie China mit Bilsenkrautextract gebraucht, und bin auch, Gott sey Dank, nie fast rasend gewesen.

»Nro. 17 wird auf drey bis vier Wochen »eine *Haberkur* verordnet,» welches die *vierzehnte Lüge* ist, denn diese Kur ist nie bey mir angewandt worden.

»In diesem Zwischenraum wurde von ei»nem andern Arzt ein derber Versuch auf »den Bandwurm gemacht, welches die Kräfte »des Patienten stark mitnahm.»

Funfzehnte Lüge: Denn es ist nie ein Bandwurm bey mir vermuthet worden.

»In Nro. 19 ist, wegen Neigung zum Er»brechen, ein wiederholtes Brechmittel verordnet worden,» welches die *sechszehnte Lüge* ist, denn es ist in meiner ganzen Krankheit nie von Brechmitteln die Rede gewesen.

»Mit steigender Bewunderung, versichert »Referent, habe er diese 21 Briefe copirt.» Mit steigender Unverschämtheit, hätte er sagen sollen, habe ich diese 21 Briefe selbst geschmiedet.

Die Mittel meines Arztes sollen unter a[illegible] dern gewesen seyn: *Arcanum duplic*[illegible] *Magnesia*, *Limat. mart.*, und das ist die [illegible] *benachbarte Lüge*, denn diese drey Arzney[illegible] tel habe ich nie gebraucht.

»Nun liess endlich K. *meinen Freund* [illegible] »*sich rufen*, und bat ihn, *einen ganzen* [illegible] »*bey ihm zu bleiben*, um den 24[illegible] »Cirkel von Leiden selbst zu beobachten [illegible] »waren folgende:

»Der Patient steht, nach einem [illegible] »Schlaf, mit Schwäche auf, trinkt mit [illegible] »*zernden Händen* eine Tasse [illegible] »*Caffee*, und nimmt für den [illegible] »den Krampf eine Krampfessenz. [illegible]

[illegible]

»Nach dem Essen steht es vortrefflich, *K.*
»ist *heiter* und zu *allen Geschäften aufge-*
»*legt.* Um 4 Uhr nimmt er Laxirpulver;
»dann geht das Leiden mit der Oeffnung
»wieder an u. s. w. Das dauert bis zum
»Nachtessen, wo *Alles wieder verschwin-*
»*det,* bis zum nächsten Morgen.»
Obige Zeilen enthalten die *achtzehnte* bis *zwey und dreissigste Lüge*, denn ich habe nie einen andern Arzt zu mir rufen lassen, noch weit weniger ihn gebeten 24 Stunden bey mir zu bleiben; ich schlief meistens *schlecht*, und sehr oft *gar nicht*; ich trank nie *Cichoriencaffee*, und meine Hände *zitterten* nie; nach der Oeffnung *verminderte* sich *jedesmal* die Schwäche; *Krampf im Hals*, *Heiserkeit*, *leise Sprache*, *Röcheln*, haben nie unter die Symptome meiner Krankheit gehört; *Suppe* und *Wein* habe ich des Vormittags weder Ein, noch zwey, noch dreymal zu mir genommen; ich habe weder um 10 *Uhr*, noch auch mit *starkem Appetit* zu Mittag gegessen, denn ich hatte meistens gar keinen Appetit, und speiste *immer* um 1 Uhr. Weder vor, noch während, noch nach der Mahlzeit warf ich *Schleim* aus, weder Unzen- noch Pfundweise. Statt nach dem Essen *heiter* und zu *allen Geschäften aufgelegt* zu seyn, empfand ich gerade dann die meisten Beschwerden und

war zu gar nichts aufgelegt. Das nemliche war auch der Fall nach dem *Abendessen:*

»Uebrigens versicherte *K.* noch meinem »Freunde, daſs er, aus Furcht vor Schwindel »und Krämpfen, ſchon über ein Jahr lang nicht »mehr auſser dem Hauſe gekommen ſey, und »ſeine amtlichen Verrichtungen ſeit mehreren »Jahren Andern übertragen müsse.«

Wenn *K.* das versichert hat, so muſs ich wirklich ſehr krank geweſen ſeyn, denn das iſt die *drey und dreyſsigſte* und vier und *dreyſsigſte Lüge.* Ich habe mich bey irgend guter Witterung, nie zu Hauſe gehalten, und mein Amt immer ſelbſt verwaltet, ſo lange ich in Reval war. Es iſt wohl der Gipfel der Unverſchämtheit, eine Sache zu behaupten, der eine ganze Stadt, und das Protocoll eines angeſehenen Richterſtuhls widerſprechen können.

Den hierauf folgenden höchſt ſchaalen Witz übergehe ich wie billig.

Nun iſt ein langer Brief eingerückt, in welchem der Freund des *Lügners* mir ſeine neuen, natürlich *Browniſchen* Vorſchriften ertheilt haben ſoll, den ich nur bedauern muſs nie empfangen zu haben, und den ich daher gezwungen bin für die *fünf und dreyſsigſte Lüge* zu halten. Er räth mir unter andern, die Zeit meines Studirens wieder an die Früh-

[Stu]nden zu verlegen; ein sehr überflüssiger [R]ath, denn ich habe nie anders als des Mor[ge]ns studiren *können*.

Zur Ehre meiner Leser muss ich glauben, [d]ass *Keiner* unter ihnen es auf den ersten [Bli]ck für *möglich* halten wird, so ungeheure Lügen mit einer so ungeheuren Unverschämtheit in die Welt zu schreiben, und dass es ihnen Allen gehen wird wie mir, der ich lange ganz verblüfft da stand, und nicht wusste, ob ich die ganze Schmiererey für Spass oder Ernst halten sollte. Die meisten meiner Aerzte leben noch; hunderte von Zeugen meiner Krankheit leben noch; ich selbst lebe noch; die Recepte, die mir verordnet wurden, existiren noch; der Apotheker, der sie zubereitete, lebt noch; mein eigenes, mit hypochondrischer Genauigkeit geführtes Tagebuch ist noch vorhanden; und trotz allem dem tritt ein schaamloser Quidam auf, ein *Brownischer Enragé*, dem kein Mittel zu schlecht ist, um seine Systems-Wuth zu befriedigen, erfindet sich selbst eine Krankengeschichte, macht Symptome, verschlimmert sie, hebt sie wieder; pasquillirt auf das schändlichste einen rechtschaffenen, sehr geschickten, in seinem Vaterlande sehr berühmten Arzt, der seit länger als einem Vierteljahrhundert das *uneingeschränkte* Zutrauen des Publikums

geniefst; der taufend Eltern ihre Kinder, tau-
fend Kindern ihre Eltern wiedergab; der
mir ein geliebtes Kind, und diefem Ki
feinen Vater erhalten hat — Ha! und
follte nicht auftreten und den Verläumder
derdonnern mit der ganzen Kraft der fo
klaren Wahrheit! —

Er trete auf und nenne sich, der El
der meinen Nahmen fo heimtückifch
brauchte! — er nenne feinen gerühm
Freund, der mich kurirt haben foll! er de
nire bey feiner nächften Gerichtsbehörde
Originalien der Briefe, die er copirt
will; er deponire die Recepte, das Di
feines Freundes u. f. w.; er bekenne sich fe
als *Betrogenen*, oder als den *abgefeimteften Be-
trüger!* — aber auch zugleich als den *dummften*
Betrüger! Denn wie konnte er einen Augen-
blick glauben, dafs diefe alberne Erfindung
unenthüllt bleiben werde? — Verliefs er sich
etwa darauf, dafs ich nichts medicinifches
lefe? — oder — erfuhr er etwa gerade beym
Schlusse feines Wifches, dafs ich nach Sibirien
verbannt fey? verliefs er sich etwa darauf,
dafs ich nie wiederkehren würde? dafs er also
ungeftraft meinen Nahmen nennen, und durch
die Bekanntheit desselben feine Lüge noch
mehr aufftutzen könne? — Bey der unver-
kennbaren Bosheit diefes Menfchen ift mir

[illegible] Vermuthung isst die wahrscheinlichste. Anfangs erklärt er, »die handelnden Personen sollten hinter der Coulisse bleiben,« (da wusste er nemlich noch nichts von meiner Verbannung) zuletzt aber sagt er mit einer exemplarischen Unverschämtheit geradezu: »er »werde das Gelübde der Anständigkeit nur »in Rücksicht meiner übertreten.« und nun nennt er allein *mich*, weil er meinte ich [illegible] auf ewig in Sibirien.

Wehe! wehe! wenn das *Brownische* System zu dergleichen elenden Behelfen seine Zuflucht nehmen muss. Zur Ehre dieses Systems hoffe ich, der Herr Professor *Röschlaub* werde seinen verleumdrischen X *öffentlich* nennen, und sich öffentlich von aller Theilnahme lossagen. Zu diesem Bekenntniss fodere ich ihn hiermit auf, und habe das Zutrauen zu seinem Charakter, er werde es edelmüthig leistvn. Thut er es nicht — auf wen *fiele* dann die Hälfte der Schuld?

Um die Entlarvung des Betrügers und die Rechtfertigung meines biedern Arztes zu vollenden, will ich nur noch kurz meine Krankengeschichte selbst entwerfen:

Bis in mein 27stes Jahr genoss ich einer ununterbrochenen Gesundheit, obgleich ich weit entfernt bin eine *athletische Constitution* zu besitzen, wie Herr X behauptet. Den

Sommer des Jahres 1787 brachte ich mit meiner Familie bey meinem Freunde, dem Baron *Rosen*, auf seinem Landgute Kirkel unweit Narva zu. Meine sonst ungewöhnliche Lebensart daselbst war folgende:

Von 6 Uhr des Morgens bis Mittag am Schreibtisch; dann mit gutem, doch nie *bodenlosen* Appetit gegessen; dann zwey Stunden geschlafen; dann 4 bis 5 Stunden die heftigste Bewegung auf der Jagd in Wäldern und Morästen; dann, nach einer starken Abendmahlzeit, sogleich zu Bett. In der Beschaffenheit dieser Abendmahlzeiten ist wohl besonders — wie die Folge lehren wird, — die Entstehung meiner Krankheit zu suchen. Wir waren nemlich sämmtlich grosse Liebhaber von grünen Erbsen, und, um diese immer jung und frisch zu haben, wurden alle 14 Tage aufs neue Erbsen ausgesäet. Mir zu gefallen kam *jeden* Abend eine grosse Schüssel voll dickgekochter grüner Erbsen auf den Tisch, von welchen ich wenigstens einen Suppenteller voll mit Löffeln, auch wohl mehr ass.

Gegen den Herbst bekam ich öftere Anwandlungen von *Herzklopfen* und *Beängstigungen*. Ich schob es auf das Blut, trank keinen Kaffee, keinen Wein; es half nicht; die Beschwerden nahmen zu, ich schrieb an den Herrn Doctor *Bluhm* nach Reval, meinen

ersten und Einzigen Arzt. Er schickte mir ein auflösendes Pulver, bestehend aus Rhabarber, Tartarus tartarisatus, Nitrum und Fenchel, wobey er mir viel Bewegung in freyer Luft anrieth. Diess Pulver verschaffte mir heitre Zwischenzeiten, doch kehrten die ängstlichen Beschwerden oft wieder, und ich reiste nach der Stadt, wodurch folglich die Correspondenz zwischen meinem Arzt und mir ohnehin unnütz wurde.

Sein *zweytes*, im Original vor mir liegendes Recept besteht grösstentheils aus Taraxacum. Das *dritte* sind Pillen aus Ochsengalle und bittern Extracten. Das *vierte* — lies und schäme dich elender *X!* — das *vierte Chinarinde* und *Quassia* in *spanischem Wein* aufgelösst, mit Zimmtwasser versezt, täglich 2 mal 2 Löffel voll zu nehmen.

Die Krankheit nahm aber nicht ab, sondern zu. Ihre hauptsächlichsten Symptome waren folgende: 1) ein immerwährendes Fieber. 2) Herzklopfen und Beängstigungen, die zuweilen so stark wurden, wie nur ein Vater- und Muttermörder sie empfinden mag. 3) Auffallende Abmagerung des ganzen Körpers. 4) Fast gänzliche Schlaflosigkeit und eine heftige Furcht vor dem Bett. Wie manche Nacht habe ich auf und nieder gehen müssen!

und X behauptet ich hätte gut geschlafen! — 5) Sehr verminderter Appetit.

Mein Arzt nahm nunmehr seine Zuflucht wiederum zu andern Mitteln. Sein *5tes Recept* bestand aus *Extract. Taraxac. Extract. Gramin. Tart. tartar. Aq. Chamom. Menth. piper.* und *Oxymel simpl.* Alle 2 Stunden 1 Löffel. Hiezu gesellte er Klystierspecies, die gleichfalls aus *Taraxac.* und Graswurzel bestanden.

Mir wurde besser. Das Frühjahr nahte heran. Ich wollte wieder aufs Land. Mein Arzt glaubte meinen Unterleib genug gereinigt zu haben, und verordnete mir daher auf dem Lande eine bloss *stärkende* Kur zu gebrauchen. Sie bestand aus Stahlauflösungen.

Kaum hatte ich diese 10 oder 12 Tage gebraucht, als alle meine Uebel mit verdoppelter Wuth zurückkehrten, und eine hartnäckige Verstopfung mir den Tod drohte. Höllenangst folterte mich Tag und Nacht, mein Leib glich einer Trommel und war sehr schmerzhaft anzufühlen. Stuhlgang erfolgte gar nicht mehr, und nach vielem Drängen kam bloss etwas Blut.

Ohne Hülfe, 22 Meilen von der Stadt entfernt, nahm ich in der Verzweiflung, zum Ersten und letztenmale in meinem Leben ein Ailhaudisches Pulver. Es rettete mich wenig-

ſtens für den Augenblick. Ich ſchrieb an den Doctor *Bluhm*, und bat ihn, mir das Erſte auflöſende Pulver wieder zu ſenden. E that es, rieth mir aber nach der Stadt zu kommen. Ich blieb indessen noch einige Wochen auf dem Lande, brauchte das Pulver täglich dreymal, und — siehe da, nun gingen 14 Tage lang *täglich groſse Klumpen von Erbſenhülſen* von mir. Da ich den ganzen Winter über Diät gehalten und keine Erbſe in meinen Mund gekommen war, ſo war dieſs offenbar ein Erbſenmagazin, welches ich ſchon im vorigen Jahre geſammelt hatte. Als ich zuerſt davon ſprach, lachten meine Hausgenossen mich aus und meinten, ich ſähe Gott weiſs was! für Erbſen an. Ich lieſs daher mehreremal die Erbſenklumpen rein waſchen, lieſs die Hülſen ſogar mit einem Federkiel aufblaſen, und überzeugte ſo einen Jeden.

Erleichtert, aber nicht geheilt, kehrte ich zurück nach der Stadt. Meine Beſchwerden blieben noch immer die nemlichen, bald mehr bald minder. Es geſellten sich dazu eine groſse Nervenſchwäche, Krämpfe, häufiger Schleimabgang, ſehr häufiger blasser Urin, ein unmäſsiger Speichelauswurf (doch nie Schleimauswurf) u. dgl. m.

Mein Arzt verordnete mir jetzt Nro. 7. *Extract. gramin. Extract. Taraxac. Extract.*

Chelidon. maj. und den *Ammoniac* in Pillen. Nro. 8. ist ein Liquor gegen die Krämpfe. Nro. 9. *Extract. Gent. r. Extract. Cascarill. Aq. menth. pip. Liq. a.* täglich 2 mal 1 Löffel. Nro. 10. *R. Gramin. Taraxac. Lapath. acut. Rub. tinct.* als Decoct. Nro. 11. *Sal. ammon. Sulfur. antim. aur. G. arab. Rad. Seneg.* alle 3 Stunden ein Pulver zu nehmen. Nro. 12. *Extr. Rad. Senek. Sal. ammon. Aq. rub. id. Oxym. scill. simpl.* Auch *Kämpfische* Visceralklystiere wurden ziemlich oft gebraucht. Hierbey waren mir *Fleischspeisen*, doch mäßig, *erlaubt; alter Rheinwein* täglich zu trinken *befohlen;* viel Bewegung in freyer Luft zu Fuſs und zu Pferde, besonders das letztere; und, wenn die Witterung ungünstig war, muſste ich Billard spielen. Alle Geistesanstrengungen waren untersagt; nur des *Morgens* durfte ich einige Stunden arbeiten, doch *stehend.* Viel angenehme Zerstreuungen wurden anempfohlen. Nach den öfteren Vorstellungen unsers Liebhabertheaters (an welchen ich oft selbst Theil nahm) in Gesellschaft meiner Freunde eine Flasche Burgunder zu leeren, wurde keinesweges verboten, sondern gern gesehn. Abends beym Schlafengehen waren geistige Einreibungen in den Unterleib verordnet, und überhaupt muſste ich mir den Leib oft mit warmen wollnen Tüchern reiben.

Wenn ich mein in Weimar liegendes Tagebuch bey der Hand hätte, so würde ich die ganze Kurart noch umständlicher angeben können. Manche Kleinigkeiten sind mir entfallen.

Als nun das Frühjahr 1789 herannahte, und ich, zwar sehr viel besser, doch noch immer nicht gänzlich hergestellt war, da rieth mir Herr Doctor *Bluhm* zu einer Reise nach Pyrmont, mit dem Zusatz: dass er nicht bloss von dem Wasser, sondern schon von der Reise, Bewegung und Zerstreuung die gänzliche Kur hoffe. Er gab mir eine Abschrift aller seiner Verordnungen mit auf den Weg. Diese zeigte ich zuerst in Königsberg dem seel. *Metzger*, der sein Verfahren vollkommen billigte, und zu seinen Vorschriften nichts hinzuzusetzen wusste. Die nemliche Billigung fand ich bey *Zimmermann* in Hannover. Er verordnete mir, beym Gebrauch des Wassers, täglich früh einen Löffel voll des dick eingekochten Graswurzelsaftes, und dann dreymal des Tages ein Pulver von der Angusturarinde.

In Pyrmont fand ich *Selle* und *Marcard*. Beyde nahmen sich meiner freundschaftlich an; beyde liessen dem wackern Doctor *Bluhm* Gerechtigkeit wiederfahren. *Marcard* gab mir bey meiner Abreise einige Schachteln voll Pillen mit auf den Weg, die der berühmte *Westrumb* in Hameln aus Baldriansöl verfertigt hatte.

Fast ganz hergestellt kehrte ich nun zu meiner Familie zurück und brauchte gar keine Arzney mehr. Aber der lange russische Winter weckte meinen alten Feind mehr als Einmal wieder auf. Mein Arzt setzte ihm *stärkende* Mittel, so viel Bewegung als nur immer thunlich war, und nur selten ein auflösendes Mittel entgegen. Der Winter verging sehr leidlich. Ich selbst sehnte mich nach meiner zweyten Reise, da die Erste mir so gut bekommen war. Mein Arzt billigte sie; *Catharina die Zweyte* war so gnädig, mich auf ein ganzes Jahr zu beurlauben, und ich kehrte 1791 gesund nach Liefland zurück. Nur eine Neigung zu Schleimanhäufungen im Unterleibe blieb mir zurück, der ich jedoch nunmehr ohne ärztliche Hülfe zu begegnen wusste.

Bey meinem nachmaligen Aufenthalt in Deutschland habe ich meinen würdigen Freunden *Hufeland*, und D. *Gall* in Wien, die ganze Verfahrungsart des D. *Bluhm* nochmals mitgetheilt; beyder Urtheil bestätigte mich in meinem Vertrauen.

Nun Herr *X!* treten Sie hervor! zeigen Sie Ihre Originaldocumente, Ihre Actenfascikel; beweisen Sie Ihre albernen Behauptungen von *Belladonna*, Electricität, Bandwurm u. s. w. stellen Sie mir den trefflichen Freund unter die Augen, der meinen guten Schlaf und mei-

nen bodenlosen Appetit bewundert, der meinen Schleim gewogen hat; — und wenn Sie dann, statt alles diess thun zu können, reumüthig bekennen müssen, dass Sie, aus System-Wuth der schwärzeste Verleumder wurden; dass Sie, vielleicht aus Brodneid und Privathass, ein elendes Mährchen erfanden; so schlagen Sie an Ihre Brust und rufen: »ich »bin ein armer Sünder! der aus Verzweiflung »über den Ruhm und die Geschicklichkeit ei»nes Arztes, dem er nicht werth ist die Schuh»riemen aufzulösen, seine Zuflucht zu einer »niederträchtigen Lüge nahm, hoffend, dass »die sibirischen Wälder ihn vor der Entlar»vung ewiglich schützen würden.»

Es thut mir übrigens Leid, dass ich die Langeweile, über welche schon der Recensent in der *Salzburger Medic. Zeitung* mit Recht klagt, durch diesen Auffatz habe erneuern müssen; aber wenn mehrere Aerzte vom *Brownischen* System sich *solche* Krankengeschichten zu erzählen erlauben sollten, so habe ich doch auch gewiss ein sehr gutes Werk gestiftet, indem ich, durch ein auffallendes Beyspiel, Misstrauen gegen solche Prahlereyen erwecke. Geschrieben auf dem Lande, im May 1801.

A. von Kotzebue,
Russisch-Kayserlicher Kollegien-Rath.

VIII.

Eine merkwürdige Lungenſchwindſucht mit gänzlicher Zerſtörung der linken Lunge.

Oefters hatte ich ſchon in jener fürchterlichen Krankheit der Lungenſchwindſucht das *Semen phellandrii aquatici* mit groſsem ſcheinbaren Nutzen angewandt; ſo daſs, wenn mich alle andere Mittel verlassen hatten, dieſes den ſchlimmen Ausgang wenigſtens halbe und ganze Jahre verzögerte: noch nie aber mit dem Erfolg, wie andere beobachtet haben wollen, daſs eine vollkommene Heilung dadurch bewirkt worden wäre. Da ich jedoch in den vorhergehenden Fällen nicht immer auf die genaueſte, lange genug fortgeſetzte Anwendung desselben rechnen konnte; ſo nahm ich mir vor, ihn bey der nächſten sich ereignenden Gelegenheit, wo wahre Eiterung der Lungen ſtatt fände, mit der gröſsten Genauigkeit nehmen zu lassen; dieſs geſchah wie aus nachſte-

hender Krankengeschichte erhellen wird. Daſs ich den Wasserfenchel nicht immer allein gab, kann mir wohl in Rücksicht der Gewiſsheit seiner Wirkung nicht zum Vorwurf gereichen, weil die übrigen Symptome der Krankheit zugleich mit berücksichtigt werden muſsten. Ueberdieſs waren auch jene von der Beschaffenheit, daſs dessen Wirksamkeit nicht vermindert, sondern vielmehr dadurch erhöht wurde.

Eine vierzigjährige Dame von sehr zartem Körperbau, reizbaren Nerven und sanguinisch-phlegmatischem Temperament, die vorher mehrere Jahre hindurch an Rothlaufſchärfe am Fuſs litt, und durch innerliche Mittel mehr als durch ein äuſserliches nicht zum Fluſs zu bringendes Fontanell geheilt wurde, bekam Anfangs des Aprils ein Catharrfieber, wie es damals mehrere im Hause befiel. Durch acht Tage wurde es von ihr bloſs als solches angesehen, und wie gewöhnlich, und leider! wie dieſs der durch die Vorurtheile verjährte Gebrauch ist, mit warmen Theegetränk zu bekämpfen gesucht. Da aber hierdurch nicht Verminderung, sondern Verschlimmerung des Uebels erfolgte, und einige nur so abverlangte ablösende Mittel nichts fruchten konnten, so wurde ich zur persönlichen Untersuchung des Zustandes erbeten. Ich fand sie im allgemeinen sehr matt, mit mehr trocknem als

feuchtem Huſten, kleinem krampfhaften Puls, beengter Bruſt, weniger Eſsluſt, geſtörtem Schlaf, der beſonders ſogleich beym Niederlegen, ſo wie gegen Morgen durch den lange anhaltenden Huſten unterbrochen wurde. Von allen ſonſtigen rheumatiſchen Beſchwerden, beſonders in den Gelenken, ſo wie von der Rothlaufsäuſserung am Fuſs, war nun keine Spur zu entdecken. Noch hielt sie es für das epidemiſch im Hauſe herrſchende Catharrfieber, wobey ich allerdings nicht in Abrede ſeyn konnte, daſs dieſs hierzu die nächſte veranlassende Urſache war. Allein die Complication mit dem ehemaligen rheumatiſchen Stoff in den Füſsen war unverkennbar, daher die Krankheit um deſto wichtiger, und ihr ganzer Zuſtand wegen den ſo fein empfindenden Nerven, die durch mehrfache Gelegenheitsurſachen öfters zu herzangreifenden Gemüthsbewegungen geſtimmt wurden, höchſt bedeutend und nicht leicht zu entfernen ſeyn konnte. Ich erklärte daher, daſs ihre Beſchwerde nicht gewöhnliches Catharrfieber ſey und daher die genaueſte Beachtung erfordere. Nach einigen vorausgeſchickten Auflöſungsmitteln ſah ich mich, des offenbar vorhandenen gaſtriſchen Stoffs wegen genöthigt, und zwar zu wiederholten malen Brechmittel zu reichen, welches allezeit mit ſehr ſtarker Entleerung von Galle

und dicken Schleim, und, mit wesentlicher Erleichterung der fieberhaften Zufälle, so wie der Stärke des Hustens geschah.

Es war hier ausser Zweifel, dass aus doppelten Gründen, nehmlich wegen der allgemeinen Erschütterung des Körpers, und der dadurch bewirkten localen der Brust sowohl, als auch wegen der Entledigung der scharfen Galle, die theils den Magen, theils consensuell den Lungen und endlich dem ganzen Körper nachtheilig seyn musste, diese erneuerten Brechmittel sehr zweckmässig wirken konnten, wie sie auch in der That gewirkt hatten. Denn mehrere Tage darauf war sie fieberfreier, muntrer und zeigte mehr Esslust, war auch von dem trocknen Krampfhusten weniger geplagt. Zugleich liess ich ableitende reizende Mittel auf beyde Waden und wiederholt auf jene des sonst leidenden Fusses legen, rieth dabey starke Frictionen am letztern, liess das flüchtige Liniment in die ganze Brust einreiben und rieth innerlich den *Kermes mineral.* das *Guajac.* und *Ammoniac. Gumm.* mit dem *Hyosc. Extract.* nebst dem Gebrauch der süssen Molken nüchtern. Alles schien gut zu wirken, bis sich nach einigen Gemüthsbewegungen bald alle Symptome verschlimmerten. Nun kam der Reiz zum Husten häufiger, der Husten selbst war anhaltender, der Auswurf weiss,

schaumig-schleimigt, es gesellten sich Schmerzen auf der linken Seite der Brust, beschwerliches Athmen, Unvermögen tief zu inspiriren und die Luft lange anzuhalten, mehr Fieber; Nachtschweisse, ein kleiner gereizter Puls und sehr grosse Mattigkeit dazu, welches alles sattsam bewies, wie nachtheilig jener metastatische Reiz auf die Lunge gewirkt und nun daselbst tief sitzende Stockungen verursacht hatte. Grosse Blasenpflaster auf beyde Arme, das mit Canthanidentinctur geschärfte Einreiben des flüchtigen Liniments in die leidende Seite der Brust; ein perpetuirliches Pechpflaster zwischen die Schultern; früh nüchtern Wein molken, in den Zwischenzeiten Selterwasser mit Milch und Nachmittags etwas des besten Steinweins, so wie die Anwendung des Pulvers von dem Wasserfenchel zu ℈ß — ℈i pro dosi zwey bis dreymal täglich; mit einem Gelée des *Lichenis islandici*, wurden nebst den leichtesten nahrhaftesten Speisen, einem halben Seidelglas des guten bittern Braunbiers und dem Genuss reiner Luft dazwischen gerathen; zur Erleichterung des trägen Stuhlgangs aber Kamillenklystiere mit venetischer Seife. Ohne Zeitverlust liess ich an den ehemals leidenden Fuss ein beträchtliches Fontanell setzen, und gleich Anfangs stark reizende Mittel zur Beförderung des schnellern Abflusses einlegen, welcher

Endzweck auch bald erreicht wurde. Nach achttägigem Gebrauch neuer Mittel verlor sich das Fieberhafte, besonders das mehrere Frösteln, der Husten änderte sich und gestattete eher nächtliche Ruhe, der Auswurf blieb wie vorher, bey nicht verminderter Beengung der Brust, der Nachtschweiſs war nur abwechselnd, aber die allgemeine Mattigkeit hatte sich, schon nach dem kraftvollern Puls zu schlieſsen, eben so gut wie der Ekel an Speisen einigermaſsen gehoben, wenn man dieſs auch an dem sehr magern Körper nicht bemerken konnte. Die Dosis von dem Wasserfenchel wurde um einige Gran verstärkt, zu dem Trank wurde noch der *Hoffmannsche* Myrrhenzucker und die *Radix polygalae amarae* gesetzt, und als örtlich zertheilendes Mittel das Einathmen von Dämpfen aus *floribus arnicae, chammom.* und *verbasci* mit der Myrrhe täglich sechs bis achtmal durch einen Trichter angerathen. Kaum war diese Behandlung acht bis zehn Tage fort angewandt, als sich ein Nachlaſs des Fiebers, des Schweiſses und der Brustbeengung zeigte, dagegen aber nicht nur vermehrter Husten, sondern auch vermehrter und zwar eitrichter Auswurf, nach allen vorgenommenen Untersuchungsmethoden einstellte. Er war sehr verschieden, graugrünlich, gelbweiſs, klumpenartig, röthlich-grau,

salzigten Geschmacks und in dem Spuckglas von penetrant faulem Geruch, wie nach der Eröfnung eines lange verschlossenen Eitersacks. Die Quantität desselben war nicht täglich gleich stark, manchen Tag aber gewiss bis auf einige Unzen steigend, wobey jedoch die Patientin, wie ich genau bemerkte, weit weniger ermattet war als bey dem sonst trocknen Husten, sondern mehrere Erleichterung spürte. Ueberhaupt betrachtet, magerte sie aber sehr ab, besonders weil sie nur kleine Portionen Speise zu sich nehmen durfte, da sie ausserdem grosse Qual zur Verdauungszeit und Blähungsbeschwerden verspürte, und weil immer der Schlaf durch den Husten gestört und durch letztern der abmattende Schweiss hervorgepresst wurde; auch sogar mehrere Tage ohne alle veranlassende Ursachen eine heftige Diarrhoe dazu kam. Jenes nebst dem sich jeden Abend vermehrt einstellenden *Oedema pedum*, als Folge der allgemeinen Debilität, machten mich allerdings sehr besorgt, indem die nun am Tage sich wiederholt zeigende trockne Fieberhitze, die umgränzte dunkle Röthe bald auf dieser bald auf jener Wange, das Brennen der Handteller, hauptsächlich Mittags bald nach dem Essen, ohnstreitig bewiesen, dass eine sehr wichtige schreckliche Periode der Krankheit, nemlich jene der all-

mähligen Abzehrung eingetreten sey. Das frische Auge, die Geistesheiterkeit und die sich nach und nach einstellende bessere Esslust und etwas verbesserte Verdauung, flöfsten mir aber immer von neuem Hofnung ein. Deswegen liefs ich sie mehr als jemals viele Stunden bey schönen Tagen in freyer Luft zubringen, verband mit jenen Mitteln, nebst stärkern Dosen von dem Wasserfenchel oft zu 15 bis 18 Gran pro dosi, den Chinaextract und den tolutanischen Balsam, liefs reichlich die kräftigsten gelatinösesten Bouillons und Schnekkensuppen, und den so vorzüglich nahrhaften Salapgenufs, fortsetzen, rieth grössere Portionen Wein vor und bey Tische zu trinken, so wie Nachmittags ein reines Braunbier, und so oft es nur seyn konnte, mufste sie frischen Gurkensaft, besonders Vormittags nehmen. Der Wichtigkeit der Krankheit und der Familie selbst wegen schlug ich den Beyrath noch eines Arztes vor, der in der ganzen Gegend mit Grund für den geschicktesten gehalten wurde, der auch, da er das Uebel für das nemliche erkennen mufste, wofür ich es erkannt hatte, die ganze Kurart billigte, und nur folgende Zusätze machte, nemlich, dafs die Abkochung der Sassaparillwurzel, ein *Emplastrum epispasticum perpetuum, ad modum Janini*, und das Einathmen der Dämpfe des durch Vitriolnaphta ausgezogenen Cicutapulvers noch beygefügt würde.

Beyde erstere Mittel wurden noch mit angewandt, letzteres aber musste bald nach einigen Versuchen wieder weggelassen werden, weil die Patientin darnach mehr Stockung und Beklemmung der Brust bekam, und die von mir zuerst empfohlnen Dämpfe wurden wieder wie vorher gleich nutzbar angewandt, aber bald darnach auch das Pflaster weggelassen, da der Reiz ausserordentlich auf die zarten Nerven wirkte.

Der fortgesetzte Genuss der freyen Luft (denn wenn sie noch so ermattet in den Garten ging, kehrte sie doch immer weit gestärkter zurück) das ununterbrochene Einreiben des flüchtigen Salmiakspiritus mit der Cantharidentinctur in die ganze Brust, die immer erneuerten Vesicatoria am Arm, und die wiederholten Sinapismen an Füssen, wirkten nebst den reichlichen Fortgebrauch jener innerlichen Mittel so angemessen, dass der Husten und Auswurf abnahm, und letzterer sich wieder in weisslichen Schleim umänderte, und nur selten dazwischen noch einige Eiterportionen erschienen; dass das Athmen verbessert wurde und insbesondre das Einathmen leichter und tiefer geschehen konnte, der Schlaf sich erquickend einfand und weder durch vielen Husten, noch durch alltäglichen und starken Schweiss unterbrochen wurde; dass sich der Puls erhob, die Sprache kraftvoller und mit mehr Resonnanz sich zeigte, die körperlichen Kräfte nicht nur

nach ihrem äufsern Anfchein, fondern auch nach ihrem Gefühl wuchfen: kurz, dafs sie mir mit einer unbefchreiblichen Heiterkeit versicherte, »dafs sie nun wahrhafte Besserung verfpüre.« Wenn alfo nach der jetzigen gründlichen Heilung der entleerten Vomica der Huften allmählig immer mehr nachliefs, und sich nicht wieder neue erzeugten; fo ftand allerdings radicale Besserung zu erwarten. Zur Erreichung diefes wichtigen Endzwecks liefs ich mit China verfetzt obigen Trank ferner, anftatt alles andern früh zuerft einige Gläfer Pyrmonter Wasser, dann ftärkende Chokolade, und alle übrige Mittel in fteigender Dosi fortbrauchen, fo dafs ℈j von dem *Phellandrio aquatico* zwey bis dreymahl täglich mit genommen wurden. Hierdurch war sie bald der vollkommenen Besserung fo nahe gebracht, dafs ich das unbefchreibliche Vergnügen hatte, den 2. Junius zum erftenmal wieder einen höchft erfreulichen Brief von ihr felbft zu erhalten, der voll der innigften dankbarften Gefühle war, und fo wie ein nachfolgender vom 9ten ejusdem die fortdaurende Besserung zu erkennen gab. Da das dazwifchen sich eingefundene Fröfteln blofs Folge einiger Diätsfehler war, die bey der fteigenden Efsluft auch leichter möglich wurden, der Huften und Schweifs aber immer mehr abnahmen, der Auswurf überhaupt weniger und nicht mehr fo dick, die Bruft freyer und das Einathmen, fo wie das längere Anhalten des Athems weniger mühevoll war, die Kräfte auch fo zugenommen hatten, dafs sie allein den ganzen Garten durchgehen konnte, fo waren die oben geäufserten Hofnungen um defto gerechter. Nichts deftoweniger rieth ich die ftrenge Fort-

setzung des Wasserfenchels, der China, des Weins und des besten braunen Biers, nebst der Dampfeinathmung mit verstärktem Myrrhenzusatz. In diesem günstigen Zustande brachte sie einige Wochen zu, während welcher letzten Tage theils des früh entstehenden stärkern Hustens, theils der eingetretenen üblen Witterung, theils des Mangels des Pyrmonter Wassers wegen, dieses mit einigen Tassen Weinmolken vertauscht wurde. Zeithero blieb sich der wenige Husten, meistens mit weisslichem Auswurf gleich; nur gegen das Ende dieses Monats ging er, ohne mir bewusst vorhergegangene Ursachen, in dickgelben, wieder mit Geruch verbundenen über, wobey auch der Reiz zum Husten öfterer, besonders bey vielem Sprechen oder Zugwind vermehrt sich einstellte. Demohngeachtet aber blieb sie im Ganzen genommen immer noch kraftvoll; die Esslust, der Stuhlgang, der Schlaf, ihr munteres Auge bewiesen mir dies gleichfalls, als ich sie am 28sten und sie mich selbst ganz unerwartet den 30sten Junius darauf besuchte, worüber ich aber des nasskalten Tages wegen sehr erschrak und nichts Gutes ahndete. Als ich sie nach mehreren Tagen wieder sah, erschrak ich über das plötzliche Magerwerden, so wie über den zunehmenden Husten mit dickem Eiterauswurf. Alle oben mehrmals erwähnte Mittel wurden nun mit doppelter Sorgfalt vermehrt zu nehmen angerathen. Eine während der grossen Hitze den 8ten und 9ten July durch eine kleine Unvorsichtigkeit erlittene Erkältung verschlimmerte alles, auch den Auswurf. Ein heftiger Schmerz der ganzen linken Brust kehrte zurück, hatte das stärkste Zehrfieber, den Mangel des Appetits zum Essen, mehr Schweiss und Stockhusten

im Gefolge, und drohte der kräftigsten Gegenmittel ohngeachtet die schnellste Consumtion herbeyzuführen. Das *Sulphur auratum ant.* mit *Camphoratis*, der *Spiritus Mindereri* mit dem *Decocto Lichenis islandici* und dem *Cortice* wurden zwar so wie Selterwasser mit Milch und Vesicatoria auf die Brust reichlich angewandt, allein der Brustschmerz, die Stockungen, die grosse Erschöpfung, die Schwere des Heraufhustens nahmen täglich zu und wurden noch mit einem peinlichen Schmerz in der *Regione epigastrica* vermehrt, so dass sie endlich den 22sten July Mittags unter einigen Zuckungen verschied. Dem Wunsch des Gatten und der Anverwandten gemäss nahm ich diesen Abend noch die Section vor, als ein untrügliches Beweismittel für die rechte Indication des Arztes; als Beruhigung für ihn selbst, so wie für die Angehörigen, wenn sich unmöglich zu entfernende Hindernisse entdecken lassen; und endlich als allgemein wichtiges Belehrungsmittel für alle Menschen; besonders für praktische Aerzte, wozu der vorliegende Fall ohnstreitig ganz geeignet ist.

Der ganz abgezehrte Körper zeigte hier und da einige gelbbläuliche Flecken, so wie die linke Seite des Thoracis etwas flach zusammengedrücktes. Nach allen vorausgehenden Symptomen sagte ich der Verstorbenen und den Anverwandten und Gatten nicht nur während der Krankheit oft den dort fixirten Sitz des Uebels voraus, sondern erklärte auch der Erfahrung und Theorie gemäss, noch vor dem Anfang der Eröfnung, dass dort die alleinige Quelle des Uebels sichtbar werden würde. In dem Unterleib fand ich nachstehendes Widernatürliche:

Das Netz war ganz verzehrt, die Leber von mittlerer Gröſse, hier und da mit einigen kleinen weiſslichen Verhärtungen durchwebt; der aus ſeiner Lage mehr ins *Hypochondrium dextrum* herübergedrängte Magen war in ſeiner linken und obern Hälfte gehörig ausgedehnt, hingegen der rechte Theil gegen den *Pylorum* zu, zuſammengeſchnürt, wulſtig, auch der *Oeſophagus* war mehr gegen die rechte Seite gepreſst und verengert, die Milz auſserordentlich klein, das *Colon transverſum* ſtark aufgetrieben und etwas entzündet, alles übrige aber in gutem Zuſtande. In dem linken Hypochondrio zeigte sich das Zwergfell prall geſpannt, tief herabgedrückt, ſo daſs jene Dislocation des Magens hieraus leicht erklärt werden konnte, und der Rückſchluſs auf die Erſcheinungen in der linken Bruſthöhle nicht mehr zweifelhaft wurden. Ich hatte kaum die Rippen derſelben durchſchnitten, als ſchon ein gelbgrauer Ichor mit dem heftigſten Geſtank hervorquoll. Nun öffnete ich den *Thorax* auf der linken Seite ganz, und es zeigte sich zum ſchreckhaften Erſtaunen aller Umſtehenden, daſs die ganze Höhle voll von einer graugelblichten oben dünnern und gegen unten immer dicker werdenden eiterichten Masse war. Unter dem frappanteſten Geruch ſchöpfte ich 6, ſage ſechs volle Maaſs oder reichlich zwölf Pfund Jauche und dicken endlich käsigt gelben Eiters heraus; und als ich auf den Grund oder die hintere Seite der Rippen kam, bemerkte ich auch nicht die geringſte Spur von einer Lunge, nicht einmahl die Stelle, wo sie je angeſessen haben konnte; vielmehr entdeckte ich ſogar die *asperam arteriam* mehr als 4 Zoll herauf *nicht* ſowohl zerfressen als vollkommen de-

ſtruirt, ja ſogar die Oefnung in der *Pleura* rund herum angegriffen, ſo wie mehr als 30 Stellen an der ganzen Auskleidung der Bruſt von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll in der Peripherie, wie mit einer dicken Rinde von Eiter überlegt. Der Herzbeutel war mit dem *Mediaſtino* weit in die rechte Bruſthöhle herübergedrückt, das Pericardium mit ungewöhnlich vielem Liquore von beynahe 5 Unzen angefüllt, das Herz ſelbſt aber geſund, ſo wie der gröſste Theil der rechten Lunge, die nur hier und da kleine Stigmata von Verhärtungen und an dem untern Rand eine geringe Portion coagulirt verdorbener Lymphe erblicken lieſs. Bey einer ſo enormen, vielleicht beyſpielloſen Verzehrung der ganzen linken Lunge und ihrer Kanäle, wie ich sie bey ſo vielen Leichenöfnungen nie ſah, auch nie beſchrieben fand; bey einer ſo auſserordentlichen Menge von Jauche und heftig ſtinkendem Eiter, wie vielleicht noch von keinem Anatomiker bemerkt worden iſt, war alſo die Verlängerung des Lebens der Patientin durch faſt 4 Monate ein Wunder, und nur als eine erzwungene Folge des Wein- und Arzneygenusses zu betrachten. Es iſt mir unglaublich, wie es dieſs zuverläſsig auch jedem denkenden Arzt ſeyn wird, daſs die totale Deſtruction dieſes edelſten Theils der Eingeweide, ſchon in dem Zeitraum von 16 bis 17 Wochen erfolgen — und ſich in den Zwiſchenzeiten ſo auffallend günſtige ziemlich lange Zwiſchenräume einfinden konnten! Deswegen glaube ich befiehlt Theorie mit Analogie und Erfahrung den Anfang dazu weiter vorwärts zu ſetzen, ohngeachtet einige Wochen voraus eine gute Geſundheit zu gehen ſchien. Ob nicht ein, wie ich jetzt erſt erfahre, beynahe zwey

und einen halben Monat vorher statt gehabtes ungewohntes, durch mehrere Stunden fortgesetztes Tanzen dazu die prädisponirende Ursache gegeben, und die Verschlimmerung durch den Absatz des rheumatischen Stoffes und des dazu gekommenen Catharrs bewirkt habe, wäre hiebey, meines Erachtens, die wichtige höchst wahrscheinlich zu bejahende Frage?

Bey so hoher totaler Verderbniſs der Lunge, oder nur bey sehr fest sitzenden Fehlern derselben, giebt es also bis jetzt kein Mittel zur Herstellung der Patienten, nicht einmal das so sehr gepriesene, und mir in leichtern Anfällen so wesentliche Dienste geleistet habende *Semen phellandrii aquatici*, eben so wenig wie die so hoch erhobene Anwendung der Dämpfe, die, von der zweckmäſsigsten Art, von keinem Patienten je wohl regelmäſsiger gebraucht worden sind.

Möchten doch *Beddoes* angerühmte Verfahrungsarten mehr und gründlicher bestätigt, und redlicher und gewissenhafter öffentlich dargelegt werden! Möchten doch alle praktische Aerzte eines viel umfassenden Wirkungkreises mehrere Versuche damit, und überhaupt bessere Behandlungsarten der Schwindsüchtigen und Auszehrenden überhaupt und der Lungensüchtigen insbesondere bekannt machen, damit wir nicht vergebens so manchen Leidenden nur fristen dürften! —. Und damit uns, bis jetzt wenigstens, immer nur das traurige Resultat für die Zukunft bliebe: »daſs alle an eigentlichen bedeutenden Lungenbeschwerden Leidende ohne Ausnahme verloren sind.« —

J.

IX.

Kurze Nachrichten und medizinische Neuigkeiten.

Naphtha Aceti martialis, oder *Tinctura Ferri acetici-aetherea Klaprothi.*

Es ist bekannt, von welcher grossen Wirkung die *Naphtha Vitrioli martialis* oder die sogenannte *Bestuscheffsche* Nerventinctur ist. Um so angenehmer ist mirs, hier eine Essignaphta der Art mittheilen zu können, die eine Erfindung unsers verdienstvollen Herrn Ober-Medizinalrath *Klaproth* und hier in Berlin schon allgemein im Gebrauch ist. Sie scheint das feinste, leicht verdaulichste und flüchtigste Eisenpräparat zu seyn, was wir bis jetzt haben, und in dieser Hinsicht die *Naphta Vitrioli martialis* noch zu übertreffen. Wenigstens vertragen sie selbst solche schwächliche und empfindliche Kranke, die sonst durchaus kein anderes Eisenpräparat vertragen, und sie hat mir schon in den hartnäckigsten Magen- und Nervenkrankheiten die trefflichste Wirkung geleistet. Die Dosis ist 10 bis 40 Tropfen drey- auch viermal des Tags, am besten in Wein.

Reine Eisenfeile wird in einem geräumigen Kolben mit reiner Salzsäure aufgelöset; nach vollbrachter Auflösung wird reine Salpetersäure in kleinen Portionen hinzugesetzt, so lange bis davon über der Wärme weiter keine, mit Auf-

brausen begleitete Erzeugung von nitrösem Gas erfolgt, und das Eisen vollständig oxydirt ist.

Die Auflösung wird hierauf mit Wasser verdünnt und mit ätzender Kali- oder Natronlauge gefällt.

Nach geschehener vollständigen Anfüssung des Niederschlags läfst man diesen an der Luft so weit abtrocknen, dass er noch als eine etwas feuchte, aber das Druckpapier nicht mehr nässende, bröckliche Masse erscheint.

In diesem Zustande wird der Eisenniederschlag in einem bedeckten Zuckerglase, portionenweise in *Acidum aceticum* getragen, und darin mit einem gläsernen Stabe öfters umgerührt. Nach erfolgter Auflösung wird eine neue Portion hineingetragen, und damit so lange fortgefahren, als sich noch etwas auflösen will.

Neun Unzen dieser concentrirten dunkelbraunen Auflösung werden nun mit einer Mischung aus Einer Unze *Aether aceticus* und zwey Unzen *Spir. Vini alcoholisatus* versetzt und unter obiger Benennung verwahrt.

Herrn Assessor Flittners Bereitung dieser Naphtha.

Eine Unze *getrocknetes schwefelsaures Eisen* oder sogenannten bis zur Weisse kalzinirten Eisenvitriol und anderthalb Unzen *essigsaures Kali* (*Terra foliata Tartari*) werden in einem steinernen Mörser wohl zerrieben und so

genau, als es sich thun läſst, mit einander vermiſcht. Das Gemiſch, welches anfangs feucht wird, ſetzt man nun einige Tage, oder ſo lange, bis daſs es wieder vollkommen trocken geworden iſt, dem Zutritt der Luft aus, löſst das in demſelben entſtandene essigſaure Eiſen in einer Miſchung aus 6 Unzen deſtillirten Wassers und des beſten Weinalkohols durch Reiben ohne angebrachte Wärme auf, und ſcheidet die Auflöſung vom Rückſtande durch ein Filtrum.

Der filtrirten Flüssigkeit ſetzt man 6 Drachmen *Aether aceticus* und 3 Drachmen *Acidum aceticum* zu, und laugt das Filtrum mit einer Miſchung aus zwey Theilen deſtillirten Wassers und einem Theil Weinalkohol ſo lange aus, bis daſs das ganze Gewicht der filtrirten Flüssigkeit (*Acid. acetic.* und *Aether aceticus* mit inbegriffen) 9 Unzen beträgt, die in wohl verſchloſsenen Gefäſsen aufbewahrt werden muſs.

d. H.

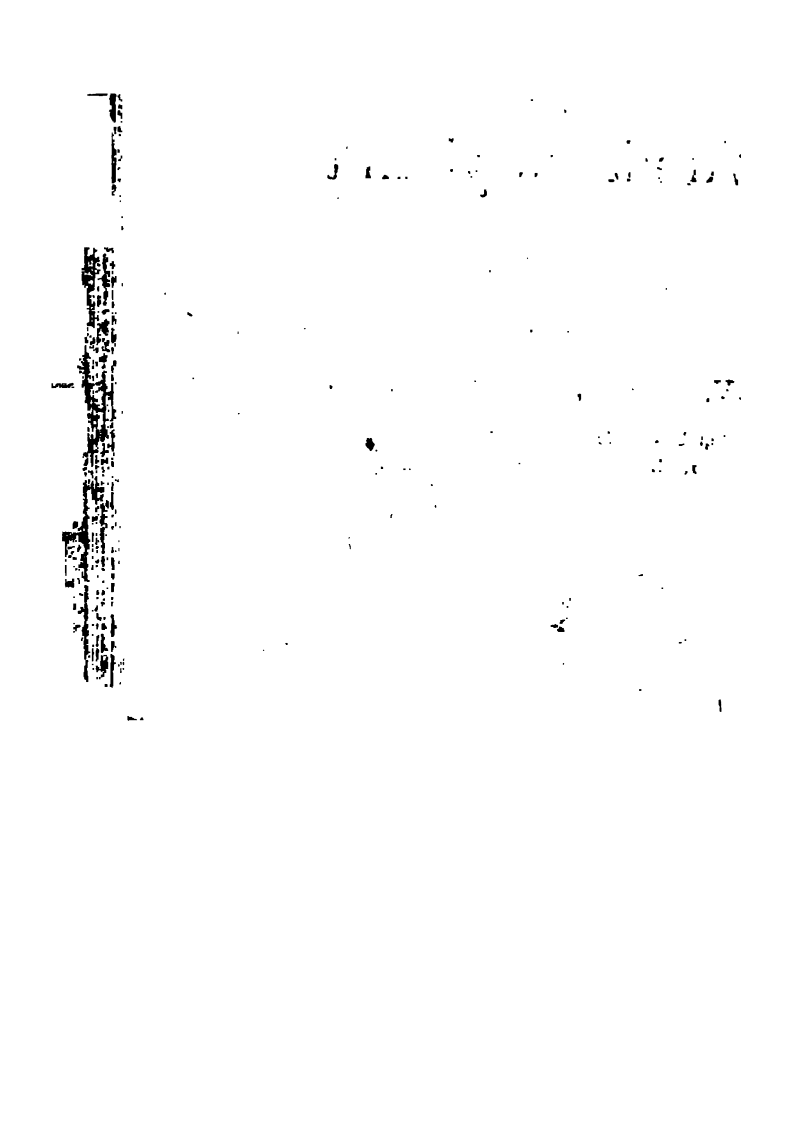
Inhalt.

I.

önigl. Preuſs. *Ober-Colle-*
t Sanitatis an alle *Colle-*
t Sanitatis, die Impfungs-
Kuhpocken betreffend.

aden *Friedrich Wilhelm,*
Preuſsen etc. etc. etc.

m In- und Auslande mit der
Kuhpocken Verſuche gemacht,
ider dieſe aus England dem
igekommene Erfindung ge-
1, hat Unſer Medicinal-De-
dachter Angelegenheit denje-
nommen, welchen sie wegen
t in landespolizeylicher und
isicht verdient. Es iſt nicht
, wenn die Kuhpocken ohne
he Folgen vor den menſchli-
ten, sie mehr als alle auf lau-
nſchen beruhende Vertilgungs-



I.

Circulare des Königl. Preuſs. *Ober-Collegii Medici et Sanitatis* an alle *Collegia Medica et Sanitatis*, die Impfungsverſuche mit Kuhpocken betreffend.

Von Gottes Gnaden *Friedrich Wilhelm*, König von Preuſsen etc. etc. etc.

Während daſs im In- und Auslande mit der Einimpfung der Kuhpocken Verſuche gemacht, und für und wider dieſe aus England dem feſten Lande zugekommene Erfindung geſchrieben worden, hat Unſer Medicinal-Departement an gedachter Angelegenheit denjenigen Antheil genommen, welchen sie wegen ihrer Wichtigkeit in landespolizeylicher und medizinifcher Hinsicht verdient. Es iſt nicht zu leugnen, daſs, wenn die Kuhpocken ohne andere gefährliche Folgen vor den menſchlichen sichern ſollten, sie mehr als alle auf lauter frommen Wünſchen beruhende Vertilgungs-

mittel der natürlichen Pocken zum Zweck führen, und ein Uebel aufheben würden, welches noch täglich mit Verwüſtung droht. Es iſt ferner nicht zu beſtreiten, daſs viele in der Folge der Zeit bewährt erkannte Heilmittel, zum Exempel die China und das Antimonium, vielen Widerſpruch fanden, und eben ſo bekannt iſt es, daſs die Einimpfung der menſchlichen Pocken, welche jetzt der Staat mit Prämien belohnt, anfangs kein besseres Schickſal hatte.

Gleichwohl findet sich Unſer Medicinal-Departement bis jetzt auf keine Weiſe veranlaſst, dieſer oder jener Meinung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Einimpfens der Kuhpocken einen entſchiedenen Vorzug zu geben. Nur einer unpartheyiſch geprüften Erfahrung mehrerer Jahre iſt dieſe Entſcheidung vorbehalten. Vorläufig hat daher Unſer Medicinal-Departement sich mit einer genauen Beobachtung und Sammlung der, hiesigen Orts und in der Nähe ſtatt gehabten, Impfungsverſuche beruhigen müssen, um daraus, und aus den nächſten Folgen zu beurtheilen, ob und in wie fern Verſuche dieſer Art, ohne anſchauliche Gefahr für Unſere Lande, zu dulden ſeyn möchten. Ob nun gleich das Reſultat dieſer bisherigen Verſuche dem Sicherungszweck vor der Anſteckung

durch menſchliche Blattern günſtig ausgefallen iſt, auch noch zur Zeit keine bedenklichen Folgen der Kuhpockeneinimpfung wahrgenommen worden; ſo finden Wir doch aus Landesväterlicher Fürſorge für das Wohl Unſerer getreuen Unterthanen nöthig, gewisse Grundſätze vorzuſchreiben, welche geſchickt sind, die Erfahrungen zu berichtigen und dem Enthusiasmus der Medicinalperſonen, welche sich mit der Impfung beſchäftigen, gehörige Gränzen zu ſetzen.

Dem zuſolge ſoll:

1) Niemand, als ein approbirter praktiſcher Arzt, wohin auch die Regimentschirurgen gehören, sich mit der Einimpfung der Kuhpocken in Unſern Staaten befassen.

2) Den approbirten Kreis- Land- und Stadtchirurgen wird dieſe Erlaubniſs nur unter der Leitung eines Arztes bewilligt.

3) Jeder Arzt, er mag die Impfung ſelbſt bewirkt oder sie nur dirigirt haben, iſt verbunden, über jeden Geimpften ein ordentliches Journal zu führen, darin alles, was die Krankheit directe oder indirecte betraf, beſonders die beobachteten Folgen der Impfung, auf ſeinen Amtseid, anzumerken, und einen pſlichtmäſsigen Extract daraus, mit namentlicher Anzeige des Geimpften, ſeines Karakters, Standes und

Aufenthalts, jährlich, und zwar zum erstenmale mit dem Ende des jetzigen Jahres, an das ihm vorgesetzte *Provinzial-Collegium Medicum et Sanitatis* einzusenden, indem Wir Unsere sämmtliche *Collegia Medica et Sanitatis* hiedurch anweisen, die Generaltabellen der mit Kuhpocken geimpften Personen nach dem beyliegenden Schema an Unser *Ober-Collegium Medicum et Sanitatis* jährlich einzuschicken.

4) Kein Arzt soll sich unterfangen die Hausväter der Familien, Vormünder, oder andere Vorgesetzte, *zudringlich aufzufordern*, ihre Kinder, Curanden oder Untergebene der gedachten Impfung zu unterwerfen, noch weniger dergleichen Anerbieten öffentlich bekannt zu machen, theils weil es für jetzt noch nicht möglich ist, die Folgen dieser Impfung mit Gewissheit zu übersehen, theils weil überhaupt jeder Arzt bey solchen Versuchen äusserst behutsam zu Werke gehen muss, für deren Wirkung er selbst auf keine Weise Bürgschaft leisten kann. Dagegen empfehlen Wir den Aerzten, wenn natürliche Pocken an einem Ort sich zeigen, die Einimpfung dieser, und wenn sie durch wichtige Umstände bedenklich werden sollte, auch allenfalls die Einimpfung der Kuhpocken,

wenigſtens als temporelles Rettungsmittel gegen bösartige Pocken, nicht zu verſäumen, ſondern durch Empfehlung zu befördern, da auch epidemiſche anfänglich gutartige Pocken in der Folge bösartig zu werden pflegen, durch die überwiegend gröſsere Gefahr der bösartigen Pocken aber alle andere Bedenklichkeiten aufgehoben werden. Dabey bleibt es der Gewissenhaftigkeit und Klugheit jedes Arztes anheim geſtellt, bey einer ſolchen Empfehlung dieſer noch nicht völlig entſchiedenen Sache eben ſo vorsichtig, als bey den Verſuchen ſelbſt zu Werke zu gehen, jedem, der sich dazu entſchlieſsen will, ſowohl die Gründe dafür, als die noch nicht völlig ausgemachten Punkte vorzulegen, es ſeiner individuellen Entſcheidung zu überlassen, und beſonders die Nachimpfung mit Menſchenpocken zu empfehlen.

5) Hat die Erfahrung gelehrt, daſs bey den mit Kuhpocken geimpften Menſchen, zwiſchen den ächten und unächten Kuhpocken ein groſser Unterſchied obwaltet, und daſs letztere vor der Anſteckung der menſchlichen Blattern nicht sichern. Die ächten Kuhpocken, wiewohl ihnen bis jetzt eine fortdauernde Sicherungseigen-

ſchaft auch noch nicht abſolute beygemeſſen werden kann, entſtehen urſprünglich an dem Euter friſchmilchigter Kühe, sie ſehen bleyfarbig aus, sind am Euter mit einer roſenartigen tiefen Entzündung verbunden, und enthalten eine wasserhelle durchsichtige Lymphe; nur dieſe iſt zur Einimpfung geſchickt; dagegen erzeuget die in Eiter übergegangene trübe und undurchsichtig gewordene Lymphe die falſchen Kuhpocken. Wir machen es den impfenden Aerzten zur Pflicht, sich bey der Einimpfung der ächten Kuhpocken zu bedienen, und warnen sie gleichfalls, mit keiner Kuhpockenlymphe ſolcher Menſchen zu impfen, welche die menſchlichen oder die Kuhpocken ſchon einmal gehabt haben, oder wo die Krankheit in ihren localen Erſcheinungen nicht den gehörigen Verlauf gehalten hat; auch nicht mit ſolcher von Menſchen genommenen ächten Kuhpockenlymphe, welche ihre Durchsichtigkeit ſchon vor dem Aufnehmen verloren hatte, oder welche in der Hitze getrocknet, oder faul, oder zu alt (über vier Wochen) geworden iſt, weil die Erfahrung bewieſen hat, daſs dergleichen Lymphen vor den Menſchenblattern nicht sichern.

Indem Unser Medicinal-Departement sich überzeugt hält, daſs auf dieſe Weiſe zur richtigen Beurtheilung und Entſcheidung der Frage:

ob die Kuhpocken ohne gefährliche Folgen vor den menſchlichen Blattern Sicherheit gewähren?

ein wichtiger Schritt geſchiehet; ſo behält sich dasselbe vor, das Publicum zu ſeiner Zeit von den Beobachtungen und Erfahrungen zu unterrichten, welche hiernach zu dessen Kenntniſs gelangen werden. Gegeben Berlin, den 11. Julii 1801.

Auf *Seiner Königlichen Majeſtät* Allergnädigſten Special-Befehl.

Graf von der Schulenburg.

Nachricht
von den mit der Einimpfung der Kuhpocken gemachten Versuchen.

Nahmen des Arztes.	Anzeige der bey der Inoculation angewandten Methode.	Totalsumme der Geimpften.	Erfolg der Kuhpockeneinimpfung im Allgemeinen, nebst Bemerkung, ob, und wie viel Geimpfte im Verlauf der Kuhpockenkrankheit, oder kurz nachher, und unter welchen Umständen sie gestorben sind; oder an Krankheiten, welche Folgen der Kuhblattern seyn könnten, gelitten haben	Bestimmte Anzeige, ob und wie viel mit Kuhpocken behaftet Gewesene nachher mit natürlichem Pockeneiter geimpft worden, oder einer nahen Ansteckung durch natürliche Blattern ausgesetzt gewesen sind; und ob, und wie viel derselben die gewöhnliche Pocken hierauf bekommen haben.

II.

Etwas über die Unfruchtbarkeit der Ehen, von *Moriz Gerhard Thilenius.*

Kinderlosen Ehen mangelt fast immer vollkommene Zufriedenheit, bey allen übrigen Glücksgütern die Seele wahrer häuslicher Wonne, vorzüglich da, wo auf eigenthümliche Leibeserben Vieles ankommt. Nicht selten wird die Hülfe des Arztes angerufen, und traurig ist es, einem sonst glücklichen Paare die Hoffnung absprechen zu müssen; aber auch äusserst belohnendes Vergnügen ist es, so heisse Wünsche befriedigen zu können.

Von den Ursachen der Unfruchtbarkeit fällt die gröſste Zahl auf das weibliche Geschlecht, weil im zusammengesetzteren Baue seiner Zeugungstheile mehr angebohrne und zufällige organische Fehler Statt finden, die das mannigfaltigere Geschäft: Empfängniss, Bildung, Geburt eines Kindes erschweren, oder gar unmöglich machen.

Außer gewissen zu einander passenden physischen Verhältnissen der Geschlechtstheile, ist zum fruchtbringenden Beyschlafe zusammentreffendes höchstes Gefühl von Liebesbrunst, von Entzücken beyder Theile im nämlichen Moment, unbedingte Nothwendigkeit. In eben dem Augenblicke, da der männliche Saame ausgespritzt wird, muss der Gebärmuttermund sich öfnen, um ihn, oder einen Theil desselben aufzufangen; müssen die angestraften Muttertrompeten mit ihren Säumen die Eyerstöcke umfasst haben; müssen Gebärmutter und Trompeten in einer ansaugend oscillatorischen Bewegung seyn, um den Saamen zum Eye zu führen. Gewiss auch nur durch den specifiken Reiz des männlichen Saamens erreicht die Erregung der weiblichen Geburtstheile den allerhöchsten Grad, und nur in diesem wird ein Bläschen im Eyerstocke zersprengt, ein Ovulum losgepresst.

Tausendmal kann ein Weib unterm Begatten in wollüstiges Entzücken gerathen, zum wollüstigen Schleimerguss kommen, es lösst sich aber kein Ey, es erfolgt keine Schwängerung, wenn nicht im nämlichen Nu der männliche Saame in die Gebärmutter gelangt. Wäre dies nicht der Fall, wie bald würde manches hitzige Frauenzimmer fürs Zeugungsvermögen erschöpft an Eyern seyn.

Hat der männliche Saame seine gehörige belebende Kraft, dann ist zur Befruchtung sicher auch nur ein einziger Concubitus der Art nöthig.

Dies vorausgesetzt, wende ich mich zu den mir bekannten, das Kindererzeugen hindernden organischen Fehlern, physischen und moralischen Krankheiten.

Fehlende Klitoris.

Einer robusten Frau, mit einem ungewöhnlich erhabenen Schaamberge, sind die Nymphen mit einer ausserordentlich starken Wulst vereiniget, und kein deutlicher Kizler, kein hervorstechendes Gefühl darin zu bemerken. Sie liebt ihren Mann, der Beyschlaf aber ist ihr ganz gleichgültig und fruchtlos.

Zu grosser Kizler.

Ob ein zu grosser Kizler, nach Versicherung mehrerer Aerzte, die Ursache der Sterilität seyn könne, das kann ich nicht glauben. Eigene Erfahrung mangelt mir.

Zu grosse Nymphen.

Zu grosse Nymphen hindern weder den Beyschlaf noch die Befruchtung, das weiss ich von etlichen. Ein bald gelernter Griff bringt sie leicht zur Seite.

Verwachsung der Geschlechtstheile.

Völlige Verwachsung der grossen Schaam-

lefzen, völlige Verschliessung der Mutterscheide durch die gemeinen Hautdecken, wird gewöhnlich gleich bey Kindern wahrgenommen, durch die Operation glücklich gehoben, erfordert aber Vorsicht, damit die Richtung der Scheide nicht verfehlt wird.

Zu grosses Schaamlefzenband.

Bey einer jungen Frau waren die Schaamlefzen von unten herauf so sehr zusammengewachsen, das Lippenband so gross, dass das Einbringen des männlichen Gliedes beschwerlich, der Act ihr schmerzhaft war. Eine kleine Incision hob in sechs Tagen das Ungemach.

Starkes Hymen.

Versperrung der Scheide durch ein zu grosses derbes Hymen fordert den Schnitt. In einem neueren Falle war es gegen $\frac{1}{4}$ Zoll dick, verschloss die Scheide so, dass der Liebhaber nicht durchdringen konnte. Etwas unter der Harnröhrenöffnung hatten sich die *Menstrua* im sechszehnten Jahre, nach allerhand Beschwerden, einen linsengrossen Weg gebahnt.

Sperrung der Scheide.

Der Scheidenkanal kann aber auch durch eine widernatürliche Haut höher hin versperrt, oder nach Entzündung, Geschwüren, andern gewaltsamen Verletzungen verwachsen seyn.

Bey einem 22jährigen Mädchen, welches von dem noch nie geflossenen Monatlichen vieles Ungemach ausgestanden, mancherley vergebens gebraucht hatte, fand ich in der Tiefe der Scheide, nahe vor der Mutter eine feste, ausgedehnte, elastische Wand, die zwar die Begattung nicht gehindert, aber wenn sie ihre Existenz gegen die Mannskraft behauptet, dieselbe fruchtlos gemacht hätte. Mit dem Perforator bahnte ich mir den Weg sie zu trennen. Es flossen bis in den dritten Tag gewiss 3 Pfund theerartiges schwarzes Blut aus, den ersten Tag ohne, die beyden folgenden, durch zugetretene freye Luft, mit fauligem Geruche.

Verwachsene Scheide.

Nach einer abscheulichen Entbindung mit scharfen Haaken von einem schlechten Chirurgus in H... an einer Erstgebährenden verrichtet, war die Scheide so verwachsen, dass, nach schwer erfolgter Genesung, der Mann nicht Zoll tief gelangen konnte; so stark vernarbt und zusammengeschnürt, dass ich die Operation nur als misslich anrathen konnte, auch nicht weiss, ob sie vollführt ist.

Mit bekannter Geschicklichkeit öfnete H. H. *Richter* eine durch Blatterngeschwüre in ihrer Mitte verwachsene vernarbte Mutterscheide.

Zu lange Mutterscheide.

Eine zu lange Mutterscheide in Vergleichung des zu kurzen Penis kann zwar die Schwängerung erschweren, macht sie aber nicht unmöglich. Tiefer Eindruck bey der Umarmung von Manns-, hebender Andrang von Weibesseite, mit ächter Schnellkraft hinschiefsender Saame ersetzt den Mangel des Verhältnisses der Zeugungstheile.

Zu kurze Mutterscheide.

Eine zu kurze Scheide, sey sie es an sich, oder durch gesenkte Gebärmutter, fordert *Thedens* Rath, dafs der Mann durch Uebung lernt, im Werden des Saamenergusses sich in nöthiger Distanz zurückzuziehen. In mehreren Fallen, man mufs nur mathematische Anweisung geben, bewährte er sich.

Zu weite Scheide.

Eine durch onanitische Spiele, mit Instrumenten von Helfenbein u. s. w., wozu die erfinderische Unzucht ihre Zuflucht an einigen Orten nimmt, weit gemachte Scheide, verliert endlich ihre von der Natur weislich gegebenen Runzeln, ihr zusammenziehendes Vermögen, wird glatt, schlaff, unempfindlich für höchst angenehme Vollgefühl im Beyschlafe, giebt der Ruthe nicht die gehörige Richtung zum Muttermunde, und solche verdorbe[illegible]

Mädchens geben selten gute Mütter. Eingebrachte adstringirende Mittel helfen wohl den dummen Liebhaber betrügen, aber nicht zum Ersatze des schändlichen Verlustes.

Zu enge Scheide.

Eine zu enge Mutterscheide, manchmal der Fall bey sehr hageren, schmal gebauten Weibern macht die Begattung schmerzhaft, verhasst, fruchtlos. Nach mehreren Versuchen in neun Nächten konnte der stark begabte Mann noch nicht weiter, als mit der Eichel eindringen; Schmerz auf beyden Seiten hiess abzulassen. Ich liess Morgens und Abends einen Löffel voll Mandelöl einspritzen, ein 4 Zoll langes mit Oel bestrichenes, passendes, zum leichten Ausziehen mit einer Schleife versehenes Stück Pressschwamm einlegen. In der sechsten Nacht gerieth der erste Versuch schon ziemlich gut und in kurzer Zeit ging alles nach Wunsche; im 17ten Monate gebar das schlanke Weibchen etwas schwer, aber glücklich, das erstemal.

Speckgeschwülste, Callositäten.

Beträchtliche Speckgeschwülste, Callositäten in der Scheide machen wesentliche Hindernisse und sind wohl selten auszurotten.

Mangel der Gebärmutter.

Von Nichtexistenz einer Gebärmutter ha-

ben *Theden*, *Jördens* neuerlich Beyſpiele beſchrieben.

Mehrere unheilbare Fehler.

Fehlende Muttertrompeten, fehlende Eyerſtöcke, Callositäten, Scirrhositäten, Steatomata dieſer Theile; ganz verſchloſsener, verwachſener Kanal des Mutterhalſes, verwachſene Wände der Gebärmutter; zu groſse Dichtheit, Unnachgiebigkeit ihres Zellgewebes, welche das periſtaltiſche Vermögen raubt, den Saamen in die Trompeten zu bringen; — ungangbare Trompeten, Verhärtungen, Verwachſungen ihrer Säume gehören zu den verborgenen, aber auch ganz unüberwindlichen Fehlern.

Atonie der Gebärmutter.

Bloſse Atonie der Gebärmutter, ein häufig vorkommender Fall, wird am beſten durch *Sal martis*, China, Cascarille, Stahlbäder, ſtärkende Gürtel in rothem herben Wein gekocht, gehoben.

Verſchlieſsung des Muttermundes.

Eine die äuſsere oder innere Oefnung des Muttermundes verſchlieſsende Haut läſset sich mit Vorsicht durchbohren.

Schwieliger Muttermund.

Ein durch onanitiſche Maſchinen ſchwielig, knorpelartig gewordener, ſeiner Oſcillation beraubter Muttermund macht leicht unempfänglich.

Zu langer Mutterhals.

Ein zu langer, konischer, insgemein mit einer zu kleinen runden Oefnung versehener Mutterhals kann den Saamen nicht leicht auffangen, macht ihn vorbeygehen. — Ich kenne eine vortreffliche Dame, von der die Fortpflanzung des Hauses schon fünf Jahre sehnlichst erwartet wird, deren mit aufgeworfenen Lippen und kleiner zirkelrunder Oefnung versehener Mutterhals gewiss ¼ Zoll lang ist, unterm Beyschlafe oft schmerzt, blutet, heimliche Abneigung gegen das Liebeswerk macht. Mehr als zehn vor und nach mir consulirter Aerzte Rath war bisher umsonst, und scheints nur zu gewiss zu bleiben.

Fehlerhafte Muttermundlippen.

Bey einigen sterilen Weibern habe ich keine andre Ursach entdecken können, als dass die Lippen des Muttermundes zu dick aufgeworfen sind; bey einer, dass dessen obere Lippe weit über die untere hervorragt.

Schiefe Lage der Gebärmutter.

Schiefe Lage der Gebärmutter und folglich auch ihres Mundes macht im geringeren Grade das Eindringen des Saamens schwer, im höheren Grade unmöglich. Im geringen Grade ist es möglich, weil die im höchsten Begattungsreize angestraffte Mutter sich etwas

vordrängt, und in grade Richtung mit dem *Orificio virgae* kommen kann. — In einem einzigen Falle, wo der Muttermund gegen das Schoosbein mehr gerichtet war, half der Rath von hinten und zwar stehend, indem die Frau sich vorwärts gebeugt mit den Armen auf eine Kommode legte, zum Schwangerwerden.

Bey schiefer Stellung des Muttermundes nach hinten, nach den Seiten, hilft alles künstliche Benehmen des Mannes nichts.

Vorfälle der Scheide und Mutter.

Vorfälle der Mutterscheide, der Mutter selbst, hindern nur dann die Conception, wenn im Liegen die zurückgetretene Mutter eine schiefe Stellung annimmt. Meistentheils thut sie das, wenn die erschlaffte Scheide mit vorweicht. Hingegen geht sie gern wieder in ihre natürliche Lage zurück, wenn sie allein, gerade, den Mund voran, durch die Scheide vorsinkt, und kann empfangen. — Außer mehreren Beyspielen, zog sich kurz nach dem zweyten Wochenbette eine hiesige Frau einen solchen reinen Vorfall zu. Ein guter Kranz that seine Schuldigkeit. Der gebetenen Enthaltsamkeit müde, nahm sie durch bald erlerntes Manuel denselben weg, so oft sie den Mann zulassen wollte; und so hat sie noch vier Kinder gebohren. Durch gutes Verhalten,

längeres Liegen und angewandte stärkende Mittel im Wochenbette hat sich sogar der Vorfall merklich verringert. — Ein hübsches Mädchen fühlte unterm Heben eines schweren Kessels einen reissend, platzenden, flüchtigen Schmerz im Unterleibe. Nach einiger Zeit, besonders unter und gleich nach der Reinigung, trat der Mutterhals bis zwischen die Schaamlefzen vor. Nach erreichter unvollkommener Besserung durch ein Decoct von Eichenrinde mit Alaun und ein kleines passendes Kränzchen, heirathete sie und hat jetzt das vierte Kind gebohren.

Umgestülpte Mutter.

Bey einer Erstgebährenden wurde die fest sitzende Nachgeburt mit der Nabelschnur so stark angezogen, dass die Mutter ganz umgestülpt worden. Der gute Zeitpunkt sie in ihre natürliche Lage zurückzubringen war versäumt. Kein Kunstgriff gelang, so eng, so fest hatte der zusammengezogene Muttermund sie nun eingeklemmt. In den ersten paar Jahren litt sie viel an Blutflüssen, und gewiss folgten diese gleich auf einen Beyschlaf. Nach gerade füllten sich diese Blutverluste, die vorgekehrte innere Fläche ward fester, und so lebt sie nach 16 Jahren, und nach einem dreyjährigen Wittwenstande, in der zweyten Ehe noch

ganz vergnügt, aber natürlich immer unfruchtbar.

Gewächs an der Klitoris.

Ehe ich von den eigentlichen organischen Fehlern weiter gehe, will ich noch eines besondern Falles gedenken. Eine junge Frau hatte ein Kind gebohren. Nach einem Jahre, da der Bauer seine Frau wieder beschlafen wollte, empfand sie einen, und mit jeder Wiederholung erneuerten heftigen Schmerz, der Nachlassen gebot. Bey der Besichtigung fand ich einen hochrothen, dem Kamme eines kleinen Hahns ähnelnden, durchs Berühren höchst empfindlichen fleischigen Auswuchs auf der Vorhaut der Klitoris. Die Extirpation wurde beschlossen, und mit dem Messer gemacht. Jetzt ging das eheliche Werk gut; aber nach nicht völlig drey Monaten wuchs das Ding wieder hervor und die Begattung erweckte wieder unausstehlichen, Halt gebietenden Schmerz. Der Auswuchs wurde nochmals weggeschnitten, die Grundfläche mit Höllenstein bedupft; und so hat die Heilung noch Stand gehalten.

Fehlende Menstrua.

Daſs eine Weibsperson bey übrigens bestehender Gesundheit und richtiger Organisation, ohne noch einmal die Menstrua gehabt zu haben, schwanger werden könne, davon

habe ich zwey sichere Beyſpiele. Indessen hebt das den Canon nicht auf, daſs gar nicht menſtruirte ſchwer concipiren. Bey ſolchen übrigens geſunden, die das Monatliche noch wenig oder gar nicht gehabt hatten, fand ich faſt immer ein zu feines, enges Gefäſsſyſtem, zu dickes, glutinöſes, ſchwer circulirendes Blut, wozu sitzende Lebensart, zu weniges Trinken verdünnender Getränke, häufiger Genuſs der Mehlſpeiſen, fetter Sachen, ſtarken Kaffees den Grund gelegt hatten. Widernatürliche Trocknis der Zeugungstheile, verminderte Reizbarkeit derſelben, waren die Folgen, und wurden Urſachen der Sterilität.

Umgeänderte Lebensart, nothdürftiges Aderlassen am Fuſse; Kirſchlorbeerwasser, mehr Anfeuchtung durch nach gerade angewohntes häufigeres Trinken eines reinen Quellwassers, oder der Wasser zu Fachingen, Ems, Selters, Schwalheim, Ocarbe, Wildungen, Wernarz; laue einfache und Seifenbäder, vorzüglich der zu Ems, zu Schlangenbad; — und dann, wenn Vorgefühle zum Ausbruch des Monatlichen, oder kleine Merkmale davon ſelbſt sich einſtellten, Kirſchlorbeerwasser mit gleichen Theilen *Elix. aper. Clauderi*, nöthigenfalls auch wohl mit *Tinct. Melampodii* verſetzt, Dunſtbäder, Electrisiren der Muttertheile, Zuggläſer an die inwendigen Seiten

keit Theil daran. Bey jenen hört mit vollem Flusse der Schmerz gleich auf, bey diesen dauert er länger. Opium, und etlichemal statt dessen *Tinctura Stramonii*, mit Thee von *Millefolium* innerlich, auch beydes in Klystieren; Dunstbäder, oder warme Bähungen der Muttergegend; warme Einreibungen von Bilsenkraut-Oel und Opium helfen im Anfalle bald. Zur gründlichen Heilung leisteten mir mehrmals *Valeriana* und Kirschlorbeerwasser, *Extr. Millefolii* und laue Halbbäder, ganz vorzüglich Schlangenbad, Ems, Aachen die sicherste Hülfe. — Aber auch die von Herrn *Jördens* empfohlnen Mittel habe ich ein paarmal recht gut gefunden.

Krampf der Scheide.

Eine junge gut gebaute, mit starken Geschlechtstheilen wohlbegabte Dame hatte das besondere Ungemach, unter dem Beyschlafe, und wenn der Mann recht in Actum kam, von einem so heftig zuschnürenden krampfigen Schmerze in der Scheide befallen zu werden, daſs sie dadurch gezwungen sich zurückziehen muſste, und nicht ausdauern konnte. — Pillen aus *Valeriana*, *Asa foetida* innerlich; das Einbalsamiren der Mutterscheide mit warmen Mandelöle und *Laudanum liquidum* mittelst eines an ein Fischbein gebundenen Schwammes machten

dafs sie den Beyschlaf nicht nur bald ertragen konnte, sondern sogar liebte. Aber ohngeachtet kein organischer Fehler zu entdecken ist, bleibt sie unfruchtbar.

Abortus.

Abortiren in der ersten Schwangerschaft hat gar leicht mehrmaliges zur Folge; und ein solches Weib liefert entweder gar keine reife Frucht mehr, oder doch weniger als es hätte liefern können. Am öftern Empfangen fehlt es zwar nicht; aber die Gebärmutter dehnt sich nicht gern weiter aus, als sie es bis zum vorigen Austrieb des Embryos gethan hat, übt um den nämlichen Zeitpunkt gern wieder ihre active Kraft aus. Jede, auch die stärkste Frau, kann auf heftige körperliche Erschütterungen, selbst auf heftige Gemüthsbewegungen abortiren; aufserdem sind aber Vollblütige, sehr Empfindliche, Schlaffe, Hysterische und alle die ein weites Becken haben, diesem Schicksal am meisten unterworfen. Jene müssen durch kühlende, reizstillende Mittel, durch wiederholtes Aderlassen am Arme; diese durch besänftigende, krampfstillende, stärkende Mittel geschützt werden. Erst geschwängerte, flüchtige Weiber müssen sich vor allen heftigen Leibes- und Gemüthsbewegungen möglichst hüten; — und die einmal unzeitig ge-

keit Theil daran. Bey jenen hört mit vollem Flusse der Schmerz gleich auf, bey diesen dauert er länger. Opium, und etlichemal statt dessen *Tinctura Stramonii*, mit Thee von *Millefolium* innerlich, auch beydes in Klystieren; Dunstbäder, oder warme Bähungen der Muttergegend; warme Einreibungen von Bilsenkraut-Oel und Opium helfen im Anfalle bald. Zur gründlichen Heilung leisteten mir mehrmals *Valeriana* und Kirschlorbeerwasser, *Extr. Millefolii* und laue Halbbäder, ganz vorzüglich Schlangenbad, Ems, Aachen die sicherste Hülfe. — Aber auch die von Herrn *Jördens* empfohlnen Mittel habe ich ein paarmal recht gut gefunden.

Krampf der Scheide.

Eine junge gut gebaute, mit starken Geschlechtstheilen wohlbegabte Dame hatte das besondere Ungemach, unter dem Beyschlafe, und wenn der Mann recht in Actum kam, von einem so heftig zuschnürenden krampfigen Schmerze in der Scheide befallen zu werden, dafs sie dadurch gezwungen sich zurückziehen mufste, und nicht ausdauern konnte. — Pillen aus *Valeriana*, *Asa foetida* innerlich, das Einbalsamiren der Mutterscheide mit warmen Mandelöle und *Laudanum liquidum* mittelst eines an ein Fischbein gebundenen Schwamms machten,

daſs sie den Beyſchlaf nicht nur bald ertragen konnte, ſondern ſogar liebte. Aber ohngeachtet kein organiſcher Fehler zu entdecken iſt, bleibt ſie unfruchtbar.

Abortus.

Abortiren in der erſten Schwangerſchaft hat gar leicht mehrmaliges zur Folge; und ein ſolches Weib liefert entweder gar keine reife Frucht mehr, oder doch weniger als es hätte liefern können. Am öftern Empfangen fehlt es zwar nicht; aber die Gebärmutter dehnt sich nicht gern weiter aus, als sie es bis zum vorigen Austrieb des Embryos gethan hat, übt um den nämlichen Zeitpunkt gern wieder ihre active Kraft aus. Jede, auch die ſtärkſte Frau, kann auf heftige körperliche Erſchütterungen, ſelbſt auf heftige Gemüthsbewegungen abortiren; auſserdem sind aber Vollblütige, ſehr Empfindliche, Schlaffe, Hyſteriſche und alle die ein weites Becken haben, dieſem Schickſal am meiſten unterworfen. Jene müſſen durch kühlende, reizſtillende Mittel, durch wiederholtes Aderlassen am Arme; dieſe durch beſänftigende, krampfſtillende, ſtärkende Mittel geſchützt werden. Erſt geſchwängerte, flüchtige Weiber müssen sich vor allen heftigen Leibes- und Gemüthsbewegungen möglichſt hüten; — und die einmal unzeitig ge-

bohren haben, müssen außerdem den Beyschlaf und neue Schwängerung bis zum sechsten Monat hin vermeiden, indessen den geschwächten Theilen Ton zu geben suchen.

Bleichsucht.

Bleichsüchtige sind untüchtig zum Mutterwerden, weil ihre *Solida* schwach, schlaff, ihre *Humida* abgeartet sind. Insgemein konnte deswegen die monatliche Reinigung noch nie fließen, oder sie hört doch auf in diesem Zustande. Zur ersten nothwendigen Kurperiode, die Eingeweide von Verschleimung zu reinigen, dienen vorzüglich Bitterwasser; — oder Mittelsalze mit *Extr. Saponariae* in *Tinct. Rhei;* oder Pillen aus *Gummi ammoniaco, Rheo,* und dann zur zweyten Eisenarzneyen; Pyrmonter, Schwalbacher, Driburger, Eger, Hof Geismarsches Wasser vorzüglich, dabey Pillen aus *Fel Tauri insp. Extr. Absynthii, Gentianae, Rubiae tinctorum,* und nach Befinden *Russische* Pillen dazwischen; — nährende, gute Säfte gebende Fleischspeisen; Bourdeaux-, Burgunder-, Portwein; Bewegung in freyer Luft, Bergluft.

Weißer Fluß.

Weißer Fluß, der seine Quelle in der Gebärmutter selbst hat, verdirbt den Saamen, läßt ihn nicht in die Trompeten gelangen,

spült ihn mit sich wieder weg. Meine Behandlung des nicht venerischen habe ich im VIII. Bande dieses Journals angezeigt. Nicht selten aber ist er unter Damen in der grossen Welt venerischen Ursprungs und macht dann desto gewisser steril. Halb, nicht gründlich kurirte Venusbrüder inoculiren diese Gattung gar oft. Scharfer, bald mehr, bald minder eiterartiger, jauchiger, auch leicht übelriechender Ausfluss, oft ein kitzelnd reizendes, manchmal brennendes Gefühl im Inneren der Geburtstheile deuten darauf. Sublimat innerlich und in Injectionen; *Decoctum corticis Sassafras* bleiben nach meinen Erfahrungen die sichersten Hülfsmittel. — Und der Gemahl, der Liebhaber muss aber auch die Pönitenzschüle passiren.

Mutterkrebs.

Cancer uteri macht absolut unfruchtbar und war mir noch immer unbezwinglich.

Polypen.

Polypen lassen sich ausrotten. Aber von vier glücklich operirten unter 40 Jahren ist keine wieder schwanger worden; bey allen floss die Reinigung stark.

Wassersucht der Gebärmutter.

Wird in Wassersucht der Gebärmutter das Wasser blos durch krampfige Zuschnürung,

durch leimartige Verklebung des Muttermundes eingesperrt, dann nützen laue Halbbäder, während dessen ein offener Cylinder in die Scheide geschoben wird, damit das Badewasser bis zu ihm dringen kann; erweichende Einspritzungen, die lange in der Scheide zurückgehalten werden müssen, Brechmittel, Purganzen aus *Aloe*, *Scammon. Hellebor. nigr.* Ist dies Bemühen umsonst, oder verschliefst eine Haut den Ausgang, liegt das Wasser in einem *ex nisu formativo* eines geborstenen lymphatischen Gefäfses entstandenen Sacke, oder in einem falsch geschwängerten Eye; so bleibt ein langer, etwas gebogener, in einer mit einem Knopfe versehenen Röhre ganz versteckter Troikar das bequemste Instrument, das Wasser auszulassen. *China*, *Martialia*, Einspritzungen von rothem Wein müssen die Nachkur machen, um vor Recidiven möglichst zu schützen.

Was die Kunst nicht vermag, thut nach Beobachtungen manchmal ein heftiger Stofs oder Fall.

Hydatiden.

Von einem mit einem Wittwer das Bett theilenden 34jährigen Mädchen, welches ich vor 4 Jahren in der Kur hatte, gingen statt der monatlichen Reinigung alle 4, alle 8 Wochen unter nicht geringen Schmerzen, 2 bis

3 Tage durch viele Hydatiden in der Gröſse einer welſchen Nuſs, und oft röthlicher faul riechender Schleim ab. Ihr Liebhaber ſchloſs auf den Abgang von etlichen Hunderten, und wollte in vielen kleine lebende Würmer geſehen haben. In fünf Blaſen, die er mir in Waſſer aufbewahrt lieferte, fand ich eine grünliche klebrige Feuchtigkeit, aber keinen Wurm. Einmal kam das Mädchen, aber auſſer der Periode, ſelbſt zu mir. Mit einer Knopfſonde konnte ich leicht in die Gebärmutter kommen, aber keine Hydatide zum Vorſchein bringen. Nur etwas klebriger Schleim erſchien. Durch Pilien aus *Aloe*, *Scilla*, *Helleborus niger*, *Calomel*, *Opium*, ſtellte sich das aus reinem Blut beſtehende Monatliche wieder ein, und nachdem habe ich nichts weiter von ihm erfahren,

Waſſerſucht der Eyerſtöcke.

In der Waſſerſucht der Eyerſtöcke sind gemeiniglich Scirrhositäten, und mehrmals ein Sack zugegen. Statt dünnen Waſſers hat man oft dicke, gallertartige Feuchtigkeit, verdorbene Lymphe darin gefunden. An Radicalkur iſt nicht leicht zu denken. *Houſtonns* Beyſpielen möchten wohl Wenige folgen. Wo wegen gröſserer Ausdehnung erſt anzukommen iſt, giebt der Troikar das beſte Erleichterungs-

mittel. Auch die Bauchwasserſucht kann mit ihr in Geſellſchaft ſeyn. Iſt durch Paracentheſe die Bauchhöhle ausgeleert, ſo bleibt dann noch eine beſondere fluctuirende Geſchwulſt zurück. In einem ſolchen neulich gehabten Falle hatte die Kranke nicht Faſſung genug einen zweyten Stich zu ertragen. In der achten Woche, da die Bauchhöhle wieder gefüllt war, gelang die Operation. — Waſſerſuchten dieſer Theile führen bey aller guten Behandlung zur Unfruchtbarkeit; jedoch, iſt nur ein Ovarium waſſerſüchtig, und nur in geringem Grade, das andere noch geſund; ſo kann in dieſem noch Befruchtung Statt finden. Anderwärts werde ich einen ſehr merkwürdigen Fall beſchreiben.

Verderbniſs der Eyer.

Abartung, Verderbniſs der in den Eyern enthaltenen Lymphe, Verdickung u. ſ. w. benimmt ihr die Mitbildungskraft.

Windſucht.

Stehende Windſucht, worin die Mutter von eingeſperrter Luft zum Ballon ausgedehnt iſt, habe ich noch nicht geſehen; aber Windſucht mit Explosion mehrmals bemerkt. Sie entſteht wohl nur da, wo ein fauliger, oder ſchwüriger Zuſtand in derſelben zur Entwikkelung des Gas Anlaſs giebt. [illegible]n der

durch die Hebamme gelöseten Nachgeburt war etwas zurückgeblieben, von Verblutung die Frau äusserst matt. Den achten Tag, da ich gerufen wurde, ging bald braunröthliches scharfes Wasser, bald hörbar tönende Luft bey Bewegungen aus der Mutter mit unbeschreiblichem Gestanke. Pillen aus China, etwas Myrrhe; — Einspritzungen von einem starken *Infuso chamomillae* mit *Liquamine myrrhae* heilten sie vollkommen, nachdem einige kleine Fragmente von fauler Nachgeburt abgegangen waren.

Bey einem an eiterartigem weissen Flusse leidenden, und bey aller Lüderlichkeit steril gebliebenen hectischen Mädchen, war die Mutter eine wahre *Spelunca mephitica.*

Astrucs Meinung, dass in die Mutter dringende atmosphärische Luft die Windsucht bilde, kann ich nach meinen Erfahrungen nicht beypflichten.

Infarkten der Gebärmutter.

Infarkten der Gebärmutter liegen entweder in ihren Gefässen, oder in ihrer Höhle, dort in Gestalt von Blut, oder Schleimpfropfen, hier als Concremente verschiedener Art. Blutinfarkten der Gefässe erregen gern zur Zeit der monatlichen Periode Auftreiben der Muttergegend, krampfige, ziehende, drängende

Schmerzen in der Mutter und ihren Bändern, öfteren Trieb zum Uriniren; es gehen coagulirte Massen, außerdem oft viel, oft wenig dünnes, zu Zeiten riechendes, misfarbiges Blut ab. Sie entstehen am leichtesten, wenn die Reinigung durch Zufälle schnell unterbrochen wird. Schleiminfarkten machen ähnliche Beschwerden, zeigen durchs Trockenwerden viel erdigen Grundstoff. Beyde geben, wenn sie etwas beträchtlich sind, der Mutter eine fühlbare Ausdehnung für die geübte Hand.

Die Blutinfarkten lösen sich am besten zur Menstrualzeit durch eine Mischung aus *Elix. aper. Claud.* und *Aq. Laurocerasi, Conserva Sabinae,* laue Halbbäder, Frottiren der Muttergegend mit einem Schwamme während des Badens, ganz gut. — Fließt aber dann das Blut stark, will Asthenie eintreten, dann nutzt *Tinct. cinnamomi* mit *Elix. acidum Hall.*, ruhiges Verhalten, und alle treibende Mittel müssen in dieser Periode wegbleiben.

Schleiminfarkten lösen sich durch Pillen aus *Gummi ammoniacum, Sapo, Extr. Aloes,* künstliche salinische Schwefelbäder; Wisbaden.

In beyden Fällen geben China, Tormentill u. dgl., *Sal martis,* kühle Bäder, die beste Nachkur. — Concremente erfordern nach Beschaffenheit chirurgische Hülfe.

Gegenwärtig habe ich eine recht wohl

gebaute, schon ins achte Jahr sterile Frau in der Kur, welche länger als zwey Jahre irregulären, mehr und minder häufigen, Tage und Wochen anhaltenden Blutabgang aus der Mutter, mancherley hysterische Symptome, vorzüglich ein oft lästiges kriechendes Gefühl unter den Schulterblättern hat. Vor der eigentlichen berechneten monatlichen Periode schwillt der tiefere Unterleib und etwas mehr die rechte Seite auf, es plagt Mutterteresmus, Kreuzweh, der Beyschlaf wird ihr dann schmerzhaft. Ausser klarem, dünnem Blute gehen ihr in dieser Zeit eine Menge manchmal auch riechender Massen unter mehr oder weniger schmerzhaften Drängen ab, die aus dichtern und lockern Membranen bestehn, und zum Theil geronnenes, Faserndichtes, schwärzliches Blut in sich schliessen, dem äussern Ansehn nach fleischig scheinen. In den Zwischenzeiten, wo sonst die Menstrua ruhen, gehet oft mehrere Tage, und oft nicht wenig dünnes Blut weg, ohne alle Coagula. Der Uterus hat die Ausdehnung einer mittelmässigen Kegelkugel, widersteht dem Fingerdrucke. Während der monatlichen Zeit, wo jene Massen abgehn, hat er sich gesenkt, sein Hals ist verkürzt und mit seinem ganz geründeten Munde gegen das heilige Bein gerichtet. Ausser der monatlichen Zeit, und wenn auch dün-

nes Blut abfliesst, liegt er höher im oben Becken; sein Hals ist länger, der Mund bildet eine längere Querspalte, meist in ordentlicher Richtung.

Sollte wohl eine *Conceptio forma* die Ursache seyn? Mancherley Schlüsse nach Biltel haben bisher nichts weiter gefruchtet, als dass die hysterischen Zufälle fast ganz geheilt sind. Umsonst hoffte ich, den Muttermund einmal so offen zu finden, dass ich mit Finger oder schicklichen Instrumenten eine gründlichere Ausleerung machen könnte. Nächstens werde ich versuchen mit einem besonders dazu verfertigten feinen Haaken das sonderbare Gewebe zu zerstören.

Unmannbarkeit.

Zu junge, vor erlangter Mannbarkeit Verehlichte empfangen nicht leicht, weil ihre natürlich grössere Lebhaftigkeit, Reizbarkeit sie im Liebesgenusse vor der männlichen Saamenergiessung in Exaltation setzt, der Saame zu spät kommt; — weil, kommt auch Saamen am rechten Ort, ihre Eyer noch zu zart sind, der darin enthaltene Bildungsstoff noch zu wenig Energie hat mitzuwirken; weil solche unreife Eyer und Gebärmütter noch nicht Kraft genug haben, die zur dauernden Verbindung nöthigen Flocken und Gefässe

hervor zu treiben, und mit den ersten monatlichen Perioden die Frucht wieder ausgestoſsen wird. Auf dieſe Art können die Eyerstöcke ſehr junger Weiber in ein paar Jahren ganz erſchöpft werden, und völlige Unfruchtbarkeit die Folge ſeyn.

Alter.

Zu bejahrte empfangen nicht leicht, weil bey aller heiſsen Erregbarkeit die Häute der Eyerſtöcke zu feſt sind, die Eyer welk, ihre Lymphe zu dick sind.

Corpulenz.

Zu Fette bleiben gemeiniglich unfruchtbar, weil sie zu wenig erregbar, kaltblütiger sind, weil ihre in zu vieles Fett gehüllten Eyerſtöcke die Löſung eines Eyes erſchweren, die plaſtiſche Lymphe der Eyer zu klebrig dick iſt; weil oft der dicke Bauch das hinlänglich tiefe Eindringen der männlichen Ruthe hindert.

Magere Koſt, Bewegung, Gartenarbeit iſt der beſte Rath. Seiſe hat zwar die meiſte Kraft das Fett zu ſchmelzen, zu verringern, aber ihr langwieriger Gebrauch ſchwächt die Verdauungswerkzeuge, löſet den Blutleim zu ſehr auf, wird der Geſundheit nachtheilig.

Ein erhebendes Polſter unter die Lenden der Frau erleichtert dem Mann das ganze Werk.

Hagerkeit.

Zu hagre, vorzüglich hagere Brünetten, haben gemeiniglich vielen Cruor, weniger Lymphe, trocknere Zeugungstheile, sind zu hitzig, dechargiren zu früh.

Nahrhafte, anfeuchtende Speisen, Milch, Schnecken, Bouillons, rohes Eygelb, Ems, Schlangenbad, Carlsbad, innerlich und äusserlich gebraucht, können ihre Constitution ändern, zur fruchtbringenden Stufe bringen.

Viraginetas.

Zu viel Männliches in der Stimme, starken Bart, zu grofsen reiserartigen Haarwuchs an den Genitalien und Bauche Habende, geben gewöhnlich keine Früchte, weil der Fasernbau ihres Muttersystems zu derb ist, und weil sie zu wenig Gefühl im und fürs Zeugungsgeschäft haben.

Uebermäfsige Reizbarkeit.

Bey zu Hitzigen, zu Reizbaren kommt des kaltblütigeren Mannes Saamen leicht zu spät, oder das befruchtete Ey geht leicht ganz oder zerstört ab. Das Zusammentreffen der Exaltation zu erzielen, muss der Mann kein langes Vorspiel treiben, erst eine Weile in den Vorhöfen agiren, durch etwas zurückgezogene Lage den Kitzler schonen, und dann erst tief eindringen, wenn er in sich das

Gefühl von naher Saamenexplosion bemerkt. Aufserdem passt unsers trefflichen *Lentins* Rath in seinen Memorabilien. Einigemal habe ich mit Molkenkuren, Obstkuren, Buttermilch, lauen Bädern, den *Fervor* herabgestimmt.

Kaltblütigkeit.

Umgekehrt müssen phlegmatische Weiber durch sanfte Manipulationen an den Brüsten, Brustwarzen, Zeugungstheilen, vornämlich der Klitoris, durch anschmiegende Umarmungen erst zur Wollust erweckt, zum eigentlichen Act vorbereitet werden. Im Act muss der Mann eine solche hohe Lage nehmen, dass der nur halb eingebrachte Penis mehr den Kitzler reibt, erweckt, und dann erst in die Tiefe dringen. Diese Art von Zurückhaltung wird ihn auch vor dem zu frühen Saamenerguss sichern. Ein paar Gläser starken Weines Abends getrunken, geben ihnen auch mehr Wärme, mehr Lust.

Fühllosigkeit.

So wenig ihrer auch sind, so giebt es doch wahrlich recht artige, gar nichts Männliches habende, wohlgebaute Weiber, deren Genitalien für das Angenehme im Beyschlafe keinen Sinn haben, die ihn treiben, weil es *der Gatte will*, die sogar Schwängerung wün-

schen, aber bey aller zärtlichen Umarmung des geliebten Mannes nicht zum Gipfel der Wollust kommen können; die den Ananas essen, ohne den Inbegriff seines Wohlgeschmacks zu empfinden. Diese Art von örtlicher Fühllösigkeit macht ihnen endlich dies ganze grosse Liebesspiel gleichgültig.

Vor ohngefähr 12 Jahren klagte mir ein Mann, dass seine Frau sehr unempfindlich sey, das *mutuum adjutorium sub coitu* gar nicht kenne, nie ausübe; — die Frau erklärte, sie habe sich nie einen Gedanken von Wollust für diese Scene machen können, und habe jetzt, da sie mit agiren solle, wahren Abschen dagegen.

Solcher gefühllosen Weiber, von denen allen man sehnlichst Kinder wünscht, kenne ich jetzt vier. — Die vornehmste Frau davon lebt nach hoher Sitte im separaten Zimmer. Schon die Ankündigung der nächtlichen Visite erregt in ihr eine gewisse ängstliche Furcht vor dem doch wahrscheinlich wieder fruchtlos werdenden Act, und beym besten Benehmen des Mannes bleibt sie nun schon ins 14te Jahr steril, kann nie in wahre Erregung kommen.

Der zweyten Mann ist zwar kein Herkules, fordert selten auf, aber beym Eigenthum

des liebenswürdigsten Charakters macht ihr das Bettspiel nie entzückende Freude.

Die dritte, ein in jeder Rücksicht herrliches Weib, habe ich von Menstrualkolik, vom weissen Fluss befreit; sie hat viel Gefühl, nur am rechten Flecke nicht.

Die vierte, ein derbes Bauernweib, liegt, nach des Mannes Ausdrucke, wie ein Klotz da.

Die Ursachen der örtlichen Unempfindlichkeit dieser sonst gefühlvollsten Parthie sind schwer zu ergründen. Sie entsteht aber wohl aus ähnlichen, wie Anosmie, Agheustie. In H. *Thoms* Falle, wo ein geübtes, lüsternes Weib auf einmal alles Gefühl im Beyschlafe verlor, mag wohl Paralyse die Ursache gewesen seyn.

Erkältung, Katarrhe der Geburtstheile tragen gewiss zu diesem Uebel bey. Manchmal kann im Anfange übertriebene Schaamhaftigkeit, die durch Klostererziehung, Kinderhassende Mutterlehren, den Ehestand verhasst machendes Bücherlesen eingeprägt worden, die Ursach seyn, aber ächte Liebe verscheucht sie da bald.

Bey zwey andern half mein Rath: nicht getrennt, sondern in einem Bette nach altteutscher Sitte zu liegen; die Klitoris durch sanftes Reiben in Erregung zu bringen, und ausserdem Senfmolke mit einem Zusatze von

Wein, Pyrmonter Wasser, *Martialia*; Waschen der Schaam mit Senftinctur, laue Stahlbäder, electrisches Bad. In den meisten Fällen half nichts, aber man befolgte auch meine Vorschriften zu wenig. — Herr *Marcard* empfiehlt die Pyrmonter Dunstgrube gewiss mit Recht. — Nächstens werde ich versuchen, ob die volatilischen Dunstbäder etwas vermögen.

Concubitus nimius.

Zu häufiger Genuss des Beyschlafs macht gerade nicht unempfindlich, aber endlich wird er doch so mechanisch, dass er das Angenehme, Reizvolle verliert, fruchtlos ist. Die immer dienstfertigen Freudenmädchen beweisen es. Freilich verstehen diese aber auch die Kunst, im Ejaculationsmoment sich so hebend anzudrücken, dass der Saame leicht den Muttermund vorbeygehet. — Seltener Beyschlaf lässet dem männlichen Saamen auch immer mehr Consistenz und Energie gewinnen, und kommen immer Mädchens, so ist längere Enthaltsamkeit das Mittel einen Knaben zu erzielen.

Onanie.

Durch Onanie Verpestete, Abgestumpfte geben selten fruchtbare Mütter.

Widerwille.

Eine wider Willen und Neigung aus Ne-

benabsichten Verheirathete treibt sicher den Ehestand mit ihrem Nichtgeliebten sehr frostig.

Zwietracht, Eifersucht.

Streit, Zwietracht, Eifersucht zeugen gleichen Kaltsinn, weil Herzenssympathie hier überall fehlt.

Saufen.

Sehr Zornige und Säuferinnen abortiren leicht, weil ihre Nerven und Blut zu oft in brausende Erhitzung gerathen.

Trennung durch Bette.

Trennung durch zwey Betten, oder gar Zimmer, und wenn dann der Mann nur mit stürmendem Instinkt die Frau weckt, über sie herfällt, ist sicher auch bey Mancher Hinderniss der Fruchtbarkeit. Ein Bett macht viel vertraulicher, und Kuss und tändelnde Manipulationen Arm in Arm erwecken erst grössere Liebesglut und mit anziehend süssem Hingeben fliesst man gleichsam in einander. Ich kenne Weiber, welche um keinen Preis diese Präliminarien entbehren möchten, und einigen Paaren habe ich nach ein- bis zweyjährigem Ehestande bloss dadurch Kinder verschafft, dass sie ein Bett theilen mussten.

Kurz nach geendigtem Monatlichen empfangen Weibspersonen am leichtesten.

Iſt bey ehelichen Verbindungen Kinderzeugen, Fortpflanzung der Familie erſter Zweck, dann thäte man wohl, von einem treuen Arzte zuvor die phyſiſchen Verhältnisse der Geſchlechtstheile ſelbſt, die Verhältnisse der Temperamente erforſchen zu lassen, und man würde sicherer ſeine Wünſche erreichen.

III.

ber die Scharlach- und Frieselepidemie, welche im Februar 1801 in der Stadt Wittenberg herrschte, vom Professor D. *Kreyssig*.

eich mit dem Anfang des Februars fing
r in hiesiger Stadt eine Frieselkrankheit
auszubreiten, welche durch ihr höchst
nelles um sich Greifen sowohl, als durch
e äusserst schleunige Lethalität in mehre-
Fällen, so wie auch dadurch, dass vor-
sweise Personen aus den gebildetern Stän-
n und dem kraftvollsten Lebensalter davon
riffen und zum Theil schnell hinweggerafft
rden, sehr bald in der Nähe und Ferne
Gerücht anfachte, als ob die Pest selbst
er das gelbe Fieber in Wittenberg herrsche.
wenig als dieses auch der Fall war, so ist
ch allerdings diese Krankheit wichtig ge-
g, um allgemeines Interesse auf sich zu
hen, und sie verdient nicht nur, wegen

der eben angeführten Umſtände, ſondern auch in Rückſicht der Reſultate, welche das Heilverfahren der Aerzte gab, eine genauere Betrachtung.

Da eine gelehrte Abhandlung für den Zweck dieſes Journals nicht passend ſeyn würde, ſo will ich eine ganz einfache Beſchreibung der vorausgegangenen Umſtände, und des Ganges der Epidemie im allgemeinen voranſchicken, dann den Gang der Krankheit, ſo wie er aus vielen Fällen abſtrahirt werden konnte, ſpecieller angeben, hierauf die Natur der Krankheit zu beſtimmen und die Urſachen der Epidemie ausfindig zu machen ſuchen; einige prognoſtiſche Sätze beyfügen und endlich mich über die Heilmethode näher erklären. Eine Zahl von angehängten Krankengeſchichten wird zuletzt ſowohl die Krankheit in Rückſicht ihres Verlaufs als auch die Heilmethode, die ich ihr entgegen ſetzte, in ein noch helleres Licht ſetzen. Bevor ich zu dieſer Darſtellung ſelbſt fortgehe, ſehe ich mich jedoch genöthigt, über meine Befugniß zu einer ſolchen Abhandlung ſelbſt etwas zu ſagen. Ich ſelbſt ward nämlich nur wenige Tage vor dem Ausbruche der Epidemie mit einem einfachen Scharlachfieber befallen. Mein Befinden dabey war aber, einzelne Tage und mehrere Nächte abgerechnet, ſehr leidlich, ſo daß

ich wahrscheinlich das Uebel nicht für Scharlachkrankheit genommen haben und vielleicht ein schneller Raub der Epidemie geworden seyn würde, wenn mich nicht der Ausbruch des Ausschlags nach einem äusserst heftigen Schweisse noch zeitig genug von der wahren Beschaffenheit desselben überzeugt hätte. Dieser erfolgte nämlich, nachdem ich bereits acht Tage lang Halsschmerzen und rothe Flecken am ganzen Halse, nebst Kopfweh und Verdrossenheit an mir bemerkt hatte, welche Zufälle ich für catharrhalische hielt und wobey ich mich der Luft ungescheut aussetzte, bis ich den 2ten Februar auf einer Reise zu Pferde mich kränker fühlte und die Nacht darauf der Ausbruch erfolgte. Der 4te Februar aber ist derjenige Tag, an welchem die Epidemie ausbrach, indem nicht nnr an demselben sechs Personen, die meisten nach kurzer Niederlage, starben, sondern auch eine ziemlich grosse Zahl von Menschen unvermuthet erkrankte. Das Uebel vermehrte sich nun von Tage zu Tage, alle Aerzte waren im höchsten Grade beschäftigt und die allgemeine Noth gebot mir denjenigen Antheil daran zu nehmen, den mir mein erträgliches Befinden nur gestattete. Ich besorgte daher durch zwey geschickte Candidaten eine ziemliche Zahl von Kranken; der eine, der Herr Cand. *Erdmann*,

hat auch die ersten Krankengeschichten bearbeitet und verdient hier mein öffentliches Lob für seine unermüdete Thätigkeit und Unerschrockenheit, indem er acht Nächte hinter einander nicht nur mehrmals in jeder gestört, sondern auch zu Kranken gerufen ward, nachdem er den ganzen Tag über nicht vom Krankenbette weggekommen war. An mehrern der von ihm beschriebenen Fälle habe ich auch nicht einmal nur mittelbaren Antheil genommen. Der andre, Herr Cand. *Wiessner*, hat die zwanzigste Geschichte bearbeitet und mit rühmlichster Sorgfalt auch eine nicht geringe Zahl von meinen Kranken besorgt. Ausser den Relationen dieser meiner beyden Gehülfen hatten die hiesigen Herren Aerzte und deren Gehülfen die Freundschaft für mich, mich beynahe täglich zu besuchen, so dass ich mir die genauste und umfassendste Kenntniss von dem Zustande der Epidemie im Ganzen und im Einzelnen erwerben, über ähnliche Epidemien mich durch Lektüre belehren und über die zweckmässigste Behandlung nachdenken konnte. Ueberdiess waren mir schon vor der Epidemie einige Frieselkranke vorgekommen, und ich bekam auch nach meiner Genesung mehrere einzelne sehr bösartige Falle zu behandeln. Ich kann daher die Vorsehung nicht genug preisen, dass meine

Geisteskräfte bey einer so allgemeinen Noth nicht gelähmt waren, und dafs sie mich, ohnerachtet der Anstrengungen, denen ich den ganzen Tag über ausgesetzt war, bey einem erträglichen Befinden erhielt.

1) *Epidemische Constitution im Januar* 1801.

Von dem May des verwichenen Jahres 1800 an fingen die *Masern* an in der Stadt und umliegenden Gegend epidemisch zu werden, wobey der Keichhusten, der im Sommer 1797 schon einmal sehr geherrscht hatte, sich wiederum einfand. Gegen den Herbst hörten die Masern, die sehr gutartig waren, auf, und das Scharlachfieber nahm ihre Stelle ein. Die ersten Kranken dieser Art sah ich zu Ende des Augusts und zwar sowohl einige Kinder als auch drey Erwachsene; von nun an ward dieser Ausschlag allgemeiner, verbreitete sich auch in der umliegenden Gegend, befiel jedoch ungleich mehr die Kinder als die Erwachsenen und hatte im Ganzen einen sehr gutartigen Charakter. Im Herbste kamen zu gleicher Zeit Ruhren und Nervenfieber, jedoch nicht in sehr grosser Menge vor. In den Wintermonaten bis zum Februar bemerkte man ausser dem Scharlachfieber besonders den Keichhusten und Nervenfieber; um die Zeit von Weihnachten bekamen sehr viele Men-

ſchen heftige Catharrhalfieber mit gänzlichem Verluſt des Appetits und groſser Mattigkeit, ohne daſs jemand daran geſtorben wäre. Die Sterblichkeit war auch in dem verwichenen Jahre ſo mäſsig geweſen, daſs wir 245 Verſtorbene und 296 Gebohrne zählten, ein Ueberſchuſs von neuen Erdbürgern, dessen sich wenige Städte Sachſens im verwichenen Jahre werden zu erfreuen gehabt haben. Auffallend war jedoch der Mangel an Entzündungskrankheiten, die in den Wintermonaten bey uns gemeiniglich die herrſchenden sind; vorzüglich sieht man die Lungenentzündungen dann am häufigſten; ich habe aber dieſen Winter über nicht eine einzige ächte Peripneumonie wahrgenommen und nur ein einzigesmal bey einer ſolchen Krankheit im Januar eine kleine Aderlaſs machen lassen müssen, da sie mehr nervöſer Art war und ſich auch ſchon mit einem Frieſel endigte; wie dies auch bey der unter No. XIX. beſchriebenen Leberentzündung der Fall war. Auch habe ich überhaupt nur höchſt wenige Aderlässe zu veranſtalten nöthig gehabt, da dieſe ſonſt im Winter wegen der herrſchenden entzündlichen Conſtitution häufig vorzukommen pflegen.

In Rückſicht des Scharlachfiebers finde ich nichts beſonderes unter den von mir behandelten Fällen, was ich vorzüglich einer Be-

kanntmachung werth hielte; die Krankheit war im Ganzen gutartig, nur wenige erkrankten gefährlich daran und die mehresten, die noch daran starben, wurden entweder in der Krankheit selbst, oder nachher das Opfer ihrer begangenen Fehler. Nur in Rücksicht der Nachwehen bemerke ich kürzlich, daſs einige, vorzüglich nachdem sie sich zu zeitig der Luft ausgesetzt hatten, in einen acuten, andere in einen chronischen Krankheitszustand verfielen. Die erstern waren schlimmer daran; mit einem heftigen von neuem eintretenden Fieber ward immer zugleich ein edler Theil, besonders der Kopf oder die Brust angegriffen und sie starben innerhalb weniger Tage; gemeiniglich war damit eine hitzige Wassersucht der äuſsern Theile verbunden, und diese lieſs einen ähnlichen Zustand in den innern Theilen vermuthen; in einem Falle folgte ein sehr heftiges Nervenfieber, welches aber gerade beym Ausbruch der Epidemie in Genesung überging. Unter den chronischen Nachwehen war die Wassersucht die gemeinste, die jedoch oft herumschweifte und periodische groſse Beklemmung verursachte; diese habe ich einigemale glücklich durch ausleerende Mittel geheilt, zu denen ich genöthigt ward, nachdem die diaphoretischen und stärkenden Mittel die Krankheit unverändert hielten; Rhabarber und

gesättigte Meerzwiebelessig nebst Goldschwefel brachten mit den Ausleerungen unmittelbare Hülfe. In einem andern besondern Falle verhielt es sich eben so. Ein schwächliches Mädchen von acht Jahren bekam nach überstandenem Scharlachfieber, nachdem sie das erstemal außer Bette gewesen war, des Nachts im Schlafe so heftige Beklemmung des Athems mit Röcheln, daß man glaubte es werde sogleich sterben. Die Kranke ließs sich nur mit größter Mühe ermuntern, worauf der Athem allmählig wieder natürlich ward; es äußserte sich dabey nur eine geringe Spur von Fieber; diese Beklemmung kam jedesmal wieder, so oft sie einschlief und jedesmal hielt es schwer, sie zu ermuntern; sie schien es sogar, trotz den gewiss beschwerlichen Empfindungen, nicht haben zu wollen, daß man sie aufweckte; im Wachen war der Athem zwar etwas beschleunigt, aber keinesweges mühsam; im Schlafe hingegen arbeiteten die Respirationsorgane so gewaltsam, wie beym *Asthmate acuto Millari* und der Athem war äußerst röchelnd. Auch diese Zufälle wichen nicht eher als auf Ausleerungen durch den Stuhl und darnach auf das Bilsenkrautextract, das ich besonders vor Schlafengehen in starken Gaben nehmen ließs. Auch den Umstand glaube ich bemerken zu müssen, daß mir

während der fünf Jahre, die ich allhier gelebt habe, von der innerlichen Scharlachepidemie nur ein einziger und zwar anomalischer Fall vom Scharlachfieber allhier vorgekommen ist, den ich seiner Eigenheit wegen unter No. XXI. mittheilen werde.

In dem Monat Januar kamen bereits mehrere Fälle von tödtlichen Scharlachfiebern Erwachsener vor; es starb gegen Ende desselben ein erwachsenes Bürgermädchen und ein junger Gelehrter in der Stadt, so wie ein erwachsenes Mädchen vor dem Thore in der Fischerey daran. Ich habe jedoch keinen dieser Kranken selbst gesehen und kann nicht wissen, ob sie wirklich am Scharlachfieber oder schon an dem eigentlichen Frieselfieber, das bald darauf epidemisch ward, gestorben sind; höchst wahrscheinlich hatte sich aber das letztere bereits zur Scharlachkrankheit gesellt. Nach dem Tode der letztgenannten legte sich die Schwägerin derselben und deren Magd; beyde waren vom Anfange gleich höchst krank; die letztere starb auch noch zu Ende des Januars und drey Schwestern, die vor und nach dem Tode bey ihr gewesen waren, erkrankten sogleich schwer, ehe sie noch nach Hause in die Stadt gehen konnten. Bey diesen Kranken schien das Uebel von einem auf den andern übergetragen worden zu

ſeyn, und sie erregten um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da in der Fiſcherey noch mehrere Menſchen beträchtlich krank lagen, wiewohl in der Stadt ſelbſt zu Anfange des Februars zwar viele, aber noch gar keine ſchlimmen Kranken dieſer Art vorkamen, ſo daſs ich unter einer Anzahl von 40 Kranken von verſchiedener Art nicht einen einzigen gefährlichen hatte und man noch keine bösartige Epidemie vermuthen konnte. *)

2) *Gang der Epidemie im allgemeinen.*

Erſt am 4ten Februar gewann die Sache ein furchtbares Anſehn. Es waren ein paar Eheleute aus der Fiſcherey in der Nacht vorher geſtorben, die sich zwar einige Tage lang vorher geklagt, aber erſt den Tag zuvor ge-

*) Dieſe erſten Kranken waren ohnſtreitig Scharlachkranke, die epidemiſche Krankheit hatte sich aber dazu geſellt; die Krankheit verlief bey ihnen auch etwas anders, als bey dem Ausbruch der Epidemie in der Stadt. Jene fingen oft ſogleich an zu phantasiren, klagten vorher über leichte Schmerzen im Halſe, der Ausſchlag ward auch wohl violett u. ſ. w. Dies war nicht der Fall, als das Uebel wirklich epidemiſch ward. Jene Kranken ſcheinen auch ihre Krankheit Geſunden mitgetheilt zu haben; die epidemiſche Krankheit ſteckte nicht an, wie ich unten mit mehrerem ſagen werde, wo noch mehreres von der Abweichung der epidemiſchen Krankheit von dem Scharlachfieber geſagt werden ſoll.

legt hatten; eben so ein Kind, das erst in der Nacht krank worden war, starb am Morgen, ferner ein Knabe von 13 Jahren, der den Tag vorher krank geworden war, und endlich eine junge Frau, die bereits zehn Tage, wie es hiess, an einem Seitenstich gelegen hatte. An eben diesem Tage erkrankten nun sehr viele Menschen und es bemächtigte sich eine grosse Furcht der ganzen Stadt; diese ward auf den höchsten Grad vermehrt, als den 5ten wiederum fünf Personen starben, wovon die meisten nur einen oder einige Tage krank gelegen hatten. Auch diesen Tag würden wieder eine grosse Zahl Menschen von der Krankheit befallen. So ging es bis zum 14ten Februar fort; es starben nämlich an der epidemischen Krankheit den 6ten Februar vier, am 7ten drey, am 8ten vier, am 9ten sechs, am 10ten fünf, am 11ten zwey, am 12ten drey, am 14ten drey Personen. Späterhin starb nur noch dann und wann ein einzelner an dieser Krankheit und sie liess bald ganz und gar nach. Die allermehrsten erkrankten ohnstreitig bis zum 10ten Februar, dann weit wenigere; aber die Gefahr war bey den später erkrankten so gross, als bey denen, welche zuerst daran kamen und die Kälte, welche am 8ten Februar eintrat, schien zwar die Häufigkeit der Krankheit bald zu vermindern,

aber so wenig wohlthätigen Einfluss auf die schon vorher erkrankten zu haben, dass gerade der 9te und 10te Februar die meisten Todten hatte. Etwas bemerkungswerthes ist der Umstand, dass, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur Personen von 12 bis 40 Jahren von dieser Krankheit ergriffen wurden. Ich komme nun auf die Beschreibung des Verlaufs dieser Krankeit.

3) *Verlauf der Krankheit.*

Die Krankheit verhielt sich nicht bey allen gleich heftig, sondern, wie dies immer bey Epidemien der Fall ist, höchst verschieden in ihren Graden.

Erster Grad.

Der gefährlichste Grad äusserte sich meistens auch gleich beym Entstehen in seiner furchtbaren Gestalt. Mehrere bekamen die Krankheit mit Ohnmachten, oder einem besondern Gefühl von Schwäche im Kopfe, gleichsam Schwindel, denen sogleich schneller ungleicher Puls mit Phantasiren folgte. Bey andern brach sie mit Beängstigung auf der Brust, Kopfschmerzen, Uebelkeiten und sogleich eintretenden heftigen Schweissen aus, wobey auch der Puls gleich fieberhaft schnell, klein und ungleich ward; (dritte Geschichte) aber bey fast noch mehrern war die Gefahr sehr versteckt; viele nämlich bemerkten den

Anfang derſelben bloſs aus der Wahrnehmung kleiner rothen Flecke auf der Haut, ohne sich eben dabey krank zu fühlen; es trat nun ein mäſsiges Fieber ein, wozu sich bald Schweiſs und verſtärkter Frieſelausſchlag geſellte; der Kranke ſchien ſehr leidlich zu ſeyn und ganz unvermuthet bekam er Beängſtigung, Unruhe und Herumwerfen, die sich bald in ein ein- bis zweyſtündiges Phantasiren verloren, worauf der Kranke plötzlich ſtill ward, zuweilen röchelte, zuweilen noch Convulsionen bekam und nach einer Viertelſtunde ſchon ſtarb (zweyte Geſchichte). Bey andern trat die Krankheit zwar gleich mit Hitze und Beängſtigung ein, allein sie fühlten sich den andern Tag äuſserſt erleichtert, wollten wieder das Bette verlassen, oder ſtanden auch wirklich auf und hielten die Krankheit für ziemlich ſchon geendigt, als die Zufälle nach 8 bis 12 Stunden sich auf einmal wieder verſchlimmerten und an demſelben Tage oder ſpäter den Tod brachten (dritte Geſchichte). Die Krankheit hielt hier faſt den Gang eines dreytägigen Fiebers, welches *Allioni* bey dem Frieſel oft und gerade in ſchlimmen Fällen beobachtet hat. Eine nicht ganz kleine Zahl ſtarb innerhalb 24 Stunden und zwar ganz unvermuthet, indem die Krankheit mit mäſsigem Fieber angefangen hatte, wobey sie ſelbſt wenige Stun-

den vor dem Tode noch mit Appetit etwas essen konnten und munter waren; auf einmal aber kam Angſt, Delirium u. ſ. w., worauf der Tod ſogleich erfolgte. Bey denjenigen, welche mehrere Tage die Krankheit überſtanden, beobachtete das Fieber einen unregelmäſsigen Typus; die Exacerbationen kamen des Tags insgemein mehreremale und kündigten ſich durch groſse Angſt an, die bis zur Verzweiflung ging. Dieſer Zufall war wegen ſeiner Heftigkeit und periodiſchen Rückkehr, ſo wie wegen ſeiner ſchlimmen Vorbedeutung, äuſserſt wichtig und merkwürdig. Er beſtand nicht eigentlich in Beklemmung, indem die Kranken ſehr tief und ohne Beſchwerde dabey einathmen konnten, ſondern in einer auſserordentlichen Geiſtesunruhe, die mit den Exacerbationen weſentlich zuſammenhing und ſich auſser den Klagen der Kranken durch einen ängſtlichen Blick, unwillkührliches Herumwerfen, beſonders der Arme, und haſtige Sprache auszeichnete; er ſtand auch mit dem Frieſelausbruche nicht in Verbindung, indem er gleich ſtark bey denen eintrat, die mit Frieſel bedeckt waren und die nur wenig oder gar keine Frieſel hatten. Er kam des Tags mehreremale, bald in einem gelindern, bald in einem höhern Grade und ging dem Tode, der oft noch am vierten, ſelbſt fünften

Tage erfolgte, in den allermeiſten, vielleicht in allen Fällen voraus. In den Remiſsionen fühlten ſich die Kranken beſser; ſie hatten meiſt einen ſtarken Schweiſs und Kopfſchmerzen; viele klagten auch über Schmerzen an andern Theilen, zwiſchen den Schultern, über die Bruſt, unter den Rippen; mehrere litten an einer beſchwerlichen Strangurie; auſser dem aber waren ſie bey völliger Beſinnung, fühlten ſich nicht ſehr entkräftet, konnten ſich ohne Mühe bewegen und aufrichten, ſprachen ſtark und der Puls war zwar ſchnell und weich, meiſt auch ungleich, aber nicht ſehr geſunken. Nur kurz vor dem Tode ward er ſehr klein und ſehr geſchwind. In den Exacerbationen und wenn es ſchlimm ging, ward die Haut trocken und brennend heiſs; im Ganzen aber herrſchte bei dieſer Krankheit eine groſse Neigung zu Schweiſsen. Der Schweiſs hatte einen höchſt widrigen, dumpfigen und zugleich ſäuerlichen Geruch. Die mehreſten hatten groſsen Durſt bey trockner oder auch feuchter Zunge; zuweilen fehlte er bey der erſtgenannten Beſchaffenheit der Zunge; der Kopf war in der Regel zwar ſchmerzhaft, ſonſt aber frey; mehrere beſtellten ihr Haus wenige Stunden vor dem Tode mit der gröſsten Beſinnung; nur in den Exacerbationen und vor dem Tode kamen Deli-

ria; die Augen waren trübe, ohne Glanz; die Gesichtsfarbe bey mehreren gelblich; vor dem Frieselausbruche litten viele an heftigen Brustkrämpfen; der Hals war frey, nur bey einigen fand sich ein ganz leichtes Gefühl von Roheit ein; die Verrichtungen des Magens und Darmkanals waren bey den meisten nicht beträchtlich gestört. Mehrere assen sogar noch mit Appetit einige Stunden vor dem Tode; bey vielen fing jedoch die Krankheit mit Ekel an; so war auch der Leib bey den meisten von selbst und noch kurz vor dem Tode offen und die Ausleerungen natürlich; bey andern und zwar den meisten von meinen Kranken, war er indess hartnäckig verschlossen und sprach selbst auf reitzende Klystiere nicht an. Dass der Urin bey mehrern mit Schmerzen abging, habe ich bereits erinnert, bey andern stockte diese Ausleerung selbst gegen 24 Stunden. Der Urin war hochroth, und bey den gefährlichen Zufällen wässrig. Auch blutige Ausleerungen durch die Nase kamen nicht selten vor; es sind mir zwey Fälle bekannt, wo mehreremale ziemlich reichliches Nasenbluten erfolgte; das Blut sah dunkelroth und der Ausfluss schien meistens nicht zu schaden. Der Puls war in der Regel mässig schnell und weich, in den Anfällen klein und ungleich; vor dem Tode ward er immer

ſchneller; er änderte sich auch oft und blieb sich nicht lange gleich. Ueber groſse Entkräftung klagten die Kranken nicht, und mehrere bezeugten ſogar, daſs sie sich gar nicht ſehr matt fühlten. Ging die Krankheit bey dieſem erſten und ſchlimmen Grade dennoch in Geneſung über, ſo geſchah es ſo, daſs die Exacerbationen gelinder wurden, die Angſt sich verlor, der Puls freyer und regelmäſsiger ward, die Verrichtungen des Magens und Darmkanals wieder in Ordnung kämen und nach einigen Schweiſsen das Fieber ſtill ſtand. Die Kranken erhielten zum Theil ihre Kräfte bald wieder, bey vielen aber zögerte doch die völlige Erholung ziemlich lange. Die ganze Krankheit dauerte nur acht, höchſtens vierzehn Tage, einige Fälle ausgenommen, wo sie mehr in ein ſchleichendes Nervenfieber ausartete.

Es war nun mit dieſer Krankheit ein Frieſelausſchlag verbunden, den ich noch näher bezeichnen muſs. Es beſtand derſelbe theils in kleinen rothen über der Haut erhobenen Knöspchen von der Gröſse eines Stecknadelknopfs, deren Spitze bald ein weiſses milchartiges oder wasserhelles Anſehn annahm, theils in gröſsern eben ſo gearteten Flecken, die erſt ganz flach in der Haut lagen und sich dann in eine Spitze erhoben, theils

in kleinern, Hirsekörnern ähnlichen; oder grössern durchsichtigen kristallhellen Bläschen, theils in einer Art von Pusteln, die eine eiterartige Feuchtigkeit enthielten. Alle diese Modifikationen fanden sich meist bey einem und demselben Kranken. Manche waren über und über mit Friesel bedeckt, so dass die ganze Haut an allen Theilen des Körpers scharlachroth gefärbt war; er nahm auch in schlimmen Fällen keine blaue oder schwärzliche Farbe an; man konnte keine Petechien dazwischen bemerken. Bey manchen stand er mehr einzeln und kam nur an einzelnen Theilen zum Vorschein; bey wenigen nur fehlte er. Dieser Ausschlag erschien zuweilen gleich mit dem ersten Anfang der Krankheit, so dass die Kranken erst aus dem Wahrnehmen desselben die herannahende Krankheit argwohnten; bey manchen kam er den ersten, bey andern den zweyten oder dritten Tag; bey manchen ward der ganze Körper mit einemmale damit bedeckt, bey andern kam er absatzweise. Der schnelle und starke Ausbruch erleichterte jedoch nicht, es starben mehrere mit Friesel bedeckt am ersten Tage der Krankheit und andere später, wo er sich allmählig ausbildete, oder wo er erst im Entstehen, oder wo noch gar nichts von ihm zu merken war; eben so genasen viele, die ihn vollständig hatten, und

andre, wo er bald herauskam, bald wieder verſchwand. Dieſer Frieſel ſtand wie gewöhnlich mehrere Tage, die ganze Haut war dabey aufgedunſen, dann trocknete er und die Haut ſchuppte ſich nach und nach ab; es kamen auch häufig ſpätere kleinere Ausbrüche vom Frieſel nach der Krankheit. Uebrigens kam das Frieſel gleich beym erſten Anfang der Epidemie zum Vorſchein, nur ſtarben mehrere, bevor er noch wirklich vollendet auf der Haut ſtand.

Noch sind einige Erſcheinungen nach dem Tode zu bemerken. Es geſchah häufig, daſs die Körper ſehr bald nach dem Tode in Auflöſung übergingen, aufbrachen, einen ſehr üblen Geruch verbreiteten und eine Menge aufgelöſstes ſtinkendes Blut zur Naſe heraus lief; ſehr oft bemerkte man auch blaue Striemen und Flecken auf der Haut und einige hatten eine gelbe Farbe angenommen. Bey vielen war dies aber nicht der Fall; bey einem jungen Menſchen, der am fünften Tage nach dem Tode erſt beerdigt wurde, hatte man nicht das geringſte Zeichen von Aufloſung verſpüren können. Leichenöffnungen sind nicht gemacht worden.

Dies war der höchſte und ſchlimmſte Grad der Krankheit; allein bey weitem nicht die mehreſten erlitten eine ſo ſchwere Niederlage.

Zweyter Grad.

Bey einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Kranken verhielt sich diese Frieselkrankheit wie ein mäfsiger Synochus. Das Uebel kündigte sich durch Spannungen in den Präcordien, Kopfschmerz, Hitze und Neigung zum Schweifs, zuweilen auch durch Brechen und Ekel an; ein Brechmittel schaffte bald Erleichterung; in den Exacerbationen stellte sich entweder gar keine Beängstigung, oder nur ein gelinder Grad davon ein; das Fieber blieb mäfsig, der Puls mäfsig, voll und weich; der Ausschlag zeigte sich am zweyten bis dritten Tage und die Krankheit ging mit acht Tagen ziemlich zu Ende, nur dafs sie meist die äufsere Luft noch einige Zeit meiden mufsten, bis sich die Haut abgeschuppt und der Körper an Kräften erholt hatte. Die siebente, eilfte und zwölfte Geschichte kann hieher gerechnet werden.

Dritter Grad.

Ein noch milderer Grad, beynahe ganz fieberlos; einen solchen Kranken behandelte ich vor der Epidemie schon und dieser efs mich bald vermuthen, dafs die herrschen- Krankheit eigentliches Friesel und nicht harlach seyn möchte. Die Kranken fühlten ch blofs etwas matt, ohne das Bette hüten

zu müssen, hatten oft erträglichen Appetit dabey; das Friesel aber, womit sie bedeckt waren, verhinderte sie in die Luft zu gehen, indem sie davon Beklemmungen bekamen und sich kränker fühlten. Der Ausschlag dauerte bey diesen oft lange und erzeugte sich, nachdem er einmal abgetrocknet war, mehreremale von neuem. Ich habe noch einen Mann daran behandelt, der es vom 6ten Februar an bekommen, aber keinen Arzt consulirt hatte, weil er sich wenig krank fühlte; als er zu Anfange des März wieder ausgehen wollte, fühlte er sich sogleich kränker und sehr matt; es kam nun noch ein Ausbruch und der Kranke konnte sich erst nach mehreren Wochen erholen, ohne dass er besondre und wichtige Zufälle bekommen hätte. Eine Frau, der es eben so gegangen war, bekam noch im May einen wiederholten Frieselausbruch und fühlte sich noch vom ersten im Februar erlittenen ermattet. Eine dritte hatte während der Epidemie Friesel bekommen, ohne sehr dabey zu erkranken und bediente sich ohne einen Arzt zu befragen eines warmen Bades, worauf sie sich bald gesund fühlte. Dieser Frieselausschlag kommt seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag noch häufig bey uns unter Erwachsenen und Kindern vor, ohne dass er mit *schweren Zufällen* verbunden ist, die meisten

sind ganz wohl dabey und zuweilen gesellt sich ein gelindes Fieber dazu.

Vierter Grad.

Als den gelindesten Grad der Krankheit kann man den ansehen, wo die Menschen plötzlich vom Schwindel, einer gelinden Ohnmacht, Aengstlichkeit oder auch Erbrechen befallen wurden, in der nächsten Nacht, oder bald nachdem sie ein Brechmittel genommen hatten, (wozu die meisten sogleich ihre Zuflucht nahmen) in einen sehr starken Schweiss verfielen und sofort sich wieder wohl fühlten, so dass sich entweder nur wenig oder gar kein Friesel einstellte. Bey vielen derselben mochten diese Anfälle wohl eine Folge von Furcht und Schreck seyn, welche so häufig auf die Menschen wirkten; indess war es doch eigen, dass die mehresten Menschen, die ganz gesund blieben, doch eine oder ein paar Nächte hindurch in einen ziemlich starken Schweiss verfielen.

4) *Verhältniss der epidemischen Krankheit zum Scharlachfieber.*

Ich habe bis jetzt noch nichts davon erinnert, in welchem Verhältniss das Scharlachfieber zu unsrer epidemischen Krankheit stand, und muss mich nunmehr desto umständlicher

darüber erklären, da beyde Krankheiten nicht nur grosse Aehnlichkeit mit einander haben, sondern das Scharlachfieber auch bereits lange Zeit vor der Epidemie bey uns geherrscht hatte und von den Laien für die eigentliche epidemische Krankheit gehalten wird. Dass die Krankheit, wie ich sie bisher beschrieben habe, nicht Scharlachkrankheit gewesen sey, erhellet schon aus der genauen Betrachtung des Ganges und der Zufalle derselben; vorzüglich charakterisiren sie als Frieselkrankheit das Ansehen des Ausschlags, die unbestimmte Zeit des Ausbruchs desselben, die fortdauernden Schweisse nach dem Ausbruch, der specifike Geruch der letztern, die besondern plötzlich eintretenden Zufälle von Angst und Unruhe, der fieberlose Friesel, der vor und während der Epidemie vorkam, und endlich selbst die Art des Todes, der unvermuthet und plötzlich auf vorausgegangene Angst und Deliria erfolgte; eben diese Todesart beobachtete man bey andern ähnlichen Epidemien, besonders bey der in London im Jahre 1741, welche *Barker* (*Observations on the present epid. fever. Lond.* 1741) und bey einer andern zu Freneuse im Jahr 1735, welche *Quesnoy* (*l'art de guerir par la saignee. à Paris* 1736 *p.* 346) beschrieben hat. Bey der erstern war die Gefahr sehr versteckt, der Puls

kaum verändert, die Kranken hatten Neigung zum Schlaf, verfielen aber plötzlich in Deliria und starben. Bey der zweyten verfielen die Kranken mit dem Eintritt der Krankheit in heftigen Schweifs, der sich nicht eher als mit dem Ende der Krankheit verlor. Am zweyten oder dritten Tage brachen mit Serum gefüllte Bläschen aus, welche die Gröfse, Form und Farbe von Hirsekörnern hatten, eine beifsende Hitze der Haut dabey war ein übles Zeichen, und dieses Symptom war am heftigsten bey denen, welche die Krankheit nicht überstehen konnten; mit derselben nämlich trat erst grofse Angst ein, dazu gesellten sich Deliria, und der Tod erfolgte sogleich unter Convulsionen. Allein man könnte fragen, ob nicht das Scharlachmiasma durch besondre Veränderungen in der Atmosphäre eine gewisse Modifikation erlitten und so eine abweichende Form angenommen habe, woraus unsre epidemische Krankheit hervorgegangen sey, oder ob nicht wenigstens, da allerdings gleich beym Ausbruch der Epidemie ziemlich viele Personen, sowohl Kinder als Erwachsene, am Scharlachfieber litten, die epidemische Krankheit aus dem Scharlach und Frieselübel zusammengesetzt gewesen und dadurch die Gefahr derselben erzeugt worden sey? Ich werde mich auf die Beantwortung dieser Fragen bald ein-

lassen können, da ich nun sogleich auf die Bestimmung der Natur der epidemischen Krankheit komme, und will nur zuvor noch historisch beyfügen, wie sich das Scharlachfieber in seiner gewöhnlichen Form vor, während, und nach der Epidemie verhielt.

5) *Verhalten des eigentlichen Scharlachfiebers vor, während, und nach der Epidemie.*

Ich habe schon im Eingange erinnert, dass das Scharlachfieber von dem August 1800 bey uns angefangen und allmälig immer mehr um sich gegriffen habe; im Januar wurden besonders viele Personen und mehrere Erwachsene als vorher damit befallen, die meisten waren indess sehr mässig krank dabey, und die damit verbundene Halsentzündung erschwerte nur vielen die an sich gelinde Krankheit; jedoch kamen drey tödtliche Fälle vor, welche junge Personen betrafen und schon unter den Einwohnern Furcht erweckten; in der Fischerey schien diese Krankheit auf einige andre durch Ansteckung übergegangen zu seyn; die Aerzte dieser Kranken erklärten sie für Scharlachkranke, und ich habe schon oben erinnert, dass ich ihnen hierin beystimmen muss; nur glaube ich, muss man die Bösartigkeit dieser Fälle von einer Complication desjenigen Uebels herleiten,

welches bald darauf epidemisch ward. Während der Epidemie selbst lagen viele Menschen am reinen Scharlachsieber krank, die es vorher schon bekommen hatten, blieben mäsig krank dabey, und genasen während dieser schlimmen Periode, wie es mir selbst ging; besonders merkwürdig war es, dass zwar viele Kinder die einfache gutartige Scharlachkrankheit kurz vor der Epidemie bekamen, und sie in dieselbe mit hineinbrachten, aber dass während dieses Zeitraums die Kinder nicht weiter, weder von der Scharlach- noch von der Frieselkrankheit heimgesucht wurden, hingegen aber, so wie die epidemische Krankheit zu Ende ging, sogleich wieder an der erstern häufig zu erkranken anfingen. Eben so fehlten während der Epidemie die Halsentzündungen gänzlich, und die Wiedererscheinung derselben trat mit dem Aufhören jener Krankheit gleichzeitig ein. Nach der Epidemie bekamen nur wenig Erwachsene wahres Scharlachfieber, aber unter den Kindern ging es von neuem an, und zwar bekamen es sehr viele ganz gutartig, aber eine nicht geringe Zahl sehr schlimm. Es zeichnete sich das letztere alsdann als Scharlachfieber durch die damit verbundene Halsentzündung sowohl als durch die gleichmäsig über die Haut ergossene Röthe aus; allein es gesellte sich früher

oder später ein purpurrother oder weisser Friesel dazu, welcher in kleinen oder grössern Knötchen und Flecken über der Haut hervorstand, und an manchen Theilen sehr dicht beysammen oder gar zusammengelaufen, an andern einzeln stand, an noch andern gar nicht zu spüren war. Die Krankheit brach plötzlich und gleich mit Heftigkeit aus; die Kinder bekamen auf einmal Uebelkeiten und Erbrechen, oder auch starkes Laxiren, oder beydes, womit starke Hitze, heftiger Kopfschmerz, Halsweh, ein sehr schneller und kleiner gespannter Puls verbunden war; am zweyten Tage kam ein flacher in der Haut stekkender rother Ausschlag, der erst die Haut wie roth punktirt darstellte, aber sich allmählig vermehrte, die Haut vollkommen röthete, nur daß sie gemeiniglich doch wie punktirt aussah, indem sich auf dem hellrothen Grunde etwas dunklere runde Fleckchen auszeichneten; mit diesem Ausbruche nahm aber das Fieber nicht ab, wie es sonst beym gutartigen Scharlach zu geschehen pflegt, vielmehr ward der Kopfschmerz in Betäubung verwandelt, der Puls blieb sehr schnell und klein, die Kranken antworteten nur schwer, verlangten nach keinem Getränk, liessen den flüssigen Stuhlgang und den Urin unter sich gehen, lagen mit halb geschlossenen, sich wunderbar

ſche Periode herüber brachten; dieſe waren dabey höchſt mäſsig krank; auch die andern Aerzte ſahen nur hie und da eine ächte Scharlachkrankheit während dieſes traurigen Zeitraums, und dieſe wenigen befanden sich sehr erträglich; da alſo die Scharlach- und die Frieſelkrankheit ſo höchſt verſchieden in ihrer Heftigkeit neben einander herliefen, ſo wird daraus ſchon es höchſt unwahrſcheinlich, daſs die epidemiſche Krankheit ein modificirtes Scharlachfieber geweſen ſey; noch mehr wird dieſer Gedanke widerlegt durch den Umſtand, daſs während der Epidemie kein Kranker über Halsſchmerzen klagte, da bey bösartigen Scharlachepidemien die Bräune immer das gefährlichſte Symptom zu ſeyn pflegt, welches insgemein durch Brand tödtet. Dies war in der von *Brünning* (*Conſtitutio epidemica Essendiensis anni* 1769—70, *siſtens hiſtoriam febris ſcarlatino mitioris anginoſae etc. Veſeliae et Lipsiae* 1770) beſchriebenen Frieſel- und Scharlachepidemie der Fall, die mit der unſrigen in ſo fern viele Aehnlichkeit hat, als auch sie mit Frieſel verbunden und ziemlich bösartig war; allein sie charakterisirte sich vorzüglich durch die Bräune als eigentliche Scharlachkrankheit und ihrer Gefahr konnte insgemein durch den zeitigen Gebrauch der Chinarinde vorgebeugt werden, welches bey

uns nicht so leicht gelang. So war es auch in denen mit Friesel verbundenen Scharlachepidemien, welche *Bicker* (*Sammlung für praktische Aerzte* IX. Band, 1. Stück) und *Böhmer* (*Diss. de scarlatina epidemica. Halae* 1764) beschrieben haben. Nun hatten zwar einige Frieselkranke einige, jedoch nur leichte Beschwerden im Halse, allein diese sind dem Friesel selbst eigen und *Brendel* sah sogar symptomatische Bräunen mit höchst schlimmer Vorbedeutung, dabey entstehen (*de cognoscendis et curandis morbis*, Tom. II. pag. 253 et 263). Endlich aber, was die Sache wohl ganz entscheidet, es wurden auch solche Personen von dem epidemischen Uebel ergriffen, welche bereits in demselben Winter das Scharlachfieber auf die unzweydeutigste Art überstanden hatten; so hatte ich im December ein erwachsenes Mädchen davon geheilt, bey welcher eine starke Bräune damit verbunden war, die selbst in Eiterung überging. Dieselbe Kranke verfiel gleichwohl in das epidemische Friesel und musste eine zweyte allgemeine Abschuppung der Haut passiren. Da es nun wohl höchst selten, wenn jemals sich ereignet, dass ein Mensch in seinem Leben zweymal von dem wahren Scharlachfieber ergriffen wird, so kann man die zweyte Krankheit dieses Mädchens wohl durchaus nicht dafür ansehen.

Uebrigens ist es ein hier bemerkungswerther Umstand, dafs Scharlachausschlag und Friesel dem äufsern Ansehen nach in sehr naher Verwandtschaft mit einander stehen. Der erstere nämlich ahmt oft bey seinem gutartigen Grade die äufsere Form des Friesels nach und wenn er auch in seiner eigentlichen Gestalt, als eine gleichmäfsig über die Haut ergossene und nicht erhabene Röthe erscheint; so bildet er doch sehr oft auch überdiefs erhabene Knötchen von rother oder weifser Farbe, oder es folgt ein solches Friesel erst am achten Tage der Krankheit, oder auch nach derselben noch später. Die Krankheit hat sogar den Namen Scharlachfriesel daher bekommen. Beyde Ausschläge haben auch das eigne, dafs sie von flüchtiger Natur sind und beträchtliche Veränderungen der Temperatur durchaus nicht vertragen. Gleichwohl sind die wesentlichen mit jedem von diesen beyden Ausschlägen verbundenen Zufälle zu sehr verschieden, als dafs man ihre materielle Ursache nicht für specifik verschieden ansehen müfste. Das mit dem Scharlachausschlag gewöhnlich verbundene Friesel ist daher mehr als eine blofs anomalische Form des Scharlachausschlags zu betrachten und hat mit dem wahren Friesel nichts gemein.

Aus diesen Gründen ist unsre epidemische

Krankheit weder als Modifikation des Scharlachs noch als Complication desselben mit dem Friesel anzusehen. Allein diese letztere fand zuweilen allerdings statt. Als die Epidemie allmälig still zu stehen anfing, habe ich diese Complication selbst beobachtet, während derselben ist mir kein Fall davon vorgekommen und nach allen sorgfältigen Untersuchungen, die ich auch nachher darüber angestellt habe, scheint in diesem Zeitraume dieser Fall nicht oft oder gar nicht vorgekommen zu seyn; die ersten Kranken aber, besonders in der Fischerey, die unmittelbar vor der Epidemie schwer erkrankten, wurden ohnstreitig durch eine solche Complication erst in einen gefährlichen Zustand versetzt; denn sie hatten einen wirklichen Frieselausschlag und doch sonst die Zufälle eines Scharlachfiebers; überdieses machte die Fischerey den Anfang der Epidemie, und nur kurz darauf, als einige schlimme Kranke dort vorgekommen waren, verbreitete sich diese mit einemmale über die Stadt. Es scheint also der Einfluß der epidemischen Ursache auf die Personen, welche zufällig in der Fischerey das Scharlachfieber hatten, zuerst gewirkt zu haben; eben daselbst schien aber auch eine Hauptursache der Epidemie in dem ganz nahen Sumpf zu liegen. Dieser Umstand, daß die ersten schlimmen

Kranken an einem bösartigen Scharlachfieber litten, musste, als die Epidemie in der Stadt ausbrach, zuerst den Gedanken erzeugen, dass auch diese in einem bösartigen Scharlachfieber bestehen werde; allein die Sache wies sich in einigen Tagen, wenigstens in Rücksicht der Aerzte bald aus, und jener Glaube brachte nur unter den Laien eine nachtheilige Maassregel in ziemlich allgemeine Anwendung, nämlich die Kranken so warm als möglich zu halten, um das Scharlachfriesel heraus zu befördern.

Im Ganzen genommen ist also nichts gewisser, als dass die *epidemische Krankheit in einem mit Friesel verbundenen gefährlichen Fieber* bestand, welches sich nur zuweilen *zufälligerweise mit der* damals zugleich häufig vorkommenden *Scharlachkrankheit verband* und dann gemeiniglich die Gefahr erhöhte.

7) *Bestimmung der Natur des Fiebers.*

Schwerer möchte es seyn, die Natur des Fiebers selbst nach einem der jetzt gangbaren medicinischen Systeme zu bestimmen. Epidemische Krankheiten arten sich überhaupt gemeiniglich auf eine besondere Weise; ihre äussere Form, d. h. ihr Gang und die mit ihnen verbundenen Zufälle weichen eben so sehr von den sporadisch vorkommenden Krank-

heiten ähnlicher Art mehr oder weniger ab als sie eine abgeänderte Heilmethode erfordern. Ganz vorzüglich ist dies aber wohl mit den Frieselepidemien der Fall; denn man darf nur die so mannigfaltigen Beschreibungen von dergleichen Epidemien unter einander vergleichen, so wird man bald finden, dass der Friesel unter allen Krankheiten die Proteusartigste Beschaffenheit hat, und dass derselbe bey der einen Epidemie Aderlässe, bey einer andern Brechmittel, bey noch einer andern gelinde Abführungsmittel, oder umgekehrt die stärkende Methode verlangt hat. Da nun epidemische Krankheiten überhaupt die grösste Klippe sind, an welcher unsre Systeme so leicht scheitern, wie schwer muss es da in unsern an medizinischen Systemen so reichen Zeiten seyn, die eigentliche Beschaffenheit eines epidemischen Frieselfiebers zu bestimmen.

Ich will zuvörderst einige negative Bestimmungen geben. Die Krankheit war *nicht rein entzündlich.* Die Krankheitsconstitution war schon seit dem Sommer im Ganzen nervös, und diese änderte sich im Winter so wenig ab, wie es sonst fast immer allhier der Fall ist, dass vielmehr jener Charakter sich allmählig immer mehr entwickelte und dass ich keine einzige ächte oder sthenische Entzündungskrankheit den ganzen Winter über zu se-

nur schnellen Uebergang in Fäulniſs nach dem Tode, nicht einen faulartigen Zustand der Krankheit selbst beweisen; auch läſst sich diese letzte Erscheinung wohl schicklicher auf eine ganz andre Weise erklären, wie ich unten sagen werde.

Das Fieber an sich muſs man wohl als ein *nervöses*, oder wenn man lieber will, als ein *asthenisches* ansehen. Darauf leiten schon obige negative Bestimmungen, noch mehr aber wird diese Idee bestätigt durch den Widerspruch des äuſsern Ansehens der Zufälle mit der versteckten groſsen Gefahr, so wie mit sich selbst; durch den Gang der Krankheit bey denen, welche nicht ganz schnell hinwegstarben, durch die Veränderlichkeit des Pulses und viele verbundene Nervenzufälle, so wie endlich durch die Heilmethode selbst. Ich sehe sehr wohl ein, daſs sich selbst gegen diese Bestimmung nicht unwichtige Einwendungen machen lieſsen, nur möchten dieselben mehr die Unvollkommenheit unsrer Systeme, als mich betreffen und man würde immer einräumen müssen, daſs obige Bestimmung doch unter allen noch die passendste sey. Indeſs sind einige Abweichungen unsrer Krankheit von dem gewöhnlichen Gange der Nervenfieber so wichtig, daſs sie eine nähere Betrachtung verdienen. Dahin gehört,

1) Dafs die Kranken auch ohne zu phantasiren meist bis wenige Stunden vor dem Tode viele Muskelkraft behalten.

2) Dafs der Tod meist unvermuthet und schnell, d. h. auf eine plötzliche Verschlimmerung der Umstände eintrat; eine höchst grofse Angst und Unruhe machte den Anfang der letztern, auf diese folgte nach einigen Stunden Phantasiren, welches bald in Betäubung, Lähmung der Zunge oder Röcheln überging und in einem Zeitraum von einer halben Stunde den Tod brachte.

3) Dafs die Kranken periodisch eine äusserst grofse, mehrere Stunden anhaltende Angst des Tags mehrere male bekamen, welche leicht in den Tod sich endigte, und dafs diese bey weitem nicht immer, und zwar nicht einmal vorübergehend, auf starke Nervenmittel, als Moschus und Campher, noch weniger auf starken Gebrauch der Säuren, nach meinen Beobachtungen aber immer und bleibend auf das Calomel wich, so dafs auch das Fieber sogleich auffallend vermindert und bald gehoben ward, und die Kranken selbst den daher zuweilen entstandenen Speichelflufs leicht ertrugen;

4) Dafs selbst starke Blutflüsse aus der Nase, die sich indefs nur bey einzelnen ereigneten, nicht Gefahr brachten, ja eine stark

genährte, aber im Ganzen schwächliche Frau, (No. IX.) die unmittelbar vor dem Frieselfieber einen sehr starken Blutverlust aus der Gebärmutter erlitten hatte, und höchst krank war, gleichwohl die Krankheit glücklich überstand, ohnerachtet sie 50 Gran Calomel nach und nach genommen hatte;

5) Dass der Puls bey den meisten Kranken, zumal anfangs und ausser den Exacerbationen nur mässig schnell und nicht sehr matt und klein, oft mässig voll war, jedoch sich nicht gleich blieb und oft mannigfaltig abwechselte.

Die drey erstgenannten Umstände belehrten mich gleich in den ersten Tagen der Epidemie, dass die Krankheit nicht wie ein reines gewöhnliches Nervenfieber zu betrachten sey, und es ward mein Nachdenken aufs höchste gespannt, um eine möglichst zweckmässige und sichere Heilmethode ausfindig zu machen.

In Rücksicht der mehrmals angeführten periodischen und die Kranken bis zur Verzweiflung marternden Angst war zwar mein erster Gedanke, dass sie ein blosser Nervenzufall seyn möchte, der in dergleichen Fiebern so häufig und als ein schlimmer Vorbote sich ereignet, zumal da anfangs mehrere Kranke so schnell starben, dass man an ein sehr bösartiges Miasma denken musste. Allein, wie

gesagt, Nervenmittel thaten wenig dagegen. Der Moschus hat zwar in einigen bösen Fällen, gleich zu Anfange in starken Gaben gegeben, die schlimmen Zufälle getilgt; allein in den mehresten, wenigstens in den von mir behandelten Fällen, schaffte er entweder nur vorübergehende Erleichterung, die auch von selbst nach einigen Stunden gemeiniglich eintrat, und die Kranken starben doch, oder er leistete auch gar nichts, wie ich in drey Fällen erfuhr. Die Säuren schienen auch zuweilen Erleichterung zu geben, aber nur auch keine bleibende und noch weniger verschafften sie eine Verminderung der Krankheit im Ganzen; ein junger viel versprechender Arzt nahm die Vitriolsäure, als die Angst heftig ward, in der stärksten Menge, die er nur vertragen konnte, vom Morgen an, schien etwas erleichtert, und starb doch denselben Abend noch. Die Klystiere schienen in einigen Fällen mehr auszurichten, und der Campher alsdann, wenn Beklemmung und Angst vor dem Ausbruche des Friesels herging und dieses auf den Gebrauch des Camphers erfolgte. Allein bey den schlimmen Kranken stand die Angst so wenig mit dem Ausbruch des Friesels in Verbindung, dass mehrere mit Friesel bedeckt starben und doch bis an den Tod von der schrecklichsten Angst gefoltert wurden.

Diese Umstände mussten mich bald belehren, dass diese Angst kein blosser von Schwäche entsprungener Nervenzufall seyn könne; die fortdauernde Muskelkraft bey den Kranken, das schleunige unvermuthète Hinsterben derselben unter Zufällen, die auf einen Schlagfluss deuteten, die Merkmale von Congestionen von Blut, die der veränderliche Puls und selbst Blutungen bey mehrern verriethen, bestätigten obige negative Annahme. Ich kam nun auf die Vermuthung, dass mit unsrer Krankheit eine *asthenische Leberentzündung* verbunden seyn möchte. Mehrere Umstände brachten mich auf diesen Gedanken, und zwar ausser den schon angeführten, die hieher gedeutet werden könnten, noch folgende:

1) Kamen bald vor der Epidemie einige Kranke mit Leberentzündungen vor; bey dem einen endigte sie sich sogar mit einem Friesel (No. XIX.)

2) Mehrere Leichen hatten eine gelbe Farbe angenommen; eben dies war kurz vor der Epidemie bey einem Soldaten geschehen, der am letzten Tage seiner Krankheit, wo er erst in die Stadt geschafft worden war, den Zufällen nach an einem Nervenfieber krank gewesen wàr; noch mehr in der Epidemie kamen zwey Fälle vor, wo mit den Vorboten der Krankheit die Haut gelb ward und deut-

che Zufälle einer Leberaffektion sich einstellen, die aber mit dem ganzen Uebelbefinden größtentheils dem Calomel wichen (No. XIV und XV.)

3) Mehrere Kranken klagten Schmerzen wischen den Schultern; ja es kam ein Fall iner completten Leberentzündung vor, womit ie Zufälle der epidemischen Krankheit verunden waren (No. XVI.)

4) Bey mehrern war der Leib hartnäckig erschlossen, so daß sie nicht einmal auf eine bkochung von Senesblättern innerlich geommen und den Brechweinstein in Klystieren fördert werden konnte; doch war dieser Zufall bey weitem nicht allgemein.

5) War es auffallend, daß mehrere, die nz vor der Krankheit vielen, oder doch ehr Wein getrunken hatten, als sie gewohnt aren, an der Krankheit, und zum Theil hnell starben.

6) Erinnerte ich mich der Aussprüche terer großer Aerzte, die meine Vermuthung stätigten, z. B. *Brendels*, welcher (*l. c.* T. II, g. 250) behauptet, der Friesel sey anfangs mer mit einer Entzündung der Eingeweide s Unterleibes, selten der Brust und des pfs verbunden, oder *Rivieri's*, nach welem bösartige Fieber selten ohne Entzündunn der Eingeweide einher gehen, (*Praxis*

med. L. XVII. Sect. II. c. 1. *de febribus putridis in appendice.*)

Aus diesen Gründen ward es mir sehr wahrscheinlich, daſs mit unsrer Krankheit eine bösartige, zum Brand geneigte Entzündung der Leber verbunden seyn möchte, so wie sich dem bösartigen Scharlachfieber eine solche Entzündung im Halse zuzugesellen pflegt, welche letztere während unsrer Epidemie nicht in einem einzigen Falle vorgekommen ist. Das Ausflieſsen von stinkendem Blute aus dem Munde, welches sich bey mehrern Leichen etwa acht Stunden nach dem Tode ereignete, schien mir von einem Brande der Leber herzurühren. Ich kam deshalb auf den Gebrauch des Calomels, den ich nachher mit mehrern erörtern werde.

Auch gegenwärtig, da ich dieses schreibe, bleibt es mir am wahrscheinlichsten, daſs wenigstens in den schlimmern Fällen eine Leberentzündung complicirt gewesen sey. Wollte man aber jenen Zustand, wovon ich vorzüglich die Angst herleite und den ich Entzündung nenne, nicht als solche anerkennen und vielleicht mehr als eine passive Congestion oder bloſse Reitzung der Leber betrachten, so will ich mich in keinen Streit darüber einlassen; so viel ist indeſs wohl gewiſs, daſs

bey unſrer Krankheit das Syſtem der Blutgefäſse eben ſo ſehr als jenes der Nerven angegriffen ward und beyde unregelmäſsig wirkten, ſo wie, daſs der reitzende und ſtärkende Heilplan für sich allein nicht der glücklichſte war und daſs die Kranken, ohnerachtet jener Heilplan im Ganzen in allen ſchlimmen Fällen wirklich angezeigt und nothwendig war, gleichwohl ſolche Mittel, denen man ſchwächende Wirkungen zuſchreibt, wie das Calomel, dabey ſehr gut vertrugen, überdieſes aber ungemein ſchnell und ſo sicher bey dessen Gebrauch genaſen, daſs mir und meinen Gehülfen kein Kranker mehr von der Zeit an geſtorben iſt, wo ich dieſes Mittel dreuſt zu geben im Stande war.

Ueberhaupt muſs ich mir hier noch eine Bemerkung über *die Natur des Frieſels* ſelbſt erlauben. Gemeiniglich wird dasselbe für das Produkt eines in den Säften beſindlichen und mit ihnen herumirrenden Stoffes gehalten, der endlich auf der Haut abgeſetzt wird, ſo wie man sich überhaupt von den Hautausſchlägen dieſen Begriff macht. Ich will hier nicht unterſuchen, in wie fern dieſe Vorſtellungsart von andern Hautausſchlägen gegründet iſt; allein von einigen iſt sie wohl offenbar irrig, die Petechien z.B. werden wohl von niemand mehr für etwas anders als für kleine

Sugillationen oder Austretungen von Blut aus den kleinsten Gefäſsen unter die Oberhaut gehalten; von dem Frieſel bezeugen alle Schriftſteller, daſs er entweder nie, oder doch höchſt ſelten kritiſch ſey; die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, daſs es unnütz und ſchädlich in allen Fällen ſey; den Frieſel durch Schwitzmittel auf die Haut befördern zu wollen, und daſs man ihn ſogar oft, beſonders durch Ausleerung des Darmkanals und kühles Verhalten verhüten könne; ohnerachtet aber dieſes letztere nicht immer gelingt und der Frieſel bey vielen Epidemien, wie bey der unſrigen, ein weſentliches Symptom ausmacht, das nicht etwa durch die Kurmethode erſt erzeugt wird, ſo entſcheidet er doch in der Regel nichts, und man hat oft ſchon die Bemerkung gemacht, daſs, je zeitiger und je häufiger derſelbe erſcheint, die Kranken nur um deſto ſchlimmer daran sind. Sollte daher der Frieſelausſchlag, beſonders derjenige, welcher ſich zu epidemiſchen Fiebern geſellt, nicht ein Symptom von einem andern innern kranken Zuſtande irgend eines Eingeweides ſeyn und ſeine Entſtehung einer conſenſuellen Reitzung der Haut zu verdanken haben? Es iſt hier der Ort nicht dieſe Idee weiter zu verfolgen, allein meine Beobachtungen bey unſrer Epidemie und noch eine andre nur ſo eben ge-

machte erhöhen meine Vermuthung, die ich durch genaue Aufmerksamkeit in der Zukunft zu berichtigen bemüht seyn werde. (No. XXII.)

8) *Ursachen der Epidemie.*

Ich gehe jetzt auf die *Ursachen unsrer Epidemie* fort. Die Hauptfrage dabey ist wohl diese, ob das Uebel durch ein von aussen eingeführtes, oder auch bey uns selbst erzeugtes Contagium ausgebreitet worden, oder von einer allgemeinen auf die Einwohner dieses Ortes gemeinschaftlich wirkenden Ursache entsprungen sey?

Das erstere läfst sich nicht annehmen; denn 1) brach das Uebel mit einem male über die ganze Stadt aus; vorzüglich vom 4ten Februar an wurden mit einem male eine große Menge von Menschen krank; 2) die Krankheit erwies sich nicht ansteckend. Beydes könnte um deswillen bezweifelt werden, weil ich oben gesagt habe, dafs vor dem Ausbruche der Epidemie in der Stadt, mehrere Kranke in der Fischerey sich das Uebel wirklich mitgetheilt zu haben scheinen; man könnte glauben, dafs die Krankheit sich in der Fischerey entsponnen und durch Ansteckung in die Stadt gewandert sey; allein ich habe oben ebenfalls erinnert, dafs jene ersten, unmittelbar vor der Epidemie beobachteten Fälle ohnstreitig eigent-

liche Scharlachfieber waren, mit denen sich das bereits anfangende epidemische Fieber verbunden hatte; diese complicirte Krankheit konnte allerdings anstecken, da die Scharlachkrankheit gewiſs als ansteckend anerkannt werden muſs. Am auffallendsten war es, daſs drey Schwestern sogleich nachdem die vierte Schwester gestorben war, die sie in der Fischerey besucht hatten, auf der Stelle schwer erkrankten und auch noch zwey von ihnen der Krankheit unterlagen. Allein, wie ich nach eingezogener Erkundigung unterrichtet worden bin, hatten sich diese drey Schwestern äuſserst geängstigt und erschrocken und sich ihrer Trauer zügellos überlassen, so daſs diese Gemüthsstimmung wenigstens vielen Antheil an ihrer Krankheit hatte. Uebrigens aber hat sich die Krankheit von ihnen auf niemand weiter in der Familie fortgepflanzt und sie selbst konnten von einem Miasma in der Luft, das in der Fischerey zuerst seine Kräfte entwickelte, eben so gut als von einem aus dem kranken Körper ihrer Schwester entwickelten Contagium ergriffen worden seyn. Am wenigsten konnten sie die Krankheit über die Stadt durch Ansteckung verbreitet haben, denn ein ansteckendes Uebel verbreitet sich allmählig und schleicht von einem Hause in mehrere, und von diesen in viele, bis der gröſste Theil

eines Orts ergriffen ist; hingegen fingen in der Stadt eine grosse Menge Menschen gleich nachher an einem Tage an zu erkranken und eben dieses geschah an den folgenden Tagen. Dass die Krankheit in der Regel nicht ansteckend war, konnte man auch daraus abnehmen, dass nur wenige Personen von denen, welche Kranke warteten, selbst die Krankheit bekommen haben, dass diejenigen, welche die Leichen besorgten, frey davon geblieben sind, dass man von keinem Arzte sagen kann, er sey angesteckt worden, und dass die Epidemie bald wieder nachliess, als wir anhaltenden Frost bekamen; dass die Krankheit grösstentheils nur einzelne Glieder einer Familie auswählte und die andern alle verschonte, dass die niedere Volksklasse, von denen ansteckende Krankheiten sonst gemeiniglich ausgehen, verschont blieb; so wie endlich, dass sie häufig solche ergriff, welche alle Gemeinschaft mit Kranken sorgfältig vermieden. In Rücksicht der Aerzte ist es bemerkenswerth, dass zwar zwey am ersten Tage der Epidemie erkrankten und der Krankheit unterlagen, allein eben darum, weil sie mit dem Anfange der Epidemie ergriffen wurden, konnten sie nicht angesteckt seyn; hingegen erkrankte in der Epidemie selbst kein Arzt, ob sie gleich insgesammt sich äusserst, bey Tage und bey Nacht, an-

[illegible] und einige endlich vor Ermattung [illegible] Tage das Zimmer zu hüten genöthigt waren. Auch andre Beobachter, besonders [illegible] in der angezogenen Schrift, konnten eine contagiöse Beschaffenheit des Friesels nicht wahrscheinlich machen; letzterer ward nicht angesteckt, ohnerachtet er die Frieselblasen mit seinen Fingern öfnete und mit der darin befindlichen Feuchtigkeit sich die Finger verunreinigte.

Diesemnach muss man den Grund der Epidemie ohnstreitig in einem in der Luft verbreiteten Miasma suchen; und in der That ist es nicht schwer die Quellen einer solchen nachtheiligen Beschaffenheit der Luft ausfindig zu machen. Dass der Grund der Krankheit in einem lokalen Umstande liegen musste, lässt sich schon daraus abnehmen, dass in der ganzen umliegenden Gegend zwar ein Scharlachfieber herrschte, aber keine Frieselepidemie ausbrach, ja dass diese auch bey uns die eine gegen Morgen gelegene Vorstadt ganz verschonte, einige Quartiere der Stadt und besonders das gegen Morgen gelegene wenig angriff; im Gegentheil aber in der an einem langen sumpfigen und mit der Elbe in Verbindung stehenden Kanal nach dem Abend zu liegenden Vorstadt, die Fischerey genannt, am ersten und heftigsten, und darauf eben so

heftig in denjenigen Strafsen der Stadt wüthete, welche dem damals herrfchenden Südweftwinde ausgefetzt waren, wobey die mit der Fifcherey parallel laufenden Strafsen der andern nach dem Abend zu liegenden Vorftädte auch ganz verfchont blieben und nur in den erften Häufern der unter jenen zunächft an die Fifcherey gränzenden Claußtrafse einige Perfonen ergriffen und fchnell hinweggerafft wurden, dafs die Urfache der Epidemie in einem lokalen Umftande gegründet feyn mufste, erhellet überdiefs auch daraus, dafs sie bald nachliefs und endlich aufhörte, als wir anhaltende Kälte bekamen, fo wie die stinkenden Ausdünftungen, welche der Stadtgraben verbreitete, den Verdacht fogleich auf ein Sumpfmiasma leiten mufste.

Wirklich sind auch die übeln Ausdünftungen von denen die Stadt umgebenden Gräben als die Haupturfache der Epidemie gewifs zu betrachten. Wittenberg liegt beynahe am tiefften in Sachfen, die Stadt ift ringsum mit einem breiten fumpfigen Graben und einem hohen Walle umgeben, zwifchen demfelben und der Elbe, einem Raume von kaum einer halben Viertelftunde Weges, befinden sich mehrere ftehende Wässer, welche durch das Austreten des Flusses sich gebildet haben, und überdiefs geht ein Kanal beynahe bis an

ſtrengten und einige endlich vor Ermattung einige Tage das Zimmer zu hüten genöthigt wurden. Auch andre Beobachter, beſonders *Gmelin* in der angezogenen Schrift, konnten keine contagiöſe Beſchaffenheit des Frieſels ausfindig machen; letzterer ward nicht angeſteckt, ohnerachtet er die Frieſelblaſen mit ſeinen Fingern öfnete und mit der darin befindlichen Feuchtigkeit sich die Finger verunreinigte.

Dieſemnach muſs man den Grund der Epidemie ohnſtreitig in einem in der Luft verbreiteten Miasma ſuchen; und in der That iſt es nicht ſchwer die Quellen einer ſolchen nachtheiligen Beſchaffenheit der Luft ausfindig zu machen. Daſs der Grund der Krankheit in einem lokalen Umſtande liegen muſste, läſst sich ſchon daraus abnehmen, daſs in der ganzen umliegenden Gegend zwar ein Scharlachfieber herrſchte, aber keine Frieſelepidemie ausbrach, ja daſs dieſe auch bey uns die eine gegen Morgen gelegene Vorſtadt ganz verſchonte, einige Quartiere der Stadt und beſonders das gegen Morgen gelegene wenig angriff; im Gegentheil aber in der an einem langen ſumpſigen und mit der Elbe in Verbindung ſtehenden Kanal nach dem Abend zu liegenden Vorſtadt, die Fiſcherey genannt, am erſten und heftigſten, und darauf eben ſo

heftig in denjenigen Strafsen der Stadt wüthete, welche dem damals herrfchenden Südweftwinde ausgefetzt waren, wobey die mit der Fifcherey parallel laufenden Strafsen der andern nach dem Abend zu liegenden Vorftädte auch ganz verfchont blieben und nur in den erften Häufern der unter jenen zunächft an die Fifcherey gränzenden Claus ftrafse einige Perfonen ergriffen und fchnell hinweggerafft wurden, dafs die Urfache der Epidemie in einem lokalen Umftande gegründet feyn mufste, erhellet überdiefs auch daraus, dafs sie bald nachliefs und endlich aufhörte, als wir anhaltende Kälte bekamen, fo wie die ftinkenden Ausdünftungen, welche der Stadtgraben verbreitete, den Verdacht fogleich auf ein Sumpfmiasma leiten mufste.

Wirklich sind auch die übeln Ausdünftungen von denen die Stadt umgebenden Gräben als die Haupturfache der Epidemie gewifs zu betrachten. Wittenberg liegt beynahe am tiefften in Sachfen, die Stadt ift ringsum mit einem breiten fumpfigen Graben und einem hohen Walle umgeben, zwifchen demfelben und der Elbe, einem Raume von kaum einer halben Viertelftunde Weges, befinden sich mehrere ftehende Wässer, welche durch das Austreten des Flusses sich gebildet haben, und überdiefs geht ein Kanal beynahe bis an

die Stadt, der eine gute Viertelstunde lang ist und bey hohem Elbstande Wasser aufnimmt, das rückwärts aus der Elbe hineintritt, bey niederm Elbstande hingegen austrocknet und einen tiefen Schlamm zurückläfst. Es sind demnach reichliche Quellen zur Erzeugung eines Sumpfmiasma bey uns zugegen. Nun herrschen aber bey uns selten bösartige Krankheiten und man könnte deshalb zweifeln, ob diese Sümpfe uns so grofsen Nachtheil gebracht hätten. Allein die Wechselfieber sind bey uns die herrschendste Krankheit, deren Ursache wohl in nichts anderm gesucht werden kann; Frieselausschläge sind ebenfalls bey uns ganz einheimisch und man sieht aus einer von *Abraham Vater* (*Dissert. inauguralis, qua casus singularis asthmatis ex febre purpurata reportati Wittenbergae* 1730) geschriebenen Streitschrift, dafs sie schon vor dem Jahre 1728 sehr gemein in Wittenberg gewesen seyn müssen; wir dürften es daher wohl vorzüglich dem so nahen Elbstrome zu verdanken haben, dafs unsre Stadt wirklich so selten, wie ich selbst aus den über die hiesigen Stadtkrankheiten seit 1500 geführten Akten ersehen habe, von einer bösartigen Epidemie heimgesucht worden ist. Denn wie sehr wirksam Sumpfausdünstungen zu Erzeugung von bösartigen und besonders

auch von Frieſelfiebern sind, dies iſt gegenwärtig hinlänglich bekannt und *Lancisi's* wohlthätiges Werk *De noxiis paludum effluviis* läſst darüber keinen Zweifel übrig. Auch *Borsieri*, der in Italien, wo der Frieſel ſehr herrſchend iſt, ſelbſt mehrere bösartige Frieſelepidemien beobachtet und in seinen *Institutionibus medicinae practicae* eine Menge von Beyſpielen ähnlicher Epidemien zuſammengeſtellt hat, ſagt im II. Bande, Seite 633: »Unterſucht man alle Umſtände, die vor dem Ausbruch einer Frieſelepidemie vorhergegangen sind, ſo wird sich immer ein Stoff ausfindig machen lassen, welcher durch ſtillſtehende und verdorbene Wässer, oder Ueberſchwemmungen, oder durch Ableitung von Flüssen und Sümpfen, wodurch der Grund derſelben entblöſst und die darauf befindlichen Stoffe in Gährung geſetzt worden, oder durch Erderſchütterungen u. ſ. w. der Luft mitgetheilt worden iſt.» Eine der unſrigen auffallend ähnliche Frieſelepidemie, welche in Mantua herrſchte und von einem bewährten Arzte *Asti* (*Anno medico terzo Mantuano o sia Storia delle molattie del a.* 1783. *p.* 83) beſchrieben worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung noch mehr; es hatten sich in Mantua einige Zeit lang Frieſelausſchläge ſehen lassen, als dieſe Krankheit auf einmal im Sommer

epidemisch ward und so ungemein heftig wüthete, dass ganze Familien immer eine nach der andern davon ergriffen wurden und nur wenige dem Tode entgingen. Man konnte keine andre Ursache dieser schrecklichen Krankheit ausfindig machen, als dass die Graben um die Stadt herum so eben gereinigt und der faule Schlamm zur Ausbesserung der Wälle verwendet worden war; diese Vermuthung beftätigte sich dadurch, dass, als diese Gelegenheitsursache in Zukunft verhütet ward, nach Verfluss von einigen Jahren die Gefahr der Frieselkrankheit sich in dem Maasse verminderte, dass man sie nunmehr blos einzeln und meist gutartig wahrnimmt.

So traten aber auch vor unsrer Epidemie Umstände ein, welche die Wirksamkeit jener Sumpfausdünstungen erhöhen mussten. Erstlich der schlaffe feuchte Winter an sich schon, der die Kräfte der Menschen untergraben hatte; es herrschte daher schon seit geraumer Zeit eine nervöse Constitution und die so sehr häufigen mit Mattigkeit verbundenen Catharrhalfieber um Weihnachten waren ohnstreitig schon Vorboten der Epidemie, die vielleicht im Januar durch die zu Anfange desselben herrschende heitre Witterung noch aufgehalten wurde. Ueberhaupt war die Witterung im ganzen verwichenen Jahre höchst abwei-

chend. Ich will darüber nur einige wenige Bemerkungen aus meines verstorbenen Freundes und Collegen, des Herrn Prof. D. *Titius* Beobachtungen, die dem von ihm besorgten Wittenberger Wochenblatte einverleibt sind, mittheilen. Wir hatten im ganzen vorigen Jahre einen geringen Luftdruck, besonders unter andern sieben Monaten auch im November und December. Der Luftdruck war im December sehr unbeständig und der Verlauf des Winters glich einem Herbstmonat. Der Anfang und das Ende desselben brachte viele Nässe, besonders die letzten sechs Tage. Der Winter 1799—1800 war bekanntlich sehr kalt, der kälteste Tag fiel auf den 8ten März, wo *Fahrenheits* Thermometer 0,6 stand. Im April und May erfolgte Wärme mit Trockenheit zu 82 und 85 Grad. Der Junius war kühler. Der Julius hatte kühle Morgen, aber am Tage grosse Hitze zu 91 Graden, diese hielt bis zu Ende des Septembers an. Der Oktober war Anfangs kalt. Im November stand das Thermometer an einigen Morgen früh unter dem Frostpunkte, aber es fehlte auch nicht an warmer Morgentemperatur, die nahe an oder über 50 Grad betrug; nur an zwey Tagen dauerte der Frost den ganzen Tag aus; im December war der Frost äusserst unbedeutend, die Tage vom 13ten bis 21sten

ausgenommen, betrug er nur wenige Grade unter dem Frostpunkte. Die meisten Morgen stand das Quecksilber früh schon über dem Frostpunkte. Das vorige Jahr zeichnete sich in Rücksicht der Dürre ungemein aus; die geringe Quantität Regen übertrifft alle bisher allhier gemachten Beobachtungen. Am 9ten November empfanden auch wir die Wirkungen des bekannten heftigen Orkans. Wir zählten nur 11 Gewitter im ganzen Jahre.

Im Januar dieses Jahres waren die Veränderungen des Barometers häufig und beträchtlich; am tiefsten sank es den 29sten Abends, nämlich auf 26 Zoll, 9 Linien und 8 Zehntheile, worauf ein äusserst heftiger Sturmwind erfolgte. Die Witterung war sehr gelinde, nur einmal fiel das Thermometer auf 18 Grad; den 6ten stieg die Wärme sogar in den Frühstunden auf 44 und in den Mittagsstunden auf 50 *Fahr.* Grade. Die mittlere Temperatur betrug 34 Grad. In den ersten 14 Tagen hatten wir meist heitre trockne Witterung, dann wechselten Regen und Schnee mit einander ab; der West und Südwestwind waren die herrschendsten. Wir hatten 16 trübe, 11 gemischte und nur 3 klare, 17 trockne und 14 regnichte Tage. Die Wärme dauerte bis zum 8ten Februar; am 10ten fiel das Quecksilber auf 9 Grad nach *Fahrenheit.* Die Ver-

änderungen der Luftschwere waren auch beträchtlich; am 4ten stand das Quecksilber 28 Zoll 2 Linien, am 27sten fiel es auf 27 Zoll 1 Linie 1 Zehntheil.

Durch die Trockenheit im verwichenen Jahre und den davon abhängenden höchst niedern Elbstand war der Kanal in der Fischerey und meistens auch die Stadtgräben eingetrocknet; die Elbe stieg im Herbst und Winter nicht wieder so hoch, daſs Wasser in diese beyde Sumpfpartien hätte eintreten können; in der letzten Hälfte aber des Januars fiel sehr viel Regen, der mitunter ganz lau war, und diese Witterung hielt bis die ersten Tage des Februars an; die Krankheiten nahmen auch bald an Menge zu, ohne vorerst eine groſse Sterblichkeit zu verursachen, bis am 29. Januar ein heftiger Orkan wüthete, nach welchem die ersten bösartigen Kranken in der Fischerey sich zeigten, und bey auf den Sturm erfolgender stiller, aber regnichter lauer Witterung, brach dasselbe Uebel am 4. Februar auch in der Stadt aus. Ohnstreitig war der faule, vorher ausgetrocknete Sumpf, in welchem eine Menge Fische und andere Thiere mit vertrocknet waren, durch den vielen Regen erweicht, und durch den Sturm sein bösartiges Gas in gröſsrer Menge entwickelt worden; die Einwohner der unmittelbar an einem solchen Gra-

ben liegenden Fischerey, und der untersten Gasse am Wasser vorzüglich, erlitten zuerst die Wirkungen davon, die sich aber bey nachfolgender stiller lauer Witterung auch der Stadt, und zwar vorzüglich denen Quartieren mittheilten, welche dem Südwestwinde ausgesetzt waren, wodurch die Dünste aus dem Graben der Fischerey und dem Stadtgraben auf der Mittagsseite ihnen zugeführt wurden.

9) *Ursachen der Lethalität.*

Was die Ursachen der Lethalität unsrer Krankheit anlangt, so bemerke ich, dass diese vorzüglich in der Heftigkeit des Miasma gesucht werden müssen, denn es starben eine gute Zahl innerhalb 12 bis 24 Stunden, und zwar gleich vom Anfange der Epidemie, wo noch kein Schreck u. s. w. mitwirken konnte; der Behandlung kann man billiger Weise keinen Antheil daran zuschreiben; denn es ist bey weitem die grösste Zahl der sehr schlimmen Kranken gerettet worden; es starben auch die Kranken zum Theil sehr schnell, ohne dass sie die geringste Arzney noch genommen hatten, so wie eines Theils solche, welche beym Ausbruch des Uebels sogleich Brechmittel genommen, und andern Theils andre, welche sogleich vom Anfange mit reizend stärkenden Mitteln waren behandelt wor-

derungen der Luftschwere waren auch be-
chtlich; am 4ten stand das Quecksilber 28
ll 2 Linien, am 27sten fiel es auf 27 Zoll
Linie 1 Zehntheil.

Durch die Trockenheit im verwichenen
are und den davon abhängenden höchst nie-
n Elbstand war der Kanal in der Fischerey
meistens auch die Stadtgräben eingetrock-
; die Elbe stieg im Herbst und Winter
ht wieder so hoch, dass Wasser in diese
de Sumpfparthien hätte eintreten können;
der letzten Hälfte aber des Januars fiel
viel Regen, der mitunter ganz lau war,
diese Witterung hielt bis die ersten Tage
Februars an; die Krankheiten nahmen
bald an Menge zu, ohne vorerst eine grosse
rblichkeit zu verursachen, bis am 29. Januar
heftiger Orkan wüthete, nach welchem die
en bösartigen Kranken in der Fischerey
zeigten, und bey auf den Sturm erfolgen-
stiller, aber regnichter lauer Witterung,
ch dasselbe Uebel am 4. Februar auch in
Stadt aus. Ohnstreitig war der faule, vor-
ausgetrocknete Sumpf, in welchem eine
nge Fische und andere Thiere mit vertrock-
waren, durch den vielen Regen erweicht,
durch den Sturm sein bösartiges Gas in
er Menge entwickelt worden; die Ein-
ner unmittelbar an einem solchen Gra-

ben liegenden Fischerey, und der untersten Gasse am Wasser vorzüglich, erlitten zuerst die Wirkungen davon, die sich aber bey nachfolgender stiller lauer Witterung auch der Stadt, und zwar vorzüglich denen Quartieren mittheilten, welche dem Südwestwinde ausgesetzt waren, wodurch die Dünste aus dem Graben der Fischerey und dem Stadtgraben auf der Mittagsseite ihnen zugeführt wurden.

9) *Ursachen der Lethalität.*

Was die Ursachen der Lethalität unsrer Krankheit anlangt, so bemerke ich, dass diese vorzüglich in der Heftigkeit des Miasma gesucht werden müssen, denn es starben eine gute Zahl innerhalb 12 bis 24 Stunden, und zwar gleich vom Anfange der Epidemie, wo noch kein Schreck u.s.w. mitwirken konnte; der Behandlung kann man billiger Weise keinen Antheil daran zuschreiben; denn es ist bey weitem die grösste Zahl der sehr schlimmen Kranken gerettet worden; es starben auch die Kranken zum Theil sehr schnell, ohne dass sie die geringste Arzney noch genommen hatten, so wie eines Theils solche, welche beym Ausbruch des Uebels sogleich Brechmittel genommen, und andern Theils andre, welche sogleich vom Anfange mit reizend stärkenden Mitteln waren behandelt wor-

den. Einigermaßen kann ein zu heißes Verhalten bey mehreren den Tod befördert haben, doch ward von den Aerzten äußere große Wärme widerrathen. Aber sehr viel wirkten gewiß der Schreck und die Gemüthsunruhe. Die Gesunden blieben meist zu Hause, und die Kranken blieben sie zu sehr allein, die Aerzte waren zu sehr beschäftigt, um ihre ängstlichen Kranken viele male an einem Tage sehen zu können, die Unbesonnenheit der Menschen vermehrte durch Ausstreuung von unwahren Todesfällen und Vergrößerung der Zufälle der Krankheit die Furcht ungemein; viele erkrankten ohnstreitig aus bloßer Furcht, und von mehreren Kranken weiß ich, daß sie unmittelbar nach einer vernommenen schreckhaften Nachricht sogleich aus einem höchst leidlichen Zustande in den schlimmsten verfielen und sehr schnell hinwegstarben.

10) *Vorhersagung.*

Was die Vorhersagung anlangt, so war diese, wie aus der Beschreibung schon erhellet, höchst ungewiß. Indem die Krankheit so sehr täuschte, und bey dem besten Anscheine, den der Kranke Abends noch gegeben hatte, er doch schon am andern Morgen nicht mehr war. Die ersten fünf Tage waren ohnstreitig die schlimmsten, wer diese überstanden hatte,

abwechselnd und bey schlimmen Zufällen den Moschus und Blasenpflaster an; überdies waren Brechmittel sogleich beym Ausbruch der Krankheit in beynahe allgemeinem Gebrauch, und es wurde auch äusserst häufiger Gebrauch von der übersauren und gemeinen Salzsäure, so wie von der Vitriolsäure sowohl von Gesunden als Präservativmittel, als den Kranken gemacht.

1) Brechmittel thaten gewiss in sehr vielen Fällen sehr gute Dienste, vielleicht mehr durch die allgemeine Erschütterung des Nervensystems als durch die Ausleerung von Krankheitsstoffen selbst, ausser wo zufällig ein solcher vor der Krankheit sich im Magen gebildet hatte; ich glaube, dass sie vorzüglich geschickt waren, die unregelmässige Thätigkeit des Gefässsystems zu verhüten, wodurch zu Congestionen, oder selbst nach meiner Meinung zu versteckten Entzündungen der Leber, vielleicht auch zu einer allzugrossen Abziehung des Bluts vom Gehirn und zum Schlagfluss Gelegenheit gegeben ward. Indess würde ich sie nicht immer und nicht als Hauptmittel empfehlen; nicht bey Personen, die nie brechen können und eher davon heftig laxiren, nicht bey überhand genommener Krankheit und sehr zerrütteten Kräften, auch nicht, wenn überhaupt die bekannten Gegenanzeigen ic

einem bedeutenden Grade ihnen entgegen ſtünden. Wirklich hat auch die Erfahrung gezeigt, daſs viele von denen geſtorben sind, welche ſogleich im Anfange Brechmittel genommen haben, wie dies ſelbſt aus den drey erſten Krankengeſchichten erhellet. Es würde ſehr übereilt ſeyn, wenn man darum den Nutzen der Brechmittel ableugnen wollte. Denn wirklich ſanden sich viele, welche die erſten Spuren der Krankheit an sich bemerkten, nach einem ſogleich genommenen Brechmittel wieder hergeſtellt. Doch muſs man wohl bey jeder Epidemie erſt Acht haben, ob die Krankheit Brechmittel verträgt; ſo erzählt *Brüning*, daſs in der ſchon angeführten bösartigen Scharlach- und Frieſelepidemie zu Essen die Brechmittel Schaden thaten; ferner muſs man wohl allemal die individuellen Umſtände genau erwägen, bevor man ein ſolches Mittel verordnet, das an und für sich eine ſo groſse Krankheit wohl unmöglich wirklich heben, ſondern nur die Kur mehr oder weniger unterſtützen kann. Als etwas eignes muſs noch bemerkt werden, daſs ziemlich viele Kranke ſehr ſchwer zum Brechen zu erregen waren, ſo daſs in mehreren Fällen ſelbſt die ungewöhnlichen Brechmittel, als der Kupfervitriol, angewendet worden sind.

2) *Die Säuren.* Ich bin nicht im Stande

zu entſcheiden, ob sie etwas geleiſtet haben. Sie wurden als Präſervativ- und als Heilmittel angewendet; mehrere Geſunde, die sie brauchten, wurden doch von der Krankheit ergriffen, und ein Fall iſt mir bekannt, wo ein Kranker nach *Reichs* Methode die Vitriolſäure in ſo groſser Menge nahm, als er sie nur vertragen konnte, und doch an demſelben Tage, am ſechſten der Krankheit, ſtarb; er hatte nämlich ſchon vorher Säuren in mäſsiger Menge nebenbey gebraucht, und die groſse Angſt, die sich ſeiner am ſechſten Tage bemächtigte, trieb ihn an, gleichſam in der Verzweiflung an ſeinem Aufkommen, jene Säure in den ſtärkſten Gaben zu nehmen, und doch leiſtete sie nichts, (man ſehe auch den erſten Fall.) Meiſtens bedienten sich die Aerzte Anfangs der gemeinen oder auch der ſtärkſten übergeſäuerten Salzſäure zu 10 bis 20 Tropfen auf die Gabe, nachher ging man häufig zu der Vitriolſäure zurück. Indeſs wurden die Säuren nie allein, ſondern in Verbindung mit ſtärkenden Mitteln gebraucht. Bey der periodiſchen Angſt ſchienen sie zuweilen etwas zu leiſten; indeſs lieſs dieſe auch von ſelbſt nach einiger Zeit nach, und ſo viel iſt gewiſs, daſs dieſer Zufall bey dem Gebrauch der Säuren immer wiederkehrte, und sie folglich die Urſache desselben nicht auszutilgen im Stande

varen. Ich bekenne, dass ich in Rücksicht der Anwendung der Säuren in Fiebern überhaupt noch zu keinen sicher führenden Maassregeln habe gelangen können, und bin überzeugt, dass sie gegenwärtig, zumal nach ihrer neuerlichen Empfehlung durch Herrn D. *Reich*, nach ziemlich rohen empirischen Regeln angewendet werden; kann aber wohl die oxydirte Salzsäure mit der gemeinen in Rücksicht der Wirksamkeit als gleich betrachtet werden, da wenige Tropfen der erstern (wenn sie nämlich stark und mit so wenig als möglich vorgeschlagenem Wasser bereitet worden ist) oder wenige Grane eines damit bereiteten Mittelsalzes so beträchtliche excitirende Wirkungen äussern, und von der letztern gewiss ein paar Drachmen gegeben werden können, ehe der Mensch nur eine Veränderung in seinem Körper empfindet? Da ferner eine jede chemische Theorie gegenwärtig weit entfernt bleiben wird, das Wesen der Fieber zu erklären und gleichwohl die Säuren von Alters her als wichtige Mittel in dieser Krankheitsgattung anerkannt worden sind, so wäre wohl zu wünschen, dass man die Bedingungen, unter denen sie statt finden, genau empirisch zu bestimmen suchte. Ich bemerke noch beyläufig, dass *Allioni* (am angef. O. S. 100) die mineralischen Säuren als gefährlich beym Friesel

Analogie in andern Krankheiten, wenn hier der Tod davon erfolgt wäre, daſs die Kranken entweder einige Tage keine, oder nur nicht ſtarke Leibesöfnung gehabt hatten. 4) Mehrere Kranke bekamen auch ſchon Linderung, ehe Ausleerungen erfolgten, No. IX. und fühlten sich gleichſam geſtärkt, nachdem sie nur mehrere Gaben davon genommen hatten.

Offenbar aber ſtand die Wirkſamkeit des Calomels mit dem Frieſel in naher Verbindung, indem sich dieſes nach dem Gebrauch von jenem entweder gar nicht einſtellte, oder auch bald abtrocknete, und der gefährliche Zuſtand bald in einen milden verwandelt wurde. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob das Calomel vielleicht ſelbſt eine eigene Frieſelſchärfe entſernt habe; allein, da mir das Frieſel eine durch Conſens mit edeln Eingeweiden erzeugte widernatürliche Abſonderung auf der Haut zu ſeyn ſcheint, und ſo viele Umſtände es wahrſcheinlich machen, daſs die Leber bey unſrer Krankheit afficirt war, ſo bin ich geneigt, die Wirkſamkeit des Calomels bey derſelben von ſeiner beſondern Wirkung auf dieſes Organ, und die gemeiniglich ſchwer erfolgenden Ausleerungen von dem Leiden eben dieſes Organs herzuleiten, die gute Wirkung der Ausleerungen ſelbſt aber in ſo fern

anzuerkennen, als dieselben bey ähnlichen Krankheiten dieses Organs überhaupt gemeiniglich mit Nutzen von der Kunst erregt werden; die später erfolgenden reichlichen Ausleerungen können zum Theil auch selbst als Wirkungen des nachlassenden Leidens in der Leber angesehen werden. Vielleicht sind wir in Zukunft glücklicher, den nähern Zusammenhang der Krankheiten mit der Wirksamkeit der Mittel einzusehen als gegenwärtig, wo es uns fast durchgängig an der empirischen Kenntniss der Wirksamkeit der Arzneyen und der Bedingungen, unter denen sie wohlthätig sind, noch genügen muss; wenn wir daher auch nicht weiter erklären können, wie das Quecksilber bey Leberentzündungen eigentlich wirke, so lasse ich mir es gern gefallen, wenn man überhaupt die Wirksamkeit des Quecksilbers in unsrer Krankheit auf eine andre und bessre Weise erklären wollte. Uebrigens kann ich nicht unbemerkt lassen, dass ich späterhin, als ich über die Frieselkrankheit andre Schriftsteller nachlas, bereits Spuren aufgefunden habe, dass schon ältere Aerzte eben dieses Mittel gegen eben diese Krankheit wirksam gefunden haben. Ein Arzt zu Lübeck, *Johann Gerhardt Wagner* (*De medicamento quodam ad puerperarum febres mali moris Epistola. Lubecae* 1747) rühmt ein von ihm erfundenes

Mittel, das gegen den Friesel zuverläſsig schützen soll, wenn es so lange fortgegeben werde, bis die gefährlichen Zufälle verschwunden seyen; er hat dasselbe aber nicht bekannt gemacht; *Gmelin* sagt in seiner Dissertation davon, er vermuthe, daſs jenes Mittel nichts anders als das Calomel sey, wovon er selbst mehrmals die heilsamsten Wirkungen gesehen habe, wiewohl er es für kein Specificum gegen das Friesel ansehen wolle. *Allioni* gesteht, (§. 204.) daſs er kein Mittel habe ausfindig machen können, um die giftartige Wirksamkeit des Frieselmiasma zu vertilgen, daſs man aber wohl ein solches zu finden sich bemühen solle, so wie *Boerhave* hoffte, daſs man aus dem Spiesglas und Quecksilber ein Mittel werde bereiten lernen, welches das Blatterngift zu zerstören im Stande sey. Er fragt, ob nicht vielleicht der Sublimat ein solches Mittel seyn möchte, wagt ihn aber nicht zu Versuchen vorzuschlagen; das Calomel hat er ebenfalls, und zwar bey complicirter Krankheit, mehrmals mit Vortheil angewendet; er empfiehlt es daher bey Gichtcomplication, und zwar besonders in Verbindung mit Moschus, wenn die Brust sehr angegriffen wird, oder auch bey eintägigen Wechselfiebern, welche mit Friesel sich verbinden, seifenartige bittre Extrakte mit Campher und einem bis zwey

Granen Calomel (§. 220 und 230.). So finde ich auch, daſs *Gesner* (*Sammlung von Beobachtungen*, IV. Band, S. 176 und 264) bey einem epidemiſchen mit Frieſel verbundenen Fieber in Nördlingen bey trägem und ſchwerem Ausbruch des Frieſels das Calomel mit Kermes gab und deutliche Besserung davon ſahe. Ohnſtreitig würde sich bey weiterer Nachforſchung noch mehreres darüber ausfindig machen laſsen.

So viel von der Heilung der eigentlichen epidemiſchen Krankheit; jetzt nur noch wenig Worte über das bösartige Scharlachfieber, das nach der Epidemie unmittelbar nicht ſelten unter den Kindern beobachtet wurde.

Ich nenne dasjenige Scharlachfieber ſo, welches ſogleich beym Eintritt mit ſehr ſchlimmen Zufällen, beſonders groſser Betäubung und höchſt ſchnellem kleinem Puls verbunden war, und einen ſehr ſtarken Frieſelausſchlag gemeiniglich bey sich führte, kurz, welches ich oben bereits beſchrieben habe. Ohnſtreitig complicirte sich hier die epidemiſche Urſache mit dem Scharlach, und dieſe Fälle waren höchſt gefährlich. Dergleichen Fälle kamen mir beſonders in ſolchen Häuſern vor, wo vorher die epidemiſche Krankheit Statt gefunden hatte. Dieſe Scharlachkrankheit ſchien sich auch leicht den Geſunden mitzutheilen.

Auch bey dieser Krankheit wendete ich gleich Anfangs die flüchtigen Reitzmittel, die Chinarinde, Blasenpflaster, Campher, Moschus u.s.w. an; das Quecksilber wagte ich wegen der Gröfse der Betäubung und der weit grössern Niederlage der Kräfte als bey der epidemischen Krankheit nicht so dreust anzuwenden als bey jener, doch habe ich es mitunter gethan, besonders wo der Hals sehr litt, und es hat mir wenigstens keinen Nachtheil bewirkt, wiewohl ich keine so auffallend gute Wirkung davon sahe als bey jener Krankheit; doch habe ich einige gerettet, die dem Tode kaum entgehen zu können schienen, die das Calomel bekamen, da zwey andre Kinder starben, die es nicht bekommen haben. Ueberhaupt aber artet sich die Heftigkeit der Scharlachkrankheit höchst verschieden, und man sieht zuweilen, dafs die allergesundesten Kinder sogleich beym Eintritt desselben in die gefährlichste Lage versetzt werden, da schwächliche oftmals wenig dabey erkranken, ohne dafs man den Grund davon in einem äufsern Umstande entdecken kann. Ich glaube, diese Verschiedenheit rührt daher, dafs die Krankheit zuweilen durch zufällige Umstände das Gehirn vorzugsweise angreift und hier eine erysipelatöse Entzündung verursacht; wenigstens haben die sogleich anfangs eintretenden

anzuerkennen, als dieselben bey ähnlichen Krankheiten dieses Organs überhaupt gemeiniglich mit Nutzen von der Kunst erregt werden; die später erfolgenden reichlichen Ausleerungen können zum Theil auch selbst als Wirkungen des nachlassenden Leidens in der Leber angesehen werden. Vielleicht sind wir in Zukunft glücklicher, den nähern Zusammenhang der Krankheiten mit der Wirksamkeit der Mittel einzusehen als gegenwärtig, wo es uns fast durchgängig an der empirischen Kenntniss der Wirksamkeit der Arzneyen und der Bedingungen, unter denen sie wohlthätig sind, noch genügen muss; wenn wir daher auch nicht weiter erklären können, wie das Quecksilber bey Leberentzündungen eigentlich wirke, so lasse ich mir es gern gefallen, wenn man überhaupt die Wirksamkeit des Quecksilbers in unsrer Krankheit auf eine andre und bessre Weise erklären wollte. Uebrigens kann ich nicht unbemerkt lassen, dass ich späterhin, als ich über die Frieselkrankheit andre Schriftsteller nachlas, bereits Spuren aufgefunden habe, dass schon ältere Aerzte eben dieses Mittel gegen eben diese Krankheit wirksam gefunden haben. Ein Arzt zu Lübeck, *Johann Gerhardt Wagner* (*De medicamento quodam ad puerperarum febres mali moris Epistola. Lubecae* 1747) rühmt ein von ihm erfundenes

Auch bey dieser Krankheit wendete ich gleich anfangs die flüchtigen Reitzmittel, die China-rinde, [illegible]. Campher, Moschus u.s.w. an. Das Quecksilber wagte ich wegen der Grösse der Entzündung und der weit grössern Niederlage der Kräfte als bey der epidemi-schen [illegible] nicht so dreust anzuwenden als bey jener. Doch habe ich es mitunter ge-than, besonders wo der Hals sehr litt, und es hat mir wenigstens keinen Nachtheil bewirkt, wenn ich auch keine so auffallend gute Wirkung davon sahe als bey jener Krankheit; doch habe ich einige gerettet, die dem Tode kaum entgehen zu können schienen, die das Calo-mel bekamen, da zwey andre Kinder starben, die es nicht bekommen haben. Ueberhaupt aber artet sich die Heftigkeit der Scharlach-krankheit höchst verschieden, und man sieht zuweilen, dass die allergesundesten Kinder so-gleich beym Eintritt desselben in die gefähr-lichste Lage versetzt werden, da schwächliche oftmals wenig dabey erkranken, ohne dass man den Grund davon in einem äussern Um-stande entdecken kann. Ich glaube, diese Verschiedenheit rührt daher, dass die Krank-heit zuweilen durch zufällige Umstände das Gehirn vorzugsweise angreift und hier eine erysipelatöse Entzündung verursacht; wenig-stens haben die sogleich anfangs eintretenden

Zufälle mit der Gehirnwassersucht viele Aehnlichkeit, und in sofern ließe sich vom Calomel etwas erwarten; ich gestehe aber, daß ich weder bey andern eine gute Belehrung über die Behandlung dieser höchst schlimmen Fälle gefunden habe, noch auch selbst eine sichere Heilmethode dagegen habe ausfindig machen können. Ich wünschte um desto mehr, daß mehrere Aerzte ihre Bemerkungen über diesen höchst gefährlichen Zustand bekannt machen möchten, da es bey der fast über ganz Deutschland verbreitet gewesenen Scharlachepidemie fast nirgends an Gelegenheit gefehlt haben wird, ähnliche Beobachtungen anzustellen.

Es folgen nun noch die versprochenen Krankengeschichten des Herrn Cand. *Erdmann*, in denen ich um so weniger mir irgend eine Veränderung erlaubt habe, da ich an mehrern dieser Fälle keinen Antheil genommen, und bey den andern die Kur nur im allgemeinen geleitet habe, ihm aber das Verdienst zukommt, meine Rathschläge mit eben so vieler Beurtheilung als Festigkeit ausgeführt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

IV.

Befchreibung eines bösartigen Scharlachfiebers, welches zu Wien im Jahre 1799 unter den Kindbetterinnen geherrfcht hat, nebft einigen Bemerkungen von Doctor *Johann Malfatti*, Arzt im allgemeinen Krankenhaufe zu Wien.

Aliter autem nobis profuit magnus Hippocrates, apud quem nonnisi cafus funesti occurrunt, ac si iidem [illegible] doctrinae essent.

Lister.

So wie ich überzeugt bin, dafs die anfteckenden Krankheiten der Blattern und Mafern den Völkern und Aerzten des Alterthums ganz unbekannt waren, fo glaube ich im Gegentheil, dafs sie von der *Scarlatina* einige Kenntnisse hatten. Es ift zwar nicht zu läugnen, dafs man in den Schriften der ältern Aerzte weder den Nahmen, noch eine umftändliche Befchreibung der, diefen Kontagien eigenen, Symptomen antrifft: demohngeachtet glaube ich in

nigen alten an uns gekommenen Schriften
verkennbare Spuren dieser Krankheit anzu-
effen. Um diese meine Behauptung zu
chtfertigen und höchst wahrscheinlich zu
achen, berufe ich mich auf die Beschreibung
er schrecklichen Epidemie, die uns Thucydi-
es in seiner Geschichte des peloponnesischen
riegs im 2ten Theil hinterlassen hat. *)

*) *Nam annus ille (ut vel omnium confessione consta-
bat) ex omnibus maxime fuit immunis ab aliis mor-
bis. Quod si quis et ante aliquo alio morbo labora-
bat, omnes hi morbi in istum convertebantur. Alios
vero ex nulla certa manifestaque causa apparente,
sed ex improviso cum sani fuerunt, primum quidem
acres capitis fervores, et oculorum rubores, et inflam-
matio corripiebat: Et interiora guttur inquam, et
lingua confestim cruenta erant; et halitum terrum, et
graveolentem emittebant. Deinde vero ex his sternu-
tatio, et raucitas sequebatur: nec multo post hic do-
lor cum vehementi tussi in pectus descendebat. Ubi
vero in corde (cardiam) haerebat cum ipsum subverte-
bat, tum etiam omnes bilis egestiones quotquot a me-
dicis nominatae sunt, sequebantur et ipsae cum in-
genti cruciatu. Singultusque plerisque incidebat ina-
nis vehementem afferens convulsionem, in aliquibus
quidem statim cessantem in nonnullis multo serius.
Et corpus quidem exterius tangenti non erat admo-
dum calidum, neque pallidum, sed subrubrum, livi-
dum, parvis pustulis et ulceribus efflorescens. Inte-
riora vero ita flagrabant, ut neque tenuissimarum vesti-
mentorum aut linteorum injectiones sustinerent, neque
aliud quidpiam praeter nuditatem, et libentissime in*

a) Man hat sie meistens gar nicht erkannt, besonders in den Fällen, wo sie unter verschiedenen Gestalten erschien, oder pestartig war. Was den ersten Punkt anbelangt, so berufe ich mich auf meine und anderer Aerzte Erfahrung, indem ich durch drey Jahre die Gelegenheit hatte ihre leichte Complication mit den Blattern zu beobachten. Im Jahr 1799. hatten wir ein augenscheinliches Beyspiel davon bey den im hiesigen allgemeinen Krankenhause mit Blattern inokulirten Kindern. Während des Ausbruchs der letztern wurden dieselben zugleich von einem bösartigen Scharlachfieber befallen, sie schwebten in der grössten Gefahr, und wurden endlich durch die unermüdete und einsichtsvolle Sorgfalt des Direktors dieser Anstalt, Herrn Hofrath *Frank*, alle glücklich gerettet.... Ein anderes, aber viel unglücklicheres Beyspiel dieser Complication hatten wir bey der Blatternepidemie, welche im Jahr 1800 in Wien und in der umliegenden Gegend geherrscht und zu der sich die *Scarlatina* gesellt hat. Sie richtete eine so große Verwüstung unter den damit behafteten Kindern an, daß nur in Wien allein gegen 3000 daran starben.

Um den zweyten Punkt zu beweisen, dürfte ich mich bloß auf die schreckliche Epidemie berufen, welche ohnlängst in Witten-

berg geherrſcht hat, und die für die Peſt ausgeſchrien wurde, im Grunde aber, wie der Herr Prof. *Kreyſsig* vorläufig angezeigt hat, eine bösartige *Scarlatina* war. Allein ich beziehe mich bloſs darauf, was ich ſelbſt mit meinen Augen geſehen habe, und glaube dem Publikum einige auffallende Beyſpiele von der veränderlichen Form und dem bösartigen Charakter des Scharlachfiebers mittheilen zu können. Dieſe beobachtete ich beſonders in der ſchrecklichen Epidemie, die ſich im Jahr 1799 unter den Kindbetterinnen auf die ſchrecklichſte und ſeltſamſte Art entwickelte.

Ohne irgend eine Stöhrung in den Geburtsverrichtungen hervorzubringen, mit einem gänzlich verlarvten Gange und unter der Begleitung von Symptomen, die den Kranken ſowohl als den Aerzten unbedeutend ſchienen, raffte die beſagte Epidemie unerwartet faſt alle Kindbetterinnen, welche davon ergriffen wurden, dahin. So leicht es uns war die entdeckte Gefahr dieſer Krankheit aus dem ſchnellen und tödtlichen Verlauf zu erkennen: ſo ſchwer war es dieſem fürchterlichen Uebel hurtig genug zu ſteuern. Denn ſo häufig und verſchieden auch die Verſuche waren, zu welchen uns die traurige Erfahrung verleitete; ſo nahm demohngeachtet weder in der Stadt noch in dem allgemeinen Krankenhauſe die

Sterblichkeit der angesteckten Kindbetterinnen nicht ab.

Ohne mich auf die detaillirte Erzählung der Krankengeschichten, die ich bey der Hand habe, einzulassen, liefere ich nur eine kurzgefaſste, aber doch auf einzelne und bewährte Thatsachen gegründete Beschreibung dieser Epidemie mit Beyfügung einiger Betrachtungen und Anmerkungen.

Nach verflossener Schwangerschaft und überstandener meistentheils natürlicher Geburt, brachten unsere Kindbetterinnen den folgenden Tag ganz ohne Krankheitsäusserung zu, ausgenommen, daſs die Kindbettreinigung zwar in gehöriger Menge abfloſs, aber weit mehr als bey andern roch. Unvermuthet wurden sie am Ende des zweyten Tages, oder auch öfters zwischen dem 6ten und 7ten nach der Geburt, von Schauer, Frösteln, leichtem Kopfschmerz und etwas Ohrensausen befallen, dem eine vermehrte und trockne Hautwärme mit Aengstlichkeit folgte. Der Puls wurde etwas schneller und schwächer als gewöhnlich. Es erschien eine leichte Röthe im Gesichte und am Halse, besonders an den Augenliedern, wobey das Auge öfters etwas thränte. Hiezu gesellte sich noch ein leich[illegible]ner Husten,

und ſehr ſelten ein unbedeutendes Leiden im Halſe. Das Schlucken war ungehindert und die Bruſt frey. Ein geringer tiefer Schmerz entſtand beym Anfühlen der untern Gegend der Gebärmutter. Uebrigens war der Bauch unſchmerzhaft und weich, und die Kindbettreinigung floſs zwar ſehr übelriechend, doch ordentlich. Der Appetit war etwas vermindert, der Urin zeigte nichts krankhaftes, und weder Durchfall noch Erbrechen ſtellte ſich ein. In den Fällen, wo die beſchriebenen Zufälle am dritten Tage erſchienen, war die Milchabſonderung vermindert, die Brüſte ſchmerzten, liefen an, und man konnte im Anfange bey ſolchen Umſtänden das beſagte Fieber leicht für ein gemeines Milchfieber halten. Die folgende Nacht war ruhig, den Tag darauf und zwar gemeiniglich des Abends nahm die Röthe des Geſichts zu, und gab uns durch ihre allmählige Verbreitung über die Bruſt das hervorbrechende Exanthem zu erkennen. Zugleich wuchs die Aengſtlichkeit und der Huſten, ohne daſs je ein Halsſchmerz entſtand. Der Puls, der in der Frühe faſt natürlich war, wurde ſchnell, etwas hart und gereizt, die Haut war oft feucht, der Kopfſchmerz vermehrte ſich, und zuweilen erſchien ein leichtes Naſenbluten; im übrigen alles wie zuvor, ausgenommen, daſs die Kranken über

Schlund bey den meiſten im geſunden Zuſtande, und nur bey einigen mit einer ſehr leichten Entzündung behaftet war, die man für das Exanthem ſelbſt halten konnte. In der Bruſt und in der Schädelhöhle fand man nichts ungewöhnliches, ausgenommen, daſs die Gefäſse der Hirnhäute etwas mehr als ſonſt vom Blute ſtrotzten. In der Bauchhöhle war keine Ergieſsung oder Anſammlung von gerinnbarer Lymphe zugegen, das Bauchfell zeigte keine Veränderung. Die Gebärmutter war mehr oder weniger vom Kindbettblute angefüllt, jedoch hinlänglich zuſammengezogen; ihre Subſtanz bot nichts ungewöhnliches dar, aber an dem Muttermunde entdeckte man Spuren von vorausgegangener Entzündung, etwas weniges eiterartige Materie, und am Rande eine ſchwärzlich livide Farbe, die mehr oder weniger in die Subſtanz eindrang, und bey einigen den beym Brande gewöhnlichen Geruch verbreitete. Die Geburtstheile ſchienen auch entzündet, alle übrigen Baucheingeweide waren unverändert. Das die ganze Oberfläche bedeckende Exanthem nahm nach dem Tode eine bläulicht ſchwarze Farbe an, und die Haut war faſt allenthalben, vorzüglich aber an den Orten, wo die Oberhaut feiner iſt, als an den Lippen, den Naſenflügeln u. ſ. w. beträchtlich mit Blut unterlaufen.

ey einigen konnte man sie mit geringer Ge-
alt in ziemlich großen Stücken abziehen,
wäre sie durch Abblühen von den dar-
nter liegenden Theilen abgelöset worden.

Bemerkungen.

Wenn der Zustand der Niederkunft schon
Rücksicht der ihm eigenen Krankheiten
r äußerst gefährlich gehalten wurde, so ist
es nicht minder wegen der sich zu ihm
sellenden Krankheiten. Indeß wenn man
denkt, daß Schwangerschaft und Geburt
eineswegs als kranke Zustände bey sonst ge-
nden Frauenzimmern anzusehen seyen, so
ird man daraus eben nicht so viele Krank-
eiten ableiten können; doch ist es gewiß,
aß bey einer Wöchnerin (als einem meistens
eschwächten Subjekte) viele Schädlichkeiten
fälliger Weise leichter als bey andern wirk-
che Krankheiten erzeugen, die jedoch,
enn wir das nicht immer eintretende Milch-
eber und die örtlichen Leiden der Gebär-
utter abrechnen, so auffallend und häufig sie
uch sind, keine *eigene* Krankheitsform bey
indbetterinnen hervorbringen. Hievon über-
eugt uns das sogenannte Kindbettfieber;
älschlich wollte man dieß von der Entzün-
ung der Gebärmutter, des Bauchfelles, der
ngeweide, oder wohl gar von den während

der Schwangerschaft gebildeten Milchversetzungen und Unreinigkeiten herleiten; aber es ist nun erwiesen, daſs es nichts als ein einfaches asthenisches Fieber sey, und folglich in keiner Rücksicht den auszeichnenden Nahmen des Kindbettfiebers verdiene. Wollte man für jede Abweichung in den Zufällen eine besondere Gattung von Krankheit annehmen, so könnte auch das oben beschriebene Scharlachfieber (wenn sein Exanthem nicht zu sehr in die Augen fiele) für eine eigene Krankheit der Wöchnerinnen gelten. Weit wichtiger ist die Behauptung, daſs jede hinzutretende Krankheit die Gefahren des Kindbettes um so mehr vergröſsere, weil sie in dieser Epoche fast durchaus einen sehr bösartigen Charakter annimmt.... Es ist sonderbar, daſs dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit derjenigen Schriftsteller, welche die Krankheiten der Kindbetterinnen bearbeiteten, nicht mehr erregte.

Wie sehr der eigenthümliche Charakter des Scharlachfiebers durch den zufälligen Umstand, daſs es Wöchnerinnen ergriff, verändert wurde, soll durch folgende Bemerkungen erörtert werden.

Bekanntlich gehört unter diejenigen Zufälle, welche den Scharlachausschlag theils voraus ankündigen, theils während seines

Verlaufe begleiten, vorzüglich die Halsentzündung und das Fieber. Die Wirkung des Scharlachansteckungsstoffes ist nämlich so allgemein auf den Schlund, daß man oft vom bloßen Leiden dieses Theiles auf die Beschaffenheit der vorhandenen Ansteckung und auf die Heftigkeit der Krankheit schließen kann. Daher wurden viele berühmte Schriftsteller durch wiederholte Erfahrungen verleitet, die bösartige brandigte Bräune sogar in dem Kapitel von dem Scharlachfieber abzuhandeln *). Allein bey unsern Kindbetterinnen war fast nie eine Spur von Halsentzündung zugegen, und wenn sie auch bey einigen erschien, so war sie unbedeutend, und was das sonderbarste ist, verschwand bey der Zunahme der übrigen Zufälle. Dies entschuldigte unsere anfangs *trügliche* Vorhersage um so mehr, da in eben diesem Jahre nicht selten das Scharlachfieber, welches damals regelmäßig in Wien herrschte, durch kein anderes Symptom, als durch Halsweh und Fieber, ohne irgend einen

*) *Quod si etiam dubium esse non queat, et exempla licet pauca demonstrent posse dari scarlatinam febrilem, cujus malignitas non consistat in angina gangraenosa, certum tamen est hanc ipsam hac usque semper visam fuisse cum scarlatinosa constitutione sociatam.*

Frank. Epitome de curandis hominum morbis.

sichtbaren Ausschlag sich äusserte. In den mir anvertrauten Zimmern des allgemeinen Krankenhauses wurde eine Wärterin, die eine am Scharlachfieber erkrankte Kindbetterin zu besorgen hatte, von eben dieser Krankheit befallen. Die Halsentzündung war bey ihr sehr heftig, der Ausschlag kaum sichtbar, das Fieber weit stärker als das, welches die Kindbetterin erlitt, dessen ohngeachtet wurde sie vollkommen geheilt, so wie alle diejenigen, die ausser dem Wochenbette davon befallen wurden.

Das Fieber war, wie man aus der obigen Beschreibung abnehmen kann, nicht sehr heftig, und der Apparat der Symptome verkündigte keinesweges die schnelle Tödtlichkeit der Krankheit. Ein solches Scharlachfieber liess uns bey jedem andern Subjekte, als bey Kindbetterinnen keine grosse Gefahr ahnden, besonders da in diesem Jahre jene, die keine Kindbetterinnen waren, auch bey weit heftigern Krankheitserscheinungen doch alle unter unserer Behandlung gerettet wurden.

Man beobachtete keine zerstörte Verrichtungen oder Verletzungen der Eingeweide, und der Verdacht eines Leidens der Gebärmutter verschwand, indem die Aussonderung des Kindbettflusses und die Functionen der an die Gebärmutter angränzenden Eingeweide

gehörig von statten gingen. Der Puls erhielt sich beständig gleichförmig, und obwohl bey einigen seine Geschwindigkeit zunahm, so zählte man doch bey andern noch drey Stunden vor dem Tode nicht mehr als 85 Schläge in einer Minute. Die Kranken waren sich fast immer gegenwärtig, und wenn sich auch ein vorübergehendes Irrereden bey ihnen einstellte, so war es Vorbote des nahen Todes; jene Fälle ausgenommen, in welchen durch ein zweckmäßsig vermehrtes reizendes Heilverfahren das Leben verlängert wurde.

Das Bauchfell, welches während der Schwangerschaft eine so großse Ausdehnung leidet, so leicht von Entzündung befallen, und so oft für den Ursprung der Kindbettkrankheiten gehalten wird, bot im Verlauf der Krankheit keine besondere Zufälle, und bey der Untersuchung der Leichen keine Spur von Entzündung oder einer andern kränklichen Beschaffenheit dar. Die Gebärmutter war das einzige Organ, an dem man eine solche bemerken konnte. Doch waren die Urtheile der Zergliederer über die eigentliche Affection dieses Eingeweides verschieden. Einige sagten, daſs sie nichts als eine Blutunterlaufung im höheren Grade und Zeichen der vorangegangenen Entzündung mit eiterähnlicher Materie entdeckt hätten. Andere hingegen

fanden daselbst einen tief eingedrungenen Brand; allein die Verschiedenheit ihrer Urtheile hing meines Erachtens von nichts anderm als von der verschiedenen Beschaffenheit der Kindbetterinnen ab, deren Zergliederung sie unternommen hatten.

Häufige Leichenöffnungen, vorzüglich jener Kindbetterinnen, die in der mir anvertrauten Abtheilung starben, überzeugten mich, daſs bey allen jenen, die den dritten oder vierten Tag der Krankheit starben, die Gegenwart des Brandes nicht zu verkennen war. Die schwärzliche Farbe des ganzen Muttermundes, die ihn umgebende eiterähnliche Materie, die Leichtigkeit, mit der man seine Substanz trennen konnte, und von welcher ein abgeschnittenes Stück auf dem Wasser schwamm; dann der äuſserst heftige Gestank, den sie verbreitete, waren sichere Zeichen desselben. Bey jenen aber, deren Krankheit sich in die Länge zog, und die erst den zehnten oder vierzehnten Tag der Krankheit starben, beobachtete man am Muttermunde eine groſse Sugillation von einer mehr lividen Farbe als gewöhnlich, und mit einer auſserordentlichen Schlappheit seiner Substanz, die schon in das brandige überging. Für die Wahrheit dieser Meinung, die uns nicht wenig Licht

über den Charakter der Krankheit giebt, sprechen besonders noch folgende Beobachtungen.

Erstens, die Heftigkeit des Fiebers war nie so grofs, um einen so jähen Tod zu verursachen.

Zweytens, das plötzliche Fallen des Pulses, der schnelle Frostanfall, die Erscheinung blauer Flecke, das plötzlich hippokratische Ansehen u. s. w. sind eben so viele Zeichen eines verborgenen Brandes.

Drittens, in solchen Fällen war nur die Haut und kein anderes Eingeweide afficirt als die Gebärmutter.

Viertens, ein so fein organisirter Theil mufste natürlich mehr als alle übrige während der Geburt gelitten haben, und daher empfänglicher für die Einwirkung krankhafter Ursachen und geneigter werden unter dem Einflusse eines Scharlachansteckungsstoffes in indirekte Schwäche und den Brand überzugehen.

Fünftens, das erste Symptom, welches sich zeigte, war ein ausserordentlicher Gestank des Kindbettflusses.

Sechstens, die Gebärmutter bot zwar keine der Natur ihres Leidens entsprechende Zufälle dar, doch ist dies nichts ausserordentliches. Herr Hofrath *von Frank* sagt im zweyten Theile der *Epitome* »*os uteri certe nec in*

»*puerperali peritonitide facile, nec in uteri* »*inflammatione ubique dolet*» dennoch fühlten die Kranken meistens einen stumpfen und verborgenen Schmerz.

Alles dieses genau erwogen ist es mir sehr wahrscheinlich, dass der Brand, oder die starke Sugillation des Muttermundes, nicht wenig zum unvermutheten Tode unserer Kindbetterinnen beygetragen habe; dass dieser Theil, welchen eine Fortsetzung der mit dem Exanthem behafteten Haut überziehet, von einer rothlaufähnlichen Entzündung ergriffen, dann brandigt wurde, und dass so die Zerstörung eines der edelsten Organe in einer vielleicht an und für sich nicht tödtlichen allgemeinen Krankheit den Tod herbeyführte. In der That erfolgte dieser plötzliche Uebergang vom Leben zum Tod meistens dann, wenn das Exanthem den höchsten Grad des Ausbruches erreicht hatte; und die von uns mit mehr Glück angewandte Heilart war eben das, was man vorzüglich den Fortschritten der besagten Zerstörung entgegenstellen konnte. Dies ist das Urtheil, welches ich über die Natur der beschriebenen Krankheit fälle; diesem lasse ich nun die praktischen Bemerkungen folgen.

Erstens, je früher nach der Geburt die Kindbetterinnen vom Scharlachfieber ergriffen

wurden, desto geschwinder endigte sich die Krankheit in den Tod, vorzüglich aber, wenn sie mit dem sogenannten Milchfieber eintrat, obwohl in diesem Falle eine schwache und kurzwährende Milchabsonderung nie gehindert war. Gewöhnlich starben diese Pazientinnen zwischen dem dritten und vierten Tag. Doch wurden zwey Wöchnerinnen, die eine unter der Aufsicht des vortrellichen *Peter Frank* auf der praktischen Schule, die andere auf der Herrn *Joseph Frank* und mir anvertrauten Spitalabtheilung glücklich gerettet. Beyde waren den dritten Tag ihres Kindbettes vom Scharlachfieber und den nämlichen Zufällen wie die übrigen ergriffen worden, aber durch das weiter unten anzuzeigende Heilverfahren entgingen sie dem grausamen Schicksale, dem so viele andere unterliegen mussten.

Zweytens, je grösser im Anfange der Gestank des Kindbettflusses war, desto gefährlicher war die Krankheit; auf ihre ununterbrochene Ausleerung konnte man nicht viel rechnen, indem ich sowohl bey jenen, die wieder genasen, als bey denen, die starben, nie diese Ausleerung unterdrückt sah, und wenn die Menge derselben zuweilen etwas geringer als bey gesunden Wöchnerinnen war, so änderte dieses in der Vorhersage nichts; beträchtliche Vermehrung derselben, oder eigentliche Mut-

terblutflüsse habe ich nie in dieser Krankheit beobachtet.

Drittens, die Beschaffenheit des Subjekts hatte auch nicht viel Einfluss auf die Verschiedenheit der Vorhersage. Die stärksten wie die schwächsten befanden sich in gleicher Gefahr; ja zu meiner grossen Verwunderung hatte eine von den Geretteten während ihrer Schwangerschaft und bey der Geburt vielen Blutverlust mit Ohnmachten erlitten; da sich im Gegentheil unter der Anzahl der Verstorbenen starke Subjekte vom blühendsten Alter befanden. Unter diesen erlagen aber die Erstgebährenden vor allen andern am ersten, und die Krankheit war bey ihnen fast absolut tödtlich. Nicht verschieden von der letztern war die Prognose bey jenen, die eine schwache Brust, oder einen organischen Fehler in den Lungen hatten, indem sie, wenn sie auf dem Wege zur Heilung waren, in eine Schwindsucht verfielen, an der sie starben.

Viertens, diejenigen, die im Anfange der Krankheit von Abführungsmitteln Gebrauch gemacht und davon starke Durchfälle erlitten hatten, unterlagen desto eher dieser Krankheit; das Fieber und die Schwäche stieg bey ihnen auf einen höhern Grad, und der Meteorismus, der sonst nie zu erscheinen pflegte,

ſtellte sich bey ihnen ein, und beſchleunigte ihren Tod.

Fünftens, das ſchwere oder langſame Ausbrechen des Exanthems und die Unbeſtändigkeit ſeiner Gegenwart, vorzüglich wenn dasselbe in der Frühe kaum sichtbar, des Abends aber weit deutlicher erſchien, war von böſer Bedeutung. Seine frieſelartige Beſchaffenheit war von gröſserer Beängſtigung begleitet, aber nicht von ſchwereren Zufällen als das gemeine Scharlachfieber, welches bey einigen Kindbetterinnen erſchien. Unter die sicheren Zeichen des herannahenden Todes gehörte die Veränderung der Farbe des Exanthems ins Dunkelblaue, und die Erſcheinung der oben beſchriebenen Flecken. Die Abſchuppung zeigte sich vorzüglich an der Bruſt, allein obwohl sie einigermaſsen unſere Hoffnungen vermehrte, ſo verbürgte sie uns doch keineswegs den guten Erfolg, indem wir auch beym beſten Fortgange derſelben die Pazienten unvermuthet ſterben ſahen.

Sechſtens, es mochte Halsentzündung zugegen ſeyn oder nicht, ſo war in beyden Fällen die Gefahr gleich groſs, ja ſogar aus meinen häufigen Beobachtungen und den mir mitgetheilten Krankengeſchichten ergiebt es sich, daſs jene, die wir verloren haben, meiſtens keine Spur von Halsentzündung hatten,

und bey denjenigen, die hergestellt wurden, der Schlund mehr oder weniger affizirt war.

Siebentens, die Transpiration der Haut und gelinde Schweiſse versicherten uns zwar nicht von dem guten Ausgange der Krankheit, doch waren sie ein Zeichen ihrer Verlängerung. Das nämliche durften wir erwarten, wenn die Kranke in der untern Gebärmuttergegend wenige oder gar keine Schmerzen empfand. Doch betrog uns auch dieses Zeichen einigemal in unserer Hoffnung.

Achtens, wir hatten in dem Krankenhause ein einziges Beyspiel von einer Kindbetterin, bey welcher seit dem ersten Anfalle des Scharlachausschlages bis zum Ende der Abschuppung nie einiges Fieber sich zeigte, und die auch so genas. Sie lag auf der Abtheilung des Herrn Primararztes *Festi*, und bot, wie er mir erzählte, bloſs eine gröſsere Röthe, als die Gesündheitsgemäſse im Schlunde ohne eine eigentliche Halsentzündung dar. Die Haut war dann und wann transpirabel, das Exanthem erschien häufig, hatte ein rothes frieselartiges Ansehen; ein leichtes Milchfieber war dem Eintritte des Scharlachfiebers vorausgegangen.

Neuntens, bey jenen Kindbetterinnen, die mit Hülfe der angewandten Methode den sechsten oder siebenten Tag erreichten, hatten

ir Hoffnung zu ihrer Herſtellung, wenn sich
ch die Symptomen der Krankheit nicht
erklich verminderten. Der Uebergang der
änkheit in Wiedergeneſung bot uns nichts
ſonderes dar; die Abſchuppung ging regel-
äſsig vor sich, das Fieber und die übrigen
ıfälle nahmen allmählig ab, und die Kind-
tterinnen verlieſsen den zehnten oder sieb-
hnten Tag das Spital vollkommen herge-
llt. Nur muſs hier bemerkt werden, daſs
enn auch die Pazienten den ſechſten oder
ebenten Tag glücklich erreichten, dieſs je-
ch, von ihrer Herſtellung keine hinreichende
cherheit gab. Unter den nämlichen Um-
inden ſtarb uns eine Kindbetterin noch am
hnten, eine andere ſogar am vierzehnten
age der Krankheit; die letztere ſchien sich
ımer mehr der Besserung zu nähern, ob-
ohl sie von den beſchriebenen Zufällen nie
ınz frey war, endlich verſchlimmerte sich
re Krankheit, und sie ſtarb gegen das Ende
er Abſchuppung. Der Krankheitsverlauf bey
er andern war folgender. Den fünften und
chſten Tag der Krankheit hielt das Fieber
ey dem Eintritte der Abſchuppung mit glei-
ıer Heftigkeit an, ja die Zufälle verſchlim-
erten sich, bis es den höchſten Grad er-
ichte. Es trat Zittern, Sehnenhüpfen ein,
er Puls wurde ſehr ſchnell, ſchwach und

veränderlich, das Delirium war mehr anhaltend und ging in Raſerey über, in der Frühe lieſsen die Krankheitserſcheinungen nicht mehr nach, es ſtellten sich ein trockner Huſten, Bruſtſchmerz, dürre, mit einer ſchwarzen Kruſte bedeckte Zunge, und mit einem Wort alle Zufälle des ſtärkſten Typhus ein. Das Exanthem ging dennoch ſeinen Lauf fort, die Kindbettreinigung floſs, und es geſellte sich eine Halsentzündung hinzu. Den siebenten Tag lieſsen alle dieſe Zufälle merklich nach, aber auffallend war die auſserordentliche Abzehrung des ganzen Körpers und die Empfindlichkeit ſeiner Oberfläche während der Abſchuppung, ſo daſs auch die geringſte Berührung der sich damals gegenwärtigen Kranken, die heftigſten Schmerzen verurſachte, und die Kranke hatte sich aufgelegen, und die wunden Stellen wurden brandigt. Den folgenden Tag wuchſen die fieberhaften Zufälle wieder, und in dieſem bedauernswürdigen Zuſtande ſtarb sie am zehnten Tage.

Heilmethode.

Wie ſehr die Aerzte in ihren Heilmethoden im erſten Anfange der Krankheit sich betrogen fanden, kann sich jedermann leicht vorſtellen. Bey ſo unbedeutenden Symptomen wurde anfänglich ſowohl von uns die

stärkende als von andern die schwächende Methode so beschränkt angewandt, dafs dieselbe wo nicht ganz unkräftig, wenigstens weder sehr nützlich noch sehr schädlich war. Aber wo die schwächende Methode weiter ausgedehnet wurde, vermehrte sie die Sterblichkeit so augenscheinlich, dafs die Kindbetterinnen kaum den dritten Tag der Krankheit erreichten, und bey angewandten häufigen Aderlässen meistens in den ersten vier und zwanzig Stunden starben. Allein sobald man die bösartige Natur der Krankheit erkannte, wurde die reitzende Methode und zwar in einem höheren Grade von uns angewendet. Dieser gelang es, den Lauf der Krankheit über ihre gewöhnliche Zeit zu verlängern, und durch sie wurden einige, jedoch nur wenige, hergestellet, und somit spricht sowohl Erfahrung als auch Raisonnement für ihre Anwendbarkeit in dieser Krankheit. Der Scharlachstoff scheint nicht anders, als die übrigen Ansteckungsstoffe, nemlich reizend zu wirken, und nach Verhältnifs der Anlage des Subjekts bald eine sthenische Diathesis, bald eine indirekte Schwäche zu erzeugen. Allein wie konnten wir die erstern bei unsern Kindbetterinnen vermuthen? Personen, die vom ersten Augenblicke der Empfängnifs an, durch einen längeren oder kürzeren Zeitraum mit Erbre-

chen und Eckel geplagt, und daher der gewöhnlichen Menge der Nahrungsmittel beraubt wurden; Personen, deren viele ihre Schwangerschaft geheim zu halten trachteten, und ausser den am Unterleibe angebrachten Zusammenschnürungen, durch den Verlauf ganzer Monate von niederschlagenden Leidenschaften, als Furcht, Traurigkeit u. s. w. verfolget wurden, die in einem solchen Zustand noch ein anderes Geschöpf unter ihrem Herzen ernähren mussten, die ein thätiges Leben mit einem müssigen und sitzenden vertauschten, die sich mehrere Tage vor der Entbindung in diesem Spitale einsperrten und ausser der sparsamen Kost, in einer nicht gar reinen Atmosphäre lagen, die bey herannahender Geburt von heftigen Schmerzen und Blutverlust befallen wurden und die endlich nebstbey durch eine neue *Aussonderung*, nemlich der Milch, geschwächt wurden, mit einem Worte Subjekte, die in dem Augenblick, als sie einer baldigen Entbindung entgegen sahen oder sich schon darin befanden, eben eine starke Entziehung von Reizen erlitten hatten, und sich daher in einer wahrhaft direkten Schwäche befanden! Wie musste wohl auf solche Menschen ein Ansteckungsstoff einwirken? besonders da in dieser Epoche der Erfahrung zu Folge jede noch so geringe Krankheitsursache

hwere Krankheiten erzeugt? Nichts ist daher ahrscheinlicher, als dass bei der Scharlachan-eckung ihr System in einem Zustand von direkter oder (wenn es eine giebt) gemischt-r Schwäche verfallen musste. Wie schwer dergleichen Fällen die Heilung seye, be-eist durchgängig die ganze Klasse ähnlicher rankheiten. Um desto weniger werden uns her im gegenwärtigen Falle, die bey der eilung derselben obwaltenden Schwierigkei-n auffallen, wenn man bedenkt, dass ausser r krankhaften Erregung unter der Einwir-ung solcher Ansteckungen, auch die Organi-zion stark angegriffen seyn musste.

Die Hauptindikazion, auf die uns sowohl e eben angeführten Betrachtungen als auch e mit Schaden gebrauchte schwächende Me-ode führte, war die zweckmässige und ge-mten Umständen angemessene Anwendung r stärkenden Methode, dem zu Folge reich-n wir gleich zu Anfang der Krankheit, wenn ich das Fieber sehr leicht zu seyn schien eingedenk dessen Trüglichkeit) Kampher von ht bis zwölf Gran in einer Emulsion, ähnli-che Gabe von Doverischen Pulver oder ich Biebergeil in angemessenen Vehikeln.

Auf grössere Gaben der erwähnten Reiz-ittel, die wir versuchten, oder auf den Ge-rauch flüssiger, flüchtiger Reizmittel, beson-

chen und Eckel geplagt, und
wöhnlichen Menge der Nahrung
wurden; Personen, deren viele
gerschaft geheim zu halten tr
ausser den am Unterleibe ang
sammenschnürungen, durch den
zer Monate von niederschlage
schaften, als Furcht, Traurigke
folget wurden, die in einem so
noch ein anderes Geschöpf unt
zen ernähren mussten, die ein
mit einem müssigen und sitzen
ten, die sich mehrere Tage v
dung in diesem Spitale einsperr
der sparsamen Kost; in einer ni
Atmosphäre lagen, die bey
Geburt von heftigen Schmerzen
lust befallen wurden und die en
durch eine neue *Aussonderung*
Milch, geschwächt wurden, mit
Subjekte, die in dem Augenblic
ner baldigen Entbindung entgeg
sich schon darin befanden, eben
Entziehung von Reizen erlitten
sich daher in einer wahrhaft direk
befanden! Wie musste wohl au
schen ein Ansteckungsstoff einwi
ders da in dieser Epoche der
Folge jede noch so geringe Kran



rankheiten erzeugt? Nichts ist daher
alicher, als daſs bei der Scharlachan-
hr System in einem Zustand von
oder (wenn es eine giebt) gemischt-
che verfallen muſste. Wie schwer
chen Fällen die Heilung seye, be-
bgängig die ganze Klasse ähnlicher
en. Um desto weniger werden uns
gegenwärtigen Fälle, die bey der
erselben obwaltenden Schwierigkei-
len, wenn man bedenkt, daſs auſser
haften Erregung unter der Einwir-
her Ansteckungen, auch die Organi-
rk angegriffen seyn muſste.
Hauptindikazion, auf die uns sowohl
angeführten Betrachtungen als auch
chaden gebrauchte schwächende Me-
rte, war die zweckmäſsige und ge-
mständen angemessene Anwendung
nden Methode, dem zu Folge reich-
leich zu Anfang der Krankheit, wenn
Fieber sehr leicht zu seyn schien
k dessen Trüglichkeit) Kampher von
zwölf Gran in einer Emulsion, ähn-
be von Doverischen Pulver oder
ergeil in angemessenen Vehikeln.
gröſsere Gaben der erwähnten Reiz-
ie wir versuchten, oder auf den Ge-
ſsiger, flüchtiger Reizmittel, beson-

ders ohne Emulsion gegeben, erschienen bald Symptome der Ueberreitzung, als: Nasenbluten, Bauchschmerz. Aeusserlich rieb man den Bauch mit der flüchtigen Salbe (*Liniment. volatil.*) ein, und man legte leichte Umschläge darauf, mit großser Erleichterung des Kranken, auch gab man einige Klystire, im Fall einer fortdauernden Leibesverstopfung. In der Frühe (wo gewöhnlich ein merkliches Nachlassen erfolgte) setzte man nie den Gebrauch der gegenwärtigen Mittel aus, aber gegen Mittag stieg man stufenweise mit den Gaben derselben, und man brachte die Dose des Kamphers (eines Mittels, das uns trefflich Dienste geleistet hat) auf zwanzig bis fünf und zwanzig Grane. Wir versuchten die Dose der Reizmittel in dem nemlichen Verhältniß als die Zufälle nachliesen, in der Frühe zu vermindern, aber dann erfolgte immer eine gröſsere Verschlimmerung des Fiebers auf den Abend. Wir stiegen den zweyten Tag mit der Gabe dieser Mittel, und bey eintretender stärkerer Exazerbation giengen wir zum Moschus über, den wir abwechselnd mit dem Chinadekokt, dem Aufguſs der Schlangenwurzel (*Serpentaria virginiana*) Wolverley (*Arnica*) u. s. w. gaben. Ferner lieſsen wir warme Umschläge auf den Bauch legen, und im Falle eines hinzutretenden Durchfalles (was bey

Krankheit, die nun zum Glücke etwas seltner geworden ist, angestellt haben. Ich sehe freilich wohl ein, dafs man dadurch obgleich auf dem besten Wege, noch keine beträchtlichen Fortschritte in der Heilmethode derselben machte. Es wäre daher zu wünschen, dafs die Aerzte bey der Erscheinung des Scharlachfiebers bey den Kindbetterinnen sorgfältige Beobachtungen und Versuche anstellen, und die Resultate nebst einer genauen Beschreibung der einzelnen Symptome und Veränderungen dem medizinischen Publikum mittheilen möchten.

Bis jetzt bestehet das vorzügliche Mittel gegen diese Krankheit in der prophylaktischen Kur. Giebt es einen Ort, wo man sie vorzüglich anwenden sollte, so sind es gewifs die Spitäler und Entbindungshäuser, wo sowohl die individuellen Umstände der Schwangern, als auch die Geräumigkeit und Gemeinschaft ihrer Zimmer zu dieser Krankheit so leicht Veranlassung geben. In dem hiesigen allgemeinen Krankenhause gab man sich zwar alle Mühe diesem Uebel entgegen zu arbeiten, und hiedurch wurden die Fortschritte der Ansteckung merklich gehemmt, man war aber dennoch nicht im Stande, sie gänzlich daraus zu verbannen, wobey auch diefs zu bemerken ist, dafs mehrere unter den Kindbetterinnen

zu früh (fast gleich nach der Geburt) das Spital verliessen, und sich der Ansteckung des Scharlachausschlages ausser demselben aussetzten. Folgende Zeichen waren die vorzüglichsten, aus welchen wir bey unsern Kindbetterinnen den Verdacht eines bevorstehenden Scharlachfiebers schöpften, und uns verleiten liessen, sie von andern abzusondern; das *erste* ist, der grosse, ungewöhnliche Gestank des Kindbettflusses, das *zweyte* eine sich nicht gleich bleibende Röthe des Gesichts. Obschon wir nun diese Zeichen keine sichre Vorbothen des Kindbetter Scharlachfiebers nennen können, so sind sie doch meistens untrüglich. Dies sey genug, um unser Gemüth zu beruhigen, und den übrigen Kindbetterinnen, die alle sehr leicht ein Opfer der Scharlachansteckung werden konnten, mehr Sicherheit zu verschaffen. *)

*) Diese trefflichen Bemerkungen des Herrn D. *Malfatti* bestätigten sich auch hier in Berlin vollkommen. Da das Scharlachmiasma an sich schon leichter als irgend ein andres exanthematisches Contagium die Organisation in einen asthenischen Zustand versetzt, wie viel mehr musste dies bey Wöchnerinnen geschehen, die an sich schon immer als mehr oder weniger geschwächte Personen zu betrachten sind! Auch hier war der Ausgang des Scharlachfiebers im Wochenbett mehrentheils, und allemal *gewiss* tödlich, wenn sie in den ersten Tagen Nitrum bekommen hatten, und nur die reizende Methode, aber im Anfange gebraucht, konnte Hülfe schaffen, und *Campfer* mit *Spiritus Mindereri* war das passendste Mittel unter allen.

d. H.

V.

Ueber die Kur der Pestkrankheit durch Oeleinreibungen.

Der glücklichen Benutzung zufälliger Erscheinungen, und dem thätigsten Bestreben edler Menschenfreunde verdankt ganz Europa die Kenntniss eines sehr einfachen Arzneymittels, was gegen eine der grausamsten Krankheiten, gegen die Pest vorzügliche Wirkungen geäussert haben soll. *Georg Baldwin*, ehemals englischer Konsul zu Alexandrien; Baron *Haidenstamm*, schwedischer Gesandter zu Konstantinopel; und der würdige Graf *von Berchtold* haben seit mehreren Jahren allen ihren Einfluss aufgeboten, um die diessfälligen Vorzüge des Oels allenthalben bekannt zu machen, und so eben erhalte ich eine S. M. dem Kaiser vorgelegte Schrift, welche eine neue Erprobung derselben enthält, und im verflossenen Jahre zu Florenz unter folgendem Titel herausgegeben worden ist:

Osservazioni circa un nuovo specifico contra la peste, ritrovato, e fatto sperimentare da Giorgio Baldwin, Console generale per Sua Maestà Britannica per molti anni in Egipto.

Je mehr es mir wahrscheinlich ist, daſs Oel so manchem Pestkranken sehr vortheilhaft seyn möge; je gewisser ich selbst jede Gelegenheit benutzen werde, damit gehörige Versuche anzustellen, desto weniger kann ich mit den unbedingten, den Begeisterungsvollen Empfehlungen zufrieden seyn, welche man dem gepriesenen Mittel ertheilen zu müssen sich bewogen fand, und mit Recht glaube ich besorgen zu können, daſs eben hiedurch dem Oele dasselbe Schicksal vorbereitet werde, welches so vielen andern Arzneymitteln widerfahren ist, die eben den unbeschränkten Anpreisungen, womit man sie anfangs erhoben hat, es zu verdanken haben, daſs sie bald gänzlich in Verfall und Vergessenheit gekommen sind. Nur dadurch kann der Gebrauch des Oels gegen die Pest diesem Schicksale entrissen werden, wenn dessen Kraft in Bezug auf das Wesen dieser Krankheit näher erwogen; die Fälle ihrer Anwendbarkeit umständlicher bestimmt, und den verschiedenen Krankheitsständen genauer angemessen; die Verordnung desselben zur gesetzlichen Empirie erho-

ben wird. Ich wage durch folgende Zeilen den Versuch, zu jenem für das Wohl der Menschheit, und die Fortschritte der Arzneykunde gleich wichtigen Endzweck etwas beyzutragen.

Ich fange von allgemeinen Betrachtungen über jene zusammengesetzte Krankheitserscheinungen an, die der bürgerliche sowohl, als der medizinische Sprachgebrauch Fieber nennt, indem ich die Pesterscheinungen nur zu oft mit denselben verbunden finde, obwohl ich dennoch ein Fieber nicht wesentlich zur Pestkrankheit gehörig halte, wie ich dieses bereits in meiner Geschichte der Pest von Sirmien erklärt, und nicht ganz unwahrscheinlich gemacht zu haben glaube.

Fieber nennen wir eine merkliche, anhaltende, selbstfürmig fortschreitende Abänderung des Pulses, und der Wärme, womit zugleich verschiedene andere Veränderungen der Verrichtungen und Eigenschaften des thierischen Körpers verbunden sind.

Die nächste unmittelbare Ursache dessen, was wir Fieber nennen, muss in den Anlagen jener Theile gesucht werden, von welchen Kreislauf und Wärme zusammen abhangen: also in dem Blute, dem Herzen, dem gesammten Blutgefässsystem.

Reiz von Seiten des Blutes, Empfänglich-

keit für Reiz, und Wirkungsvermögen von Seiten der Gefäße sind die Momente, in deren Verschiedenheiten und Abweichungen vom naturgemäßen Zustande die nächsten Ursachen der Verschiedenheiten in den eigentlichen Fiebererscheinungen gegründet sind.

Eine praktische Fiebereintheilung, d. i. eine solche, auf die sich die Behandlung der Fieber unmittelbar beziehen, wonach das Mannigfaltige der dagegen festzusetzenden Heilverfahren unterschieden werden könne, muß aus dem Mannigfaltigen der Fieberursachen genommen, auf demselben begründet und aufgestellt werden. Die ersten höchsten Genera bestimmt also das möglich Verschiedene in den nächsten Ursachen, das möglich Mannigfaltige ihrer numerischen Combinationen: die weitern Unterabtheilungen hangen von den verschiedenen gleichnahmigen Arten einzelner nächster Ursachen, ihren Combinationen mit den nächsten Ursachen anderer Art ab. Die Varietäten einzelner Unterabtheilungen werden von den Mannigfaltigkeiten hergenommen, welche sich in den Aeusserungen einzelner nächster Ursachen darstellen.

Da die Fiebererscheinung jederzeit das ...sultat einer zusammengesetzten Einwirkung ... so wird sie dargestellt werden können, es ... je der einwirkenden Momente eines allein,

oder mehrere zugleich vom naturgemäſsen Stande abgehen.

Daher die höchste Eintheilung der Fieber in *einfache* und *zuſammengeſetzte.*

Die Anzahl der einfachen Fieber wird beſtimmt durch die Verſchiedenheiten der nächſten Urſachen in Bezug auf den naturgemäſsen Stand. Dieſs Verſchiedenheiten sind: *erhöhtes Wirkungsvermögen; vermindertes Wirkungsvermögen; vermehrter, verminderter Reiz; vermehrte, verminderte Reizempfänglichkeit.*

Da Reiz und Reizempfänglichkeit Correlate sind, und der Erfolg, Reizung, der nämliche iſt; es möge dieſe oder jener verhältniſsmäſsig geändert werden; ſo können beyde Arten nächſter Urſachen füglich unter *vermehrter, verminderter Reizung* begriffen werden.

So entſtehen demnach vier Gattungen von Fieber,

Thätigkeits Fieber,
Febris tonica,
Unthätigkeits Fieber,
Febris torpens,
Reizungs Fieber,
Febris irritativa,
Unreizungs Fieber,
Febris aſthenica, (inirritativa).

Die binären Verbindungen dieſer vier Gattungen unter einander geben mit Ausſchluſs

keit für Reiz, und Wirkungsvermögen von Seiten der Gefäfse sind die Momente, in deren Verschiedenheiten und Abweichungen vom naturgemäfsen Zustande die nächsten Ursachen der Verschiedenheiten in den eigentlichen Fiebererscheinungen gegründet sind.

Eine praktische Fiebereintheilung, d. i. eine solche, auf die sich die Behandlung der Fieber unmittelbar beziehen, wonach das Mannigfaltige der dagegen festzusetzenden Heilverfahren unterschieden werden könne, muſs aus dem Mannigfaltigen der Fieberursachen genommen, auf demselben begründet und aufgestellt werden. Die ersten höchsten Genera bestimmt also das möglich Verschiedene in den nächsten Ursachen, das möglich Mannigfaltige ihrer numerischen Combinationen: die weitern Unterabtheilungen hangen von den verschiedenen gleichnahmigen Arten einzelner nächster Ursachen, ihren Combinationen mit den nächsten Ursachen anderer Art ab. Die Varietäten einzelner Unterabtheilungen werden von den Mannigfaltigkeiten hergenommen, welche sich in den Aeuſserungen einzelner nächster Ursachen darstellen.

Da die Fiebererscheinung jederzeit das [illegible]sultat einer zusammengesetzten Einwirkung [illegible] so wird sie dargestellt werden können, es [illegible]e der einwirkenden Momente eines allein,

therapeutische [illegible]
dem erzeugten [illegible]
Muskel- [illegible] - [illegible]
zungen, als auch zu allgemeinen
n Erregungen [illegible]
tigen sey, [illegible]
ng der arteriellen Bewegung [illegible]
Heilungsmethode [illegible]
her auch Reizung [illegible]
diese Erzeugung [illegible]
sache angesehen [illegible] kann. [illegible]
der bereits [illegible]
der weil uns [illegible]
lben Einhalt zu [illegible]
e Reizung [illegible]
Reizungsheerde [illegible]
kommt. Entweder [illegible]
Theil desselben: oder [illegible]
chemische Hülfsmittel zu [illegible]
zu machen; oder [illegible]
wirken, verändert [illegible]
pfänglichkeit; oder er unterstützet, [illegible]
die arterielle Aeusserung, welche, al-
Umstimmung der Säfte hervorbrin-
oft das Naturmittel zur Tilgung, *As-*
tion des Reizes, zur Veränderung der
mpfänglichkeit ist; oder endlich über-
er die Reizung auf andere Theile, wo-
wegen dem *Antagonismus* die ge-

keit für Reiz, und Wirkungsvermögen von Seiten der Gefäfse sind die Momente, in deren Verschiedenheiten und Abweichungen vom naturgemäfsen Zustande die nächsten Ursachen der Verschiedenheiten in den eigentlichen Fiebererscheinungen gegründet sind.

Eine praktische Fiebereintheilung, d. i. eine solche, auf die sich die Behandlung der Fieber unmittelbar beziehen, wonach das Mannigfaltige der dagegen festzusetzenden Heilverfahren unterschieden werden könne, muſs aus dem Mannigfaltigen der Fieberursachen genommen, auf demselben begründet und aufgestellt werden. Die ersten höchsten Genera bestimmt also das möglich Verschiedene in den nächsten Ursachen, das möglich Mannigfaltige ihrer numerischen Combinationen: die weitern Unterabtheilungen hangen von den verschiedenen gleichnahmigen Arten einzelner nächster Ursachen, ihren Combinationen mit den nächsten Ursachen anderer Art ab. Die Varietäten einzelner Unterabtheilungen werden von den Mannigfaltigkeiten hergenommen, welche sich in den Aeuſserungen einzelner nächster Ursachen darstellen.

Da die Fiebererscheinung jederzeit das Resultat einer zusammengesetzten Einwirkung ist, so wird sie dargestellt werden können, es mag der einwirkenden Momente eines allein,

oder mehrere zugleich vom naturgemäſsen Stande abgehen.

Daher die höchſte Eintheilung der Fieber in *einfache* und *zuſammengeſetzte.*

Die Anzahl der einfachen Fieber wird beſtimmt durch die Verſchiedenheiten der nächſten Urſachen in Bezug auf den naturgemäſsen Stand. Dieſe Verſchiedenheiten sind: *erhöhtes Wirkungsvermögen; vermindertes Wirkungsvermögen; vermehrter, verminderter Reiz; vermehrte, verminderte Reizempfänglichkeit.*

Da Reiz und Reizempfänglichkeit Correlate sind, und der Erfolg, Reizung, der nämliche iſt, es möge dieſe oder jener verhältniſsmäſsig geändert werden; ſo können beyde Arten nächſter Urſachen füglich unter *vermehrter, verminderter Reizung* begriffen werden.

So entſtehen demnach vier Gattungen von Fieber,

Thätigkeits Fieber,

Febris tonica,

Unthätigkeits Fieber,

Febris torpens,

Reizungs Fieber,

Febris irritativa,

Unreizungs Fieber,

Febris aſthenica, (inirritativa).

Die binären Verbindungen dieſer vier Gattungen unter einander geben mit Ausſchluſs

jener Verbindungen, welche wegen dem Entgegengesetzten des innern Gehaltes objectiv unmöglich sind, folgende mögliche Hauptgattungen zusammengesetzter Fieber.

Febris irritativa tonica,

Febris irritativa torpens,

Febris asthenica tonica,

Febris asthenica torpens.

Wenn Reizungen verschiedener Art zugleich auf das arterielle System mitwirken können; so giebt es noch folgende Haupt-Gattungen zusammengesetzter Fieber

Febris irritativa complicata simplex nemlich τὸ *simplex* in Bezug auf den naturgemässen Stand des Wirkungsvermögens.

Febris irritativa complicata tonica.

Febris irritativa complicata torpens.

Da es keine besondere Arten des erhöhten, oder verminderten Wirkungsvermögens giebt; so hangen die möglichen Unterabtheilungen dieser Fiebergattungen allein von den verschiedenen Arten der Reizung, oder Unreizung, und den Combinationen derselben mit dieser, oder jener Gattung des Wirkungsvermögens ab.

Die Varietäten werden entweder durch den *typus febrilis*, oder durch die an einzelnen Orten des Organismus besonders hervorstechende, dem allgemeinen Fieberstande ho-

mogene Abweichungen organischer Aeusserungen vom naturgemässen Zustande, welche entweder in besonderer Reizung, oder besonderm Wirkungsvermögen begründet sind, ausgezeichnet, so z. B.

Febris irritativa (biliosa), tonica, phrenitica (peripneumonica, pleuritica),

Febris irritativa (catarrhalis), tonica, remittens.

Febris irritativa (mucosa biliosa), torpens, quartana,

Febris irritativa (mucosa), simplex, nervosa (febricula lenta Huxhami) u. s. w.

Diese Fieber - Benennungen, sich auf alle Einzelnheiten ihrer nächsten Ursachen beziehend, bestimmen schon durch sich selbst die vorzüglichsten therapeutischen Anzeigen, und diese Eigenschaft soll jeder zum therapeutischen Entzweck eingerichtete Vortrag der speziellen Krankheitslehre haben.

Jene allgemeinen Begriffe vorausgeschickt, muss ich nun die Reizungsfieber, die bei deren Kur vorkommenden Rücksichten näher in Betrachtung ziehen, da ich jedes Pestfieber unter die Klasse der Reizungsfieber bringen zu müssen glaube.

Die Erzeugung des Reizes, wovon sofort die arterielle Reizung, die nächste Ursache des Fiebers abhängt, geht dem Fieber voraus;

liegt ausser dem Wesen desselben entweder in der abgeänderten Sekrezions - Fähigkeit *) einzelner, aller Absonderungs - Organe; oder in dem abgeänderten gegenseitigen Thätigkeits - Verhältnisse der verschiedenen Absonderungs - Organe; kann statt haben, ohne eben arterielle Reizung hervorbringen zu müssen, indem nemlich der erzeugte Reiz andere erregbare Theile afficirt; kann während des durch den bereits erzeugten Reiz angefachten Fiebers fortdauern; durch die arterielle Aeusserung selbst vermehrt, vermindert werden, wie überhaupt dadurch alle Sekrezionen modificirt werden, kann aber auch bereits aufgehört haben.

Diese Sätze und Betrachtungen zeigen, dass dieselben Reizungskrankheiten jetzt fieberhaft, jetzt unfieberhaft seyn können; dass also der fieberhafte Stand nur eine Unterabtheilung derselben Reizungskrankheit sey; dass sie, ohne Bezug auf diesen oder jenen Stand ausgedrückt das höhere *Genus* seyen: *Polycholia*, *morbus mucosus*, *rheumatismus*, *variola*, *pestis* (*morbi alienatarum secretionum*); sie zeigen, da die Reizerzeugung eine für sich be-

*) Sekrezions Reizbarkeit nannte ich sie in meiner Geschichte der Pest: allein der Ausdruck scheint mir nun noch nicht ganz von aller willkührlichen Voraussetzung frei zu seyn.

stehende therapeutische Ursache sey; dass, wie in von dem erzeugten Reize hervorgebrachten Nerven- Muskel- lymphatischen- und Gefäss- Reizungen, also auch in allgemeinen arteriellen Erregungen stets diese Quelle zu berücksichtigen sey, und sie eine von der Behandlung der arteriellen Aeusserung abgesonderte Heilungsmethode erfordern könne; dass es aber auch Reizungsfieber geben möge, wo eben diese Erzeugung nicht als therapeutische Ursache angesehen werden kann, weil sie entweder bereits aufgehört hat, statt zu haben, oder weil uns kein Heilmittel bekannt ist, derselben Einhalt zu thun. Der erzeugte Reiz, die Reizung ist der zweite Gegenstand, der bei Reizungsfiebern in Betrachtung zu ziehen kommt. Entweder entleeret der Arzt einen Theil desselben; oder er sucht ihn durch chemische Hülfsmittel zu verändern, unwirksam zu machen; oder unfähig auf den Reiz zu wirken, verändert schwächt er die Reizempfänglichkeit; oder er unterstützet, mässiget die arterielle Aeusserung, welche, allgemeine Umstimmung der Säfte hervorbringend, oft das Naturmittel zur Tilgung, *Assimilation* des Reizes, zur Veränderung der Reizempfänglichkeit ist; oder endlich überträgt er die Reizung auf andere Theile, wodurch wegen dem *Antagonismus* die ge-

fährlichere Reizung des vorigen Theiles gehoben wird.

Jetzt kommen erst noch die Rücksichten vor, welche in Reizungsfiebern auf den Zustand des arteriellen Wirkungsvermögens zu nehmen sind. Der naturgemäſse Zustand desselben, der erhöhte, der verminderte Zustand geben eben so viel mögliche *Combinationen* mit jedem gegebenen einzelnen Grade der Reizung, durch deren jede alles dasjenige, was in Bezug auf Reizerzeugung und Reizung zu unternehmen ist, vielfältig modificirt, bestimmt, eingeschränkt wird. Jede dieser *Combinationen* giebt wieder eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit der *Varietäten*, wenn wir nicht nur die verschiedene Reizempfänglichkeit, sondern auch die verschiedenen Grade des Wirkungsvermögens einzelner Theile des Organismus in Anschlag bringen. Endlich ist selbst der allgemeine Zustand des Wirkungsvermögens im Verlaufe der Krankheit stetem Wechsel unterworfen, welcher theils von Ueberreizung, theils von mangelnder, oder veränderter Ernährung und Durchdringung herrührt, worauf selbst das Ursachliche der Reizerzeugung vielen Einfluſs haben kann. Und alle diese Umstände zeigen, wie mannigfaltig in ihren individuellen Zuständen die Behandlung einer Krankheit ausfallen müsse die

im allgemeinen Reizungsfieber genannt, eine Unterart desselben ist.

Wenn nun endlich noch auch die gleichzeitige Erzeugung mehrerer solcher Reize möglich ist, welche auf arterielle Aeusserung einfliessen können; so muss hiedurch unumgänglich eine neue Mannigfaltigkeit der Verschiedenheiten entstehen, welche die Heilungsmethode der durch diese mehrfache Reizung veranlassten Fieber äusserst zusammengesetzt, und verwickelt machen wird. Nicht nur muss in Betreff jeder einzelnen Reizerzeugung und Reizung alles erwogen werden, was wir besonders über beide Gegenstände angezeiget haben, sondern es muss nun auch noch aus den allgemeinen Gesetzen des Erhaltungs- *Sensations*- und Ernährungs-Geschäftes; aus den individuellen Verhältnissen des arteriellen Wirkungsvermögens erörtert werden, ob auf beide Gegenstände zugleich eingewirkt werden könne; oder aber im entgegengesetzten Falle, welche Reizerzeugung vor der andern gehoben werden müsse, welcher Reiz vor dem andern zu tilgen, zu mildern sey; eine Bestimmung, für welche, (im Vorbeigehen gesagt) in der Heilkunde überhaupt nur sehr wenig geleistet ist.

Wir sehen nun, wie vielfältig, wie ausgebreitet das Geschäft der Behandlung eines

Reizungsfiebers überhaupt sey; wie mannigfaltig die Zwecke, welche der Arzt hiebei zu erreichen suchen soll; wie verschieden die Mittel seyn müssen, welche ihn zur Erreichung jener Zwecke führen können: und nothwendig muss uns die detaillirte Uebersicht des diessfalsigen Geschäftes Mistrauen gegen jeden einförmigen Heilungsvorschlag so mannigfaltiger Uebel erregen.

Nun glaube ich die Frage näher erörtern zu können, was wohl von der Wirksamkeit der Oeleinreibungen gegen das Pestübel zu erwarten sey; welches die unmittelbaren Erfolge seyen, welche der philosophische Arzt von deren Anwendung sich versprechen könne; ob sie ein allgemeines diesfalsiges Mittel seyen; ob sie das einzige seyn können, dessen sich der Arzt in der Pestkur bedienen dürfe. — Bestimmt muss ich bemerken, dass hier nicht von der Abhaltung des aus einem fremden Körper erst mitzutheilenden Pestostoffes die Rede sey, welche zur Abwehre der Ansteckung gehört, und wozu das Oel eben so wie jeder andere schmierige, wässerige, feuchte Körper geeignet ist.

Der giftige Stoff, ursprünglich aus einem verpesteten Körper genommen, wirkt, indem er auf einen gesunden Körper übertragen wird, unmittelbar auf dessen Absonderungs-

Geſchäft; ſtimmt die Wirkſamkeit, die Sekretionsfähigkeit der Gefäſse um, vielleicht auf eben die Art, wie in den ſchönen Humboldiſchen Verſuchen der Galvanismus die Wirkſamkeit der durch den vorherigen Canthаridenreiz entblöſsten Hautgefäſse umändert, und ganz neue Abſonderungen hervorbringt. So entſtehen, wo immer jener giftige Stoff einwirkt, einwirken kann, abgeartete Anlagen der feſten, und Miſchungen der flüssigen Theile. — Abgeänderte Sekretion im Nervenſyſteme, in dessen Verbindungen mit den Bewegungsorganen bringt verſchieden abgeändertes Vermögen derſelben hervor: hievon manchmal der plötzliche Peſttod; hievon jene ſogenannten Nervenzufälle, welche ſelbſt den Anfang der Peſt ſo oft charakteriſiren. — Abgeänderte Abſonderung der Stoffe im Zellengewebe jeder Art mag die Quelle der Beulen, der Karfunkeln, der Petechien ſeyn, deren einige oft allein die ganze Summe der Peſterſcheinungen im Körper sind; die in andern Fällen bald als Mitzufall anderweitiger Abweichungen vom geſunden Zuſtande die Gefahr des Uebels erhöhen, bald als antagoniſtiſche Erſcheinung die Milderung der Krankheit bezeichnen. — Die unmittelbare, oder ſympathiſche Einwirkung desselben Stoffes auf einzelne Abſonderungsorgane iſt eine

neue Quelle einzelner Erscheinungen der Pest; und so haben wir sehr oft vermehrte, veränderte Leberabsonderung nebst allen örtlichen Folgen derselben in der Pest von Sirmien wahrgenommen. — Ein andermal ändert eben derselbe Stoff durch eben denselben Einfluss entweder die Reizempfänglichkeit des arteriellen Systems, oder die Bildung des Blutes, des arteriellen Reizes; und dann entstehen arterielle Erregungen, welche nach den individuellen organischen Verhältnissen einzelner Behafteten, jene mannigfaltigen Schemata der Reaktion darstellen, die wir bereits oben als Mannigfaltigkeiten, Unterabtheilungen des Reizungsfiebers dargestellt haben.

Schon diese Auseinandersetzung läſst uns einsehen, wie mannigfaltig die Erscheinungen bey Pestkranken seyn können! Erwägen wir aber ferner, daſs durch diese fremdartige, bedeutende Einwirkung des Pestgiftes die jedesmaligen vorigen Verhältnisse des gesammten Organismus überhaupt gestöret werden müssen; so werden wir leicht begreifen, wie die bei den einzelnen Menschen vorfindlichen Krankheitsopportunitäten, bei welchen es sonst, ohne diese fremde Einwirkung, auch ferner sein Verbleiben gehabt haben würde, nun zu wirklichen Krankheiten hinangefördert werden müssen; und, da diese bei den ver-

zeigten Hülfsmittel im Verlaufe der Krankheit nach dem Verhältnisse der veränderten Erregungen im ganzen und in ihren einzelnen Bezügen umzuändern.

Ich habe in diesem Vortrage meiner Begriffe über die Anwendbarkeit der Oeleinreibungen gegen die Pestkrankheit zugleich das Allgemeine der Fieberlehre unter solchen Gesichtspunkten dargestellt, welche an sich sowohl, als weil sie uns eine vielleicht in manchem Bezuge neue Ansicht dieser Dinge gewähren, der Aufmerksamkeit philosophischer Aerzte nicht ganz unwürdig scheinen werden. Ich wünsche dieselben Sätze von unpartheiischen Naturforschern um so genauer geprüft zu sehen, da ich sie zur Grundlage einer speziellen Fieberlehre gewählt habe, mit deren Bearbeitung ich mich seit mehrern Jahren beschäftige, und die ich schon längst zu Stande gebracht haben würde, wenn nicht die mannigfaltigen Angelegenheiten des Pestgeschäftes die Vollendung bisher immer hintertrieben hätten. *)

Schraud.

*) Man vergleiche hiermit das, was ich im *VI. Bande 2. Stück* dieses Journals über diese Materie gesagt habe. Ich bin ganz der Meynung des würdigen Herrn Verfassers.

d. H.

gestörten Organismus hervorgebracht werden müssen, zu heben, und das naturgemäſse Geleis der Verrichtungen herzustellen! Alles, was der philosophische Arzt von den Oeleinreibungen erwarten kann, ist entweder Hemmung der durch den beigebrachten Peststoff zu veranlassenden Umstimmung, Umänderung der Sekretionsfähigkeit; oder eine solche Stimmung derselben, wodurch der zu erzeugende Reiz minder bösartig wird; oder Milderung, Schwächung der thierischen Reizempfänglichkeit gegen den bereits erzeugten Pestreiz, oder endlich Uebertragung des Peststoffeinflusses auf jene Absonderungsorgane, wo ein gelinderer Pestreiz erzeuget wird. — Die übrigen gleichzeitigen Abweichungen des arteriellen und muskulösen Wirkungsvermögens; die übrigen gleichzeitigen Abartungen der Absonderungen, wovon die meisten Verschiedenheiten der einzelnen Zufälle bei den sogenannten Pestkranken entstehen, müssen durch ein ihnen besonders angemessenes Heilverfahren in gehöriges Geleis gebracht werden, und die groſse Kunst des praktischen Pestarztes wird darin bestehen; die Oeleinreibungen mit den andern diesfalls angezeigten mannigfaltigen Arzneien zu verbinden; jeder einzelnen Krankheit in allen ihren Theilen entgegen zu arbeiten; selbst die einmal ange-

zeigten Hülfsmittel im Verlaufe der Krankheit nach dem Verhältnisse der veränderten Erregungen im ganzen und in ihren einzelnen Bezügen umzuändern.

Ich habe in diesem Vortrage meiner Begriffe über die Anwendbarkeit der Oeleinreibungen gegen die Pestkrankheit zugleich das Allgemeine der Fieberlehre unter solchen Gesichtspunkten dargestellt, welche an sich sowohl, als weil sie uns eine vielleicht in manchem Bezuge neue Ansicht dieser Dinge gewähren, der Aufmerksamkeit philosophischer Aerzte nicht ganz unwürdig scheinen werden. Ich wünsche dieselben Sätze von unpartheiischen Naturforschern um so genauer geprüft zu sehen, da ich sie zur Grundlage einer speziellen Fieberlehre gewählt habe, mit deren Bearbeitung ich mich seit mehrern Jahren beschäftige, und die ich schon längst zu Stande gebracht haben würde, wenn nicht die mannigfaltigen Angelegenheiten des Pestgeschäftes die Vollendung bisher immer hintertrieben hätten. *)

Schraud.

*) Man vergleiche hiermit das, was ich im *VI. Bande 2. Stück* dieses Journals über diese Materie gesagt habe. Ich bin ganz der Meynung des würdigen Herrn Verfassers.

d. H.

VI.

Beſchreibung und Abbildung eines zu Berlin beobachteten weiblichen Hermaphroditen.

Zu den merkwürdigſten Naturerſcheinungen gehört wohl folgende Weibsperſon, die wegen einer Hautkrankheit in dieſem Frühjahr in das Hospital der Charité gebracht wurde, und bey der sich zufällig im Bade folgende ungewöhnliche Formation der Geburtstheile entdeckte, die ihr den Nahmen eines weiblichen Hermaphroditen gegeben hat.

Maria Dorothea D. aus Berlin, iſt gegenwärtig 22 Jahr alt, klein, und von einem zarten, aber wohlgebauten Körper, brünett; ihr Gesicht hat ein weibliches Anſehn, vom Bart sind ſchwache Spuren zu entdecken. Die Bruſt iſt ganz männlich und platt, auch iſt die Stimme mehr männlich als weiblich.

Die Ruthe iſt von anſehnlicher Gröſse, *ſehr* gut und vollkommen formirt, bis auf ei-

nen kleinen Theil freyſtehend, mit einer völlig gebildeten Vorhaut verſehen, die ſich über die Eichel vor und zurückſchieben läſst. Auch bekommt ſie zuweilen, beſonders gegen Morgen, ſchwache Erectionen. In ihrer natürlichen Lage bedeckt ſie nur einen Theil der weiblichen Geburtstheile. Die Gröſse, Bildung und Lage derſelben iſt in beyliegender Abbildung genau der Natur gemäſs dargeſtellt.

Es fehlt jedoch an der Ruthe der gewöhnliche Harngang, ob ſich gleich in der Mitte der Eichel am gewöhnlichen Orte eine kleine rothe Vertiefung zeigt.

Die weiblichen Geburtstheile ſind übrigens in folgender natürlichen Beſchaffenheit vorhanden: die groſsen Lefzen ganz natürlich, die kleinen nur ſchwach angedeutet, die Oefnung der Harnröhre unter der Ruthe, die Mutterſcheide, welche aber ſo enge iſt, daſs man kaum einen Federkiel hineinbringen kann; auch das Becken iſt ganz weiblich gebildet. Seit einigen Jahren iſt die monatliche Reinigung in ihrer gewöhnlichen Ordnung. Von Teſtikeln iſt keine Spur vorhanden.

Man hat keine Spur eines regen Geſchlechtstriebes entdecken können, vielmehr zeigte ſich bey allen Gelegenheiten weibliche Verſchämtheit, Jungfräulichkeit und Decenz.

Da nun offenbar die Haupttheile und

Eigenschaften der Weiblichkeit vorhanden sind, und die wesentlichen Theile der Mannheit, die Testikeln, fehlen, so ist diese Person für nichts anders als für ein weibliches Geschöpf mit einer monströsen Klitoris zu halten, bey der aber doch der Mangel der Brüste, die männliche Sprache, das Barthaar eine Annäherung zur Männlichkeit, oder vielmehr zu dem, was man *Virago* nennt, andeuten.

d. H.

VII.

Ein Mittel gegen den Bandwurm.

Ein Tagelöhner, zwischen 43 und 50 Jahr alt, hatte schon seit vielen Jahren unendlich mancherley kränkliche, bald mehr bald minder bedeutende Zufälle erlitten, und dagegen lange, aber vergebens medicinirt. Am 29sten Juli 1800 kam er zu mir, und nach genauer Untersuchung der Zufalle schien es mir mehr als wahrscheinlich, dass er an einem Bandwurme leiden müsse. Meine Vermuthung wurde bestätigt — er sagte zwar, dass ihm nie Würmer abgegangen wären, und dass keiner seiner bisherigen Aerzte ihn darnach gefragt hätte; allein wie ich ihm den Bandwurm etwas beschrieb, erzählte er, dass ihm Tages zuvor einige solche Stücke mit dem Stuhlgange abgegangen wären, die bey der angestellten Untersuchung von der *Taenia vulgaris* *) waren. Ausser vielen unbedeutenden Zufällen, besonders heftigem Leibweh, litt er

*) *Blumenbachs Naturgeschichte*, Abschn. IX.

vorzüglich an Verschleimung des Magens und der Lunge. Er hustete viel Schleim aus und sagte, daſs ungeachtet er erstaunend viel essen müsse, er dennoch nicht nur nicht zunähme, sondern immer magerer und matter würde, und sein ganzes Ansehn lieſs eine baldige Auszehrung um so mehr fürchten, da er von Natur nicht den stärksten Körper hatte.

Nachdem ich seine zerrüttete Gesundheit so viel es bey der fortwirkenden Ursache, wogegen für jetzt nur palliativ gehandelt werden konnte, möglich war, durch zweckmäſsige Mittel gebessert hatte, verordnete ich ihm am 29sten August folgendes:

℞ *Asae foet. Extr. Valerian.* ♄ *Rad. Filicis* aā ʒjj
Ol. Tanaceti q. s. ut f. pil. pond. gr. jj

D. S. Täglich 4 mal 12 Stück zu nehmen.

dabey eine dem Wurme widrige Diät, Einreibungen in den Unterleib u. s. w. Er spürte nach den Mitteln viel Leibweh, besonders an der rechten Seite, wo sich oft ein ganzer Klump hinwarf, es ging aber nichts darnach ab. Den 6ten September gab ich ihm folgendes:

℞ *Asae foet.* ʒjj ♄ *Rad. Filicis* ʒjjj ☿ *dulc.* gr. vj
Ol. Thereb. q. s. ut f. pil. pond. gr. jj.

D. S. Täglich 4 mal 15 Stück,

Auch hiernach bekam er viel Leibweh, und am 10ten gingen ihm nach einem *Purg. drast.* einige einzelne Glieder ab.

Am 11ten erhielt er:

℞ ♄ *Rad. Filicis.* ℥jj
D. S. Alle 2 Stunden 1 gehäuften Theelöffel voll.

Er fühlte darnach ziemlich heftiges Leibweh, welches aber immer an derselben Stelle blieb.

Am 13ten sagte er mir, die Medizin wäre gestern zu Ende gegangen, und er könne sie nicht mehr nehmen, weil er allemal so sehr übel darnach werde. Ich erfuhr aber, daſs er statt einen Theelöffel alle 2 Stunden 1 Eſslöffel genommen hatte, und da diese groſse Dosis auch in Verbindung mit einem *Purg. drast.* nichts gewirkt hatte, lieſs ich sie aussetzen.

Er erhielt nun noch eine geraume Zeit viele gegen den Bandwurm gerühmte Mittel, z. B. das *Petroleum* u. s. w. mit abwechselnden *Purg. drast.* in Verbindung mit Milchklystieren, Einreibungen und einer zweckmäſsigen Diät, allein alles dieses bewirkte höchstens den Abgang von einzelnen Gliedern, so stark die Dosen auch waren, so viele Mittel ich versuchte, und so wenig ich auch den Einfluſs des Mondes dabey vergaſs.

Bey diesen Umständen fing ich an die

Genefung des Kranken zu bezweifeln, um fo mehr, da er felbst nicht Lust mehr hatte ferner noch etwas zu gebrauchen, bis ich endlich mich erinnerte, einen Mann an einem andern Orte vom Bandwurme durch ein Mittel befreyt zu haben, wo alle andere Mittel nichts geholfen hatten. Ich befchlofs fogleich es auch hier zu verfuchen, und beredete den Kranken nur noch acht Tage Geduld zu haben, welches er auch verfprach, indem ich ihm zu feiner Genefung grofse Hofnung machte. Das Mittel ift folgendes:

℞ *Petrolei* ℥ß *Eff. Afa foet.* ʒvj.
M. S. Täglich 4 mal 40 Tropfen.

Er fühlte darnach ftarke Bewegung und heftige Schmerzen im Leibe, befonders an der rechten Seite, und es gingen auch am nämlichen und zweyten Tage noch mehrere Stükken ¼ Elle lang ab. Den dritten Tag liefs ich ihm alle 3 Stunden 1 Theelöffel voll von jener Mifchung nehmen, worauf wieder einige Stücke abgingen und die Schmerzen im Leibe sich tiefer hinunter zogen.

Am vierten Tage ging ihm ein Klumpen einer Hand grofs vom Bandwurme ab, der nicht wie gewöhnlich noch lebend, fondern fo dünne wie ein Bindfaden zufammengetrocknet und ganz verwickelt war. Gerade

ſo war auch der Erfolg bey dem unlängſt beobachteten Falle.

Ich lieſs ihn nun jene Mittel aa alle 3 Stunden zu 1 Theelöffel voll nehmen. Am Abend des fünften Tages ging ihm darnach ein noch gröſserer Klumpen vom Bandwurme ab, der eben ſo vertrocknet und verwickelt wie der vorige war. Vom Kopfe lieſs sich an beyden nichts unterſcheiden. Von der Stunde an hörten ſeine Leibſchmerzen, wovon er ſonſt täglich geplagt war, nebſt vielen andern Zufällen auf, und ich durfte hoffen, daſs der Bandwurm ganz abgegangen ſey. Demungeachtet lieſs ich ihn dieſelben Mittel noch eine Zeitlang fortſetzen, gab sie auch in Verbindung mit andern, z. E. mit dem *Cort. Geoffreae Surinam* u. ſ. w, allein er fühlte darnach kein Leibweh und es ging ihm auch nichts mehr ab. Sein Befinden ward bey der Anwendung zweckmäſsiger Mittel immer besser, ſeine Kräfte nahmen zu, ſeine übrigen Beſchwerden, Huſten u. ſ. w. verloren sich in einigen Monaten, und er genieſst jetzt eine vollkommene Geſundheit.

Ich bin weit entfernt jene Mittel als neu und unfehlbar anzugeben, allein merkwürdig iſt es, da sie dem Kranken einzeln nichts halfen, daſs sie zuſammen ſo ſchnell in beyden Fällen wirkten, und ich wünſchte ſehr,

daß mehrere Versuche damit gemacht würden, um zu erfahren, ob sie mit einander verbunden sich in mehreren Fällen wirksam beweisen, oder ob ich allein so glücklich gewesen bin zwey Menschen dadurch vom Bandwurme zu befreyen.

Dr. *Schwarz*
zu Verden.

VIII.

Kurze Nachrichten und medizinische Neuigkeiten.

1.

Grünspan bey veralteter *Lues venerea.*

Ein berühmter Practiker in hiesiger Gegend bedient sich schon lange mit großem Glück des Grünspans bey eingewurzelten venerischen Uebeln, selbst da, wo der Mercur nicht mehr helfen will. Diesem grossen Beyspiel zufolge nahm ich Gelegenheit bey einem mit alten venerischen Geschwüren und heftigen Gliederschmerzen, die besonders des Nachts wütheten, behafteten Kranken davon Gebrauch zu machen, da der *Mercurius solubilis* und nachher der Sublimat viel Monate lang ohne Nutzen angewendet worden waren. Er bekam den gereinigten Grünspan zu 1 Gran

früh und Abends mit einem *Decocto Graminis* und *Dulcamara* drey Wochen lang, und ward völlig geheilt.

(Von Herrn Dr. *Zſchorn* mitgetheilt.)

2.

Mediciniſche Neuigkeiten aus Kopenhagen.

Mit der im IX. Bande, 3. Stück Ihres Journals kurz berichteten Infusion bey Hausthieren hat man in der hiesigen Thierarzneyſchule mehrere Verſuche angeſtellt, die aber noch nicht bekannt gemacht werden. Es wird auf eine baldige ausführliche Nachricht von dieſen Verſuchen Hofnung gemacht, welche ſogleich Ihrem Journale mitgetheilt werden ſoll. — Das literäriſche Publikum, beſonders das in Kopenhagen, hat mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts einen ſchmerzlichen Verluſt durch *Abildgaards* Tod erlitten. *Abildgaards* literäriſche Verdienſte für das Allgemeine abgerechnet, (von denen wahrſcheinlich mehrere Poſthuma einen Umriſs geben werden), hat die hiesige Thierarzneyſchule ihm beynahe alles zu verdanken. Er hat im vorigen Sommer eine mineralogiſche Reiſe durch Norwegen gemacht, deren

Interessantes wohl bald bekannt gemacht werden möchte. Durch seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Gelehrten beynahe aller Länder Europa's wurden interessante Neuigkeiten in allen Fächern der Naturwissenschaft sehr bald in Kopenhagen bekannt. Ich kann nicht unterlassen, hier einer sehr interessanten Bemerkung zu erwähnen, die *Abildgaard* nicht lange vor seinem Tode mir mittheilte. Es ist wohl eine ausgemachte Thatsache (zu welcher auch vielleicht der Beyfall für die Erregungspraxis einen Beleg abgeben möchte), daſs in unserm Zeitalter die Asthenie bey den Leiden der Menschen in der Tagesordnung ist. Luxuriöses Leben wird beynahe immer für die Ursache angesehen. Wie will man mit dieser Behauptung folgendes verbinden: *Abildgaard* hat bemerkt, daſs die Krankheiten der Hausthiere, der Pferde insbesondere, seit 10—20 Jahren mehrentheils auf Asthenie beruhen, da sie doch vorher weit öfter hypersthenisch waren. Statt daſs man vorher beynahe bey jedem kranken Pferde eine Aderlasse mit Nutzen anstellen konnte, ist sie jetzt nur selten dienlich, sehr oft nachtheilig. Diese wichtige Beobachtung würde vielleicht auf eine allgemeine, den thierischen Körper unmittelbar oder mittelbar (durch Verschlechterung der Nahrungs-Naturprodukte) schwächende Veränderung in

der Atmosphäre schließen lassen. — Gegen die neuere Behauptung einiger Aerzte, daß scheintodte Ertrunkene nicht leicht wieder zum Leben gebracht werden können, kann ich noch folgendes mittheilen: Seit dem Jahre 1797 ist hier eine Gesellschaft für die Rettung der Ertrunkenen errichtet, welche sowohl denjenigen, die Ertrunkene aus dem Wasser holen, als auch denen, die sie mit ärztlicher Hülfe zum Leben zurückrufen, Prämien ertheilt. Unter 8 Ertrunkenen, welche seit 1797 in leblosem Zustande aus dem Wasser gezogen wurden, waren bey einem volle 5/4 Stunden, bey einem andern 1½ Stunden, bey andern über eine Viertelstunde lang alle Zeichen des Lebens weg, und doch sind diese Menschen zum Leben zurückgebracht worden. Die Gesellschaft wird sehr unterstützt, und besaß im May vorigen Jahres über 1500 Thaler. — *Abildgaard* hat gefunden, daß man statt verschiedener gegen Zahnschmerzen empfohlener Insekten, als *Curculio Baccus*, *Chrysomela 7 punctata* u. s. w., mit gutem Erfolge die spanischen Fliegen anwenden könne. Man zerreibt die Fliege zwischen den Fingern, wischt den Staub ab, und hält den Finger am Zahn. Nach mehreren Versuchen wichen im Augenblicke die Schmerzen.

(Vom Herrn Dr. *Mendel* mitgetheilt.)

3.

Glückliche Behandlung eines Erhenkten.

D. *Meza* ward zu einem seiner Bekann-
n gerufen, dessen Hausknecht sich erhenkt
itte. Man erzählte ihm, dafs er, nach den
mständen zu schliessen, wohl eine Stunde
ng gehangen habe, bis es entdeckt wurde.
an hatte ihn schon abgeschnitten und in
en Stall auf etwas Stroh gelegt. Puls und
themhohlen hatten aufgehört, das Gesicht
ar braunroth und die Extremitäten ganz
alt. Ein Barbier hatte eine Ader am Arme
eöffnet, aber kein Blut war zum Vorschein
ekommen. Er liefs ihn vorsichtig auf ein
immer transportiren, entkleiden und in ein
wärmtes Bett legen. Der durch den Strumpf-
and rund um den Hals gemachte Eindruck
ar einen halben Zoll breit und braun-
lau. Längs des Rückens und um die Herz-
egend ward er mit in warmen Wein ge-
uchten wollenen Lappen und Bürsten frot-
rt. Um Füfse und Beine wurden warme
mschläge gemacht. Es wurde eine Ader
eöffnet und eine halbe Tasse Blut ausge-
eert. Nachdem er eine Stunde auf diese Art
ehandelt war, konnte man eine geringe Pul-
ation an den Schläfen bemerken, die Hände
aren weniger kalt, und das Gesicht nicht

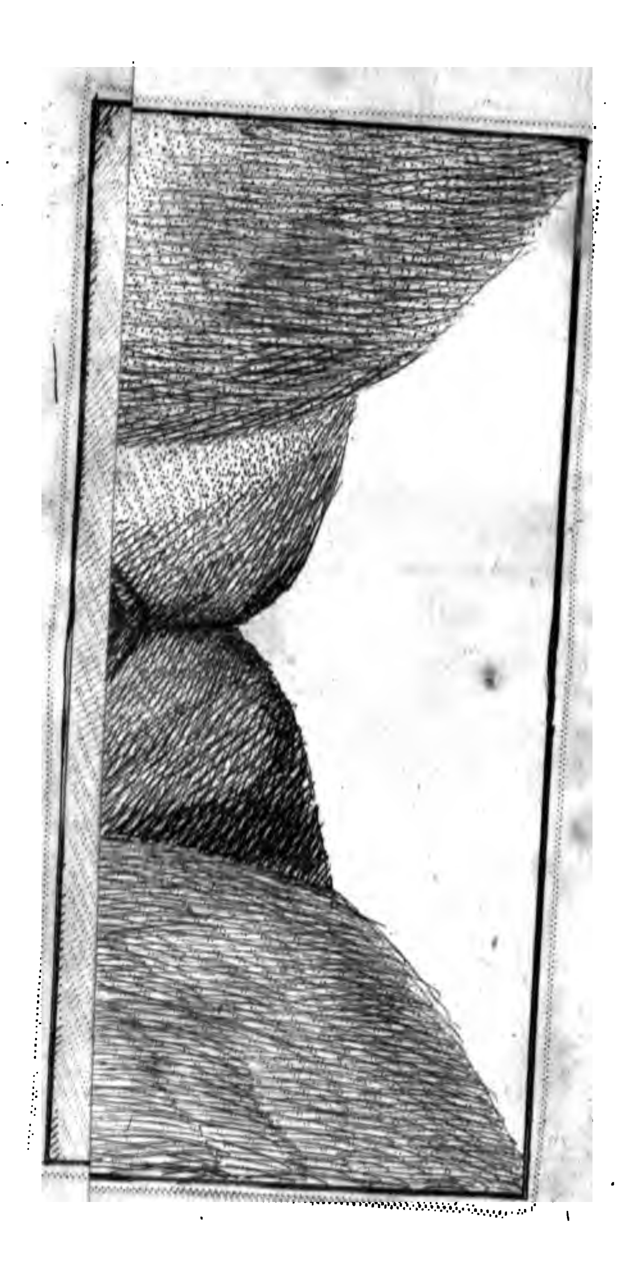
der Atmosphäre schliessen lassen. — Gegen die neuere Behauptung einiger Aerzte, dass scheintodte Ertrunkene nicht leicht wieder zum Leben gebracht werden können, kann ich noch folgendes mittheilen: Seit dem Jahre 1797 ist hier eine Gesellschaft für die Rettung der Ertrunkenen errichtet, welche sowohl denjenigen, die Ertrunkene aus dem Wasser holen, als auch denen, die sie mit ärztlicher Hülfe zum Leben zurückrufen, Prämien ertheilt. Unter 8 Ertrunkenen, welche seit 1797 in leblosem Zustande aus dem Wasser gezogen wurden, waren bey einem volle ¾ Stunden, bey einem andern 1½ Stunden, bey andern über eine Viertelstunde lang alle Zeichen des Lebens weg, und doch sind diese Menschen zum Leben zurückgebracht worden! Die Gesellschaft wird sehr unterstützt, und besass im May vorigen Jahres über 1500 Thaler. — *Abildgaard* hat gefunden, dass man statt verschiedener gegen Zahnschmerzen empfohlener Insekten, als *Curculio Baccus*, *Chrysomela 7 punctata* u. s. w., mit gutem Erfolge die spanischen Fliegen anwenden könne. Man zerreibt die Fliege zwischen den Fingern, wischt den Staub ab, und hält den Finger am Zahn. Nach mehreren Versuchen wichen im Augenblicke die Schmerzen.

(Vom Herrn Dr. *Mendel* mitgetheilt.)

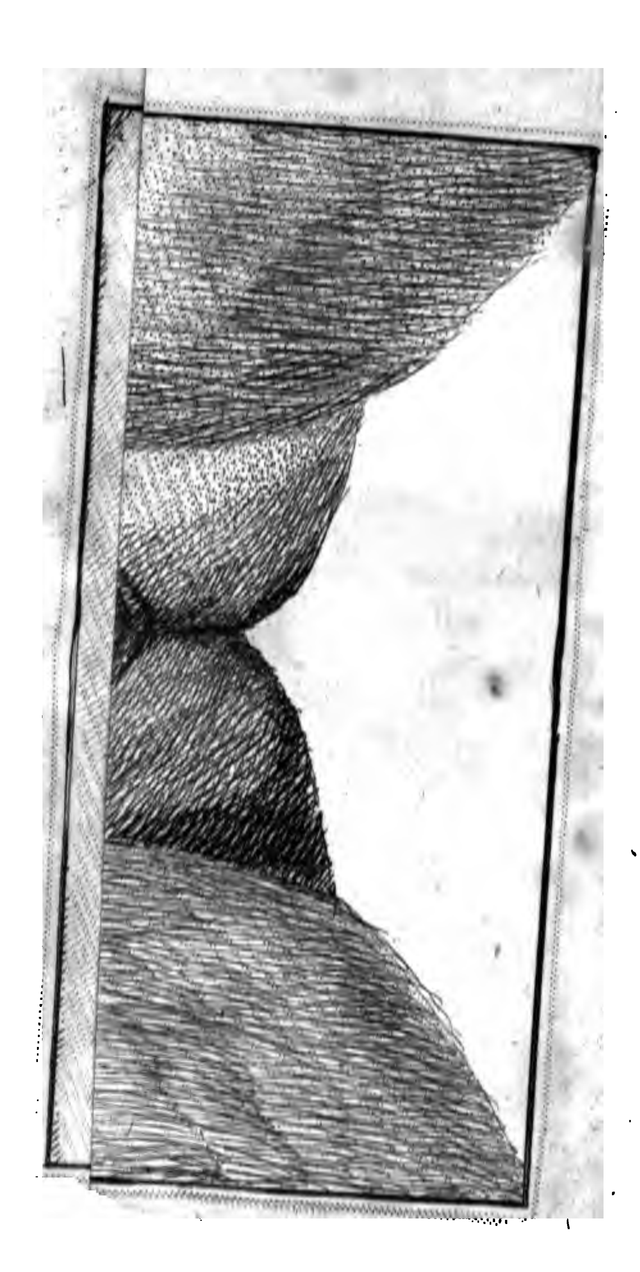
Inhalt.

mehr so braun. Es wurde ihm wieder zur Ader gelassen und das Blut floss nun freyer, und während der Ausleerung schlug er die Augen auf und seufzte tief. Sprechen konnte er nicht. Er bekam etwas Wein, welcher aber wieder zum Munde hinauslief. Das Kopfhaar wurde abgeschoren und kalte Umschläge von Essig und Wasser oft um den Kopf gelegt. Mit den Frictionen wurde fortgefahren. Um 9 Uhr Abends war er soporös, das Gesicht roth, das Athemholen schnarchend, der ganze Körper warm, der Puls gespannt und hart. Man nahm wieder eine Portion Blut weg und liess Fliegenpflaster an die Waden und Blutigel an die Schläfe legen. Innerlich bekam er nun eine Brechweinsteinauflösung, alle Viertelstunden einen Esslöffel voll, welche des Nachts einige Stuhlgänge bewirkte. Man fand ihn des Morgens bey guter Transpiration, er konnte besser schlingen, und ungeachtet er nicht reden konnte, schien es doch als wenn er verstünde, was man ihn fragte. Des Abends hatten die spanischen Fliegen gut gezogen. Den vierten Tag konnte er sprechen und einige Tage darauf war er aus aller Gefahr.

(Aus dem Dänischen mitgetheilt von D. *Mendel* in Kopenhagen.)



Das hierzu gehörige *dritte Stück der practischen Bibliothek* wird mit dem bald folgenden *vierten Stück des Journals* ausgegeben werden.





Journal
der
practischen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunst

herausgegeben
von

W. Hufeland,
Königl. Preuss. Geheimen Rath, Leibarzt, Director des Colleg. med. chirurg., erstem Arzt der Charité
u. s. w.

Zwölfter Band. Viertes Stück.
Mit einem Kupfer.

Berlin 1801.
In Ungers Journalhandlung.

I.

An Hrn. Dr. Marcus Herz

über

sson Sendschreiben an Herrn Dr. Dohmeyer

die Kuhpocken-Impfung betreffend

vom

Dr. Michaelis.

ıren Aufsatz über die Brutalimpfung im Hu-
landschen Journal d. p. Heilkunde 12r Bd.
es St., der auch dem nicht medizinischen
ublikum durch ein im Hamburger Correspon-
enten abgedrucktes Kabinetsschreiben des Kö-
gs von Preussen bei Uebersendung desselben,
nd wie ich so eben sehe, durch einen beson-
ern Abdruck bekannt geworden ist, habe ich
cht, so wie wahrscheinlich mehrere Aerzte,
ıne Erstaunen gelesen. Sie haben auf eine
usterhafte Weise die Gesetze aus einander

gesetzt, welche uns bei Versuc
lichen Körper leiten sollten, Si
Gesetze aufgestellt, aber man k
streng genug seyn, da sie doc
treten werden; doch schien e
Anwendung dieser Gesetze au
den Fall nicht immer ganz kon
Sie sich durch einen Widerwi
Methode, dessen Gründe mir
und Ihnen vielleicht nur dun
schweben, aber gerade nich
richtige Gründe, sondern wie
Gelegenheiten zugaben, auf ei
logischen Gesetzen unerklärb
deutliche Bewegungsgründe,
Schlüssen haben verleiten lass
gegen die Kuhpockenimpfung
lichkeiten, die nur das Produ
scher Launen seyn können; Si
bleibende Kränklichkeiten, vo
jetzt auch nicht eine Spur zeig
eine Menge Unglücksfälle her,
lirte Kinder betroffen haben, u
Sie sahen sie nicht mit Gewiß
der Inoculation an; Sie sprec
Aerzten und Eltern aufgefallen
Betragen der Kinder während
was noch niemand bemerkte,
frei mehr Geimpfte sah, bestu

lerbare Betragen nicht näher, und scheinen ladurch nur die Meinung in Gang bringen u wollen, als würde der Charakter der Geimpften brutalisirt, ohne doch das Herz zu aben, dies gerade heraus zu sagen. Sie ignoiren mit Vorsatz alle die unglücklichen Zuälle, welche die gewöhnliche Inoculation beleiten, alle die tödtlichen Folgen, die nur och im verwichenen Jahre an mehreren Oren, und nahmentlich in Wien, Hamburg und ltona, bei der gewöhnlichen Inoculation sich reigneten, Sie ignoriren ferner den Abscheu, en doch noch ein sehr groſser Theil des ublikums gegen die alte Inoculation hat, und en Sie sicher in Ihrer Praxis sich vergeblich emühetent zu heben, der in Berlin so gut ie an jeden andern Ort herrschen muſs, wie e noch immer beträchtliche Zahl derer an lattern Verstorbenen beweiſst. Sie haben in ner 20jährigen Praxis ungefähr 500 geimpft, er wie viel mehr werden in dieser Zeit in im Zirkel, auf welchen Sie gewöhnlich wirkn, die natürlichen Blattern bekommen haen, und wie viel sind von diesen gestoren? —

Diese Bemerkungen, welche mir bei Leng Ihres Schreibens aufstieſsen, überzeugten ich, daſs Sie nicht ganz ohne Vorliebe und orurtheile den Gegenstand untersuchten, daſs

Sie auf einer Seite zu viel befürchteten und auf der andern zu wenig Schaden sahen. Es kann nicht fehlen, dass Ihr Urtheil, als das Urtheil eines so bekannten Arztes, der sich den Ruhm eines philosophischen erworben hat, auf das Publikum wirken wird, was Sie auch wohl durch die illüstre Publizität, die Sie diesem medizinischen Aufsatz zu verschaffen suchten, beabsichteten. Ich wage es deshalb in eben den Blättern die Haltbarkeit Ihrer Gründe zu prüfen, und die unsichern zu widerlegen. Sie werden als ein Mann von liberaler Denkungsart diese, zwar ohne Scheu, aber mit aller der Achtung, die jeder Arzt den Meinungen eines andern, und verzeihen Sie mir dass ich es Ihnen gerade in das Gesicht sage, die man vorzüglich Ihnen schuldig ist, vorzutragenden Einwürfe nicht übel aufnehmen. Ich eilte sie auf das Papier zu bringen, damit nicht ein anderer, enthusiastisch für diesen Gegenstand eingenommen, mit seiner unüberlegten Hitze alles verderben, und Ihnen und dem Publikum schwache Seiten zeigen möchte. Ich glaube richtiger Beobachter zu seyn, habe keine Vorliebe und keinen unerklärbaren Widerwillen für oder gegen eine der beiden Partheien, ich bin eben so weit von den zur Verbreitung sehr nützlichen, aber bei Untersuchungen sehr schädlichen Enthu-

siasmus, als von einer verächtlichen Indolenz grundlosen Absprecherei und von der Verwerfung *alles* Neuen entfernt, welches Sie hoffentlich nach Durchlesung dieser Bogen bestätigt finden, und mir mein Unternehmen verzeihen werden.

Sie sagen, bei den Versuchen mit den Kuhpocken sey so wenig zu gewinnen und so viel zu verlieren. Zu gewinnen sey wenig, weil die Vortheile der bisherigen Inoculation kaum eine Lücke lassen, die mit einem Gewinnst auszufüllen sey.

Freilich haben wir in der Einimpfung der gewöhnlichen Blattern ein Mittel, um den grofsen Nachtheil zu entfernen, welchen die natürlichen Blattern so schrecklich anrichten. Aber ist es nicht noch immer ein beträchtliches, zuweilen tödtliches, öfterer Kränklichkeiten zurücklassendes Uebel, dem sich doch noch leicht ein geringeres substituiren liefse. Folgen ihnen nicht zuweilen unvermeidliche Eitergeschwülste, können wir sie immer von den Augen entfernen, und leiden nicht zuweilen die Sinneswerkzeuge, folgen nicht bei der besten Materie schlimme Pocken, die wohl mehr der Beschaffenheit des Körpers als der

[illegible] viel befürchteten u
[illegible] wenig Schaden sahen.
[illegible] dass Ihr Urtheil, als d
[illegible] bekannten Arztes, der s
[illegible] philosophischen erworb
[illegible] Publikum wirken wird, was S
[illegible] die illüstre Publizität, die S
[illegible] Aufsatz zu verschaff
[illegible] beabsichteten. Ich wage es desha
[illegible] Blättern die Haltbarkeit Ihr
[illegible] prüfen, und die unsichern zu w
[illegible] Sie werden als ein Mann von lib
[illegible] Denkungsart diese, zwar ohne Sche
[illegible] der Achtung, die jeder Arzt der
[illegible] andern, und verzeihen Si
[illegible] es Ihnen gerade in das Gesich
[illegible] man vorzüglich Ihnen schuldig ist
[illegible] Einwürfe nicht übel aufneh
[illegible] sie auf das Papier zu bringen
[illegible] ein anderer, enthusiastisch für die
[illegible] Gegenstand eingenommen, mit seiner un
[illegible] Hitze alles verderben, und Ihnen
und dem Publikum schwache Seiten zeigen
möchte. Ich glaube richtiger Beobachter zu
seyn, habe keine Vorliebe und keinen uner
klärbaren Widerwillen für oder gegen eine
der beiden Partheien, ich bin eben so weit
von den zur Verbreitung sehr nützlichen, aber
bei Untersuchungen sehr schädlichen Enthu-

stammen, als von einer verächtlichen Indolenz gründlichen Absprechern und von der Verwerfung alles Neuen entfernt, welches Sie hoffentlich nach Durchlesung dieser Bogen bestätigt finden, und mir mein Unternehmen verzeihen werden.

Sie sagen, bei den Versuchen mit den Kuhpocken sey so wenig zu gewinnen und so viel zu verlieren. Zu gewinnen sey wenig, weil die Vortheile der bisherigen Inoculation kaum eine Lücke lassen, die mit einem Gewinnst auszufüllen sey.

Freilich haben wir in der Einimpfung der gewöhnlichen Blattern ein Mittel, um den großen Nachtheil zu entfernen, welchen die natürlichen Blattern so schrecklich anrichten. Aber ist es nicht noch immer ein beträchtliches, zuweilen tödtliches, älterer Kränklichkeiten zurücklassendes Uebel, dem sich doch noch leicht ein geringeres substituiren ließe. Folgen ihnen nicht zuweilen unvermeidliche Eitergeschwülste, können wir sie immer von den Augen entfernen, und leiden nicht zuweilen die Sinneswerkzeuge, folgen nicht bei der besten Materie schlimme Pocken, die wohl mehr der Beschaffenheit des Körpers als der

können, weil wir das *Heer* von Schärfen, verderblichen Zerstörungen und krankhaften Anlagen nicht bedenken, welche ein unbekannter Stoff, der so ganz das erste Urtheil wider sich hat, als die eiterige Jauche eines kranken Rindviehes in dem menschlichen Körper hervorbringen kann.

Diese Worte zeigen zu deutlich, dass Sie nicht ganz kalt und unpartheiisch die Beurtheilung des Werthes der Kuhpockenimpfung übernahmen, dass Sie schon vor angestellter Untersuchung dagegen eingenommen waren. — Dies beweisst auch schon der Titel Ihrer Abhandlung. Warum wählen Sie gerade ein Wort, was unabgesehen auf die unrichtige Etimologie desselben und dessen Sprachwidrigkeit (denn Brutalimpfung heisst doch eigentlich dem Verstande nach nichts anders, als Impfung des Viehs, und die humane die Impfung der Menschen) nur dazu dienen soll, die Sache durch die Zweideutigkeit, die in der Benennung liegt, herabzusetzen, und wohl theils die Idee allmählig verbreiten soll, als würden die Geimpften dadurch dem Vieh ähnlicher gemacht, theils aber durch das Beiwort human, welches einen edlen Nebensinn hat, die Impfung der Menschenpocken erheben soll. Ein solches Verfahren, welches, gestehen Sie es aufrichtig, nicht ganz absichtlos ist, wenigstens

es nicht scheint, beweist nicht den vorurtheilsfreien Untersucher. — Eben so übertrieben, verzeihen Sie mir diese Wahrheit, sind die oben angeführten Ausdrücke. Zugegeben, Ihre Vermuthung sey nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, ja es sey Gewissheit, dass durch die Kuhpocken im menschlichen Körper ein spät wirkendes Gift erzeugt würde, so ist doch das Wort *Meer von Schärfen* übertrieben, und stimmt nicht mit unsern pathologischen Kenntnissen überein, und ist entweder das Produkt einer hypochondrischen Stunde, in welcher man eine Stecknadel für einen Kirchthurm hält, oder es steht absichtlich da, wie ein Vogelscheu, um von der neuen Impfung abzuschrecken. Richtig ist der Ausdruck wahrlich nicht, am wenigsten wie jetzt die Sache steht, und Sie würden nicht wollen, dass man ihn wörtlich nehmen sollte. Dass er pathologisch unrichtig ist, wem soll ich dies [illegible] Aerzten doch wohl nicht, denen bekannt ist, wie wir eigentlich noch von keinem thierischen Gifte, welches einmal so bestimmte Erscheinungen hervorbringt und sich im Körper regenerirt, mit Sicherheit, wenigstens unsern jetzigen Erfahrungen zu Folge, behaupten können, es verändere seine Natur vielfach. Masern erzeugen Masern, Pocken wieder Pocken, der Scharlachausschlag wieder

Scharlach, ein Chanker venerifches Gift, und felbft die fecundairen Wirkungen diefer Gifte sind sich gleich, und weichen auch, ihre Form mag auch verfchieden feyn, denfelben Mitteln. Und nur das Kuhpockengift follte mehrere verschiedene Gifte, oder vielmehr ein Heer von neuen Giften oder Schärfen erzeugen können? Wer mögte sagen wollen, dies habe ein *Markus Herz* behauptet?

Den Stoff der Kuhpockenmaterie, oder eigentlicher die Wirkungen derselben auf den menschlichen Körper, kannte man vor den Versuchen gar wenig, ungefähr nicht mehr wie die Wirkung der Impfung der Menschenpocken auf den Körper, mehr durch unregelmäfsige Beobachtungen, als durch eigenes Anschauen, und auch jetzt möchte ich nicht behaupten, dafs man sie in ihrem ganzen Umfange kennt. Die frühen Wirkungen kennt man jetzt freilich ziemlich genau, und sie kommen, bis auf den Ausfchlag, mit denen der gewöhnlichen Pocken ziemlich überein, aufser dafs das äufsere Ansehen an der Impfstelle etwas verschieden ist, und so viel bis jetzt die Erfahrungen lehren, die Zufälle und Fieberbewegungen gelinder wie bei den Menschenblattern sind. Aber kennen wir die Wirkungen vieler Arzneien, die auch sicher von ihnen gebraucht werden, genauer? Kennen

wir nicht viele als Gifte und wenden sie doch an, wissen wir nicht, daſs es Idiosynkrasien giebt, daſs Arzneimittel Wirkungen äuſsern können, die wir nicht erwarteten, und brauchen sie doch? Schlugen Sie nicht selbst nach einigen wenigen glücklichen Versuchen den Wasserfenchel in Schwindsuchten vor, ist dies nicht ein Gift, kennen wir dessen Wirkungen auf den Körper durch so öftere Wiederholungen den funfzigsten Theil so genau wie die der Kuhpocken, kennen wir ein ganz sicheres Gegengift? Zwar sehe ich den Unterschied wohl ein, der zwischen einem thierischen sich durch Assimiliren vermehrenden Gifte, und zwischen einem gewöhnlichen mineralischen oder vegetabilischen Gifte herrscht, aber alle Aehnlichkeit fehlt doch nicht. — Aber das Kuhpockengift wird so allgemein angewendet, andere Gifte nur einzeln. Freilich weil das Uebel so allgemein ist, gegen welches dasselbe gebraucht wird, und wo der Nutzen so allgemein, die Gefahr so groſs ist, sollte man da auch nicht ein Mittel brauchen, welches wir wenigstens eben so genau kennen, wie sehr viele andere, und worauf jeder Mensch, da er sich in gleicher Gefahr befindet, gleiches Recht hat. Und können wir wohl noch jetzt mit Recht sagen, wir kennten die Wirkung des Mittels noch ganz und gar nicht, nun nachdem

so viele tausend Kinder damit angesteckt waren? Sollte sich in den Jahren und Monaten, wenn es wirklich ein gefährliches Mittel wäre, nicht wenigstens etwas Bedenkliches gezeigt haben? Ist also diese Behauptung wiederum wenigstens nicht übertrieben, wenn ich auch nicht sagen mag falsch?

Und nun ferner, was will das sagen, die Kuhpockenmaterie habe das erste Urtheil wider sich, weil es die eiterige Jauche eines Rindviehes sey, oder wie man auch eben so richtig hätte sagen können, weil es die dünne durchsichtige Lymphe aus den Blattern an dem Euter von Kühen sey, wenigstens wären dann die häfslichen Beiwörter eiterige Jauche und Rindvieh, die weder nöthig noch wichtig waren, vermieden.

Und nun frage ich, was diese Lymphe oder vielmehr dies Krankheitsgift, denn die Lymphe ist ja nur ein Produkt und das Eiter braucht und darf nicht angewendet werden, für ein erstes Urtheil oder Urtheil *a priori* gegen sich haben kann? — Soll es blos das Eckelhafte seyn, dann ist dies kein Einwurf, denn wir brauchen manche nicht weniger eckelhafte Sachen, wie Moschus und Bibergeil, innerlich und äufserlich, ja auch Materie von Menschenblattern. Soll es aber darin bestehen, dafs es ein sich im Körper multipli-

rendes Gift ist, so ist ja das Menschenblättern-gift ein ähnliches, warum hat denn dies nichts *a priori* wider sich? Sind aber andere Gründe *a priori* da, warum man zu vermeiden suchen müſste, dieses Contagium in den Körper zu bringen, so muſs ich aufrichtig gestehen, daſs ich sie nicht kenne, und bedaure, daſs Sie dieselben nicht genannt haben. Sollten Sie aber vielleicht darauf zielen, daſs ein animalisches in den menschlichen Körper gebrachtes Gift diesen und dessen Vernunft brutalisiren könnte, oder daſs unsere Organisation so dadurch umgeschaffen werden könnte, daſs sie hinfüro für alle thierische Krankheitsgifte empfänglich werden würde, so ist dies eine Hypothese, welche auch *Hufeland* einst äuſserte, die aber weder auf Analogie, noch auf irgend einen andern Beweiſs ruhet, ja die vieles gegen sich hat, abgerechnet, daſs sie durchaus nichts für sich hat. Vieles gegen sich, weil wenn man dies von einem thierischen Krankheitsgifte vermuthen darf, man es auch bei andern vermuthen müſste, und dann würde der Biſs toller Thiere und andere Krankheitsgifte, von denen man einzelne Beispiele hat, daſs sie sich von Thieren auf den Menschen verbreiteten, ja selbst der Biſs von Natur giftiger Thiere, ähnliche Folgen haben können, gehabt haben. Hiervon ist aber meines Wissens

kein Beispiel vorhanden. Dafs der M
toll wird, wenn er von einem wüthenden H
gebissen wird, dafs er eine Neigung zum
sen und Speien bekömmt, ist nichts ähnl
hiervon, es ist nur ein ganz ähnlicher E
wie er in jedem anderen Thiere durch
Wuthgift hervorgebracht wird. Nie aber
ich gehört, dafs Menschen, die von wüt
den Thieren gebissen waren, zur Zeit
Viehseuche mit dieser befallen sind, eben
wenig ist dies von solchen bekannt, die
giftigen Schlangen gebissen waren. Es ist
weder bei anderen thierischen Giften *a p*
riori erwiesen, dafs sie dies bewirken kö
ten, noch ist ein Grund vorhanden, wa
man dies *a priori* bei dem Kuhpockengift
muthen sollte. —

Es scheint mir aber bei Ihren Einwür
dafs Sie sehr oft alles noch in der Lage
sehen glauben, wie es damals war, als *Jen*
die ersten Versuche machte, aber nicht
die Sachen jetzt stehen. — Dafs hierin
Unterschied herrscht, werden Sie doch n
leugnen können, ob Sie sich gleich oft so s
len, als bemerkten Sie keinen.

Bei der Einführung der Inoculation
Menschenpocken kannte man freilich den St
wie Sie sagen, aber man kannte auch die
tödtlichen so verheerenden Folgen desselb

Man konnte, wie Sie sagen, freilich eben so wenig wissen, ob man nicht durch das Vorgreifen der Natur üble Folgen erregen würde, ja was Sie nicht berühren, man konnte weder wissen, ob man durch das Einbringen des Giftes in den Körper vermittelst einer Wunde die Krankheit nicht eben sowohl schlimmer wie leichter machen würde, da viele thierische Gifte durch Wunden nachtheiligere Wirkungen äußern. Was man zuerst darin erfuhr und wodurch Aerzte zu den Impfungen verleitet wurden, war nicht sicherer, als wodurch *Jenner* zur Inoculation der Kuhpocken bewogen wurde. Aber jene Impfungsart versprach nur Minderung, diese völlige Ausrottung der Menschenpocken, ohne dafür eine andere unwillkührlich um sich greifende an die Stelle zu setzen, da die Kuhpocken kein Miasma sind, welches Sie zwar an einer Stelle Ihrer Abhandlung behaupten (S. 80.), an einer andern aber in Zweifel ziehen (S. 91.). Es ist die Impfung der Menschenpocken jetzt freilich auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß man nur selten von tödtlichen Folgen hört, und daß man ungefähr eine Zahl bestimmen kann, wie viel von einer gegebenen Summe sterben, doch möchte eins von 2000 wohl zu wenig seyn; aber von jedem Individuum sicher sagen zu können, es wird

nicht an der Inoculation sterben, es wird keine üblen Zufälle bekommen, die Blattern werden sicher nicht bösartig werden, dahin sind wir doch noch nicht; und weil wir dies nicht bestimmen können; so findet die Inoculation noch immer viel Widerstand, besonders unter den gemeinen Klassen, wo die Blattern ohnedem am tödtlichsten werden. — Und man sollte eigentlich nur darüber sprechen, wie die Sachen jezt stehen, nicht wie sie standen, wie sie stehen sollten, wenn es nicht physische Hindernisse gäbe. Lassen wir es also dahin gestellt seyn, ob die, welche die Impfung mit Menschenpocken zuerst versuchten, mehr wagten, oder ob es die waren, welche die Kuhpockenimpfung einführten; im Ganzen ein sehr zweckloser Streit, und sehen wir lieber mehr darauf, was jetzt unsere Pflicht ist. Da glauben Sie nun, es sey die höchste Pflicht Ihr Kind durch die ältere Impfungsart, wie man sie jetzt kennt, nämlich bei der grofsen Wahrscheinlichkeit, aber nicht Gewifsheit eines glücklichen Ausganges, für die natürliche Ansteckung zu schützen, und würden als Mensch ruhig dabei bleiben, wenn Ihr Kind ein Opfer würde. Hingegen versichern Sie eben so ruhig zu bleiben, wenn man bei der Unbekanntschaft mit der älteren Methode nur die neue Art zu impfen kennte, und Ihr Kind stürbe

an den natürlichen Blattern. Dies zeigt, wie sehr Sie als Arzt die Methode heruntersetzen, sich ihrer dann nicht einmal gegen ein höchstwahrscheinlich tödtliches Uebel zu bedienen, wenn kein anderes Mittel vorhanden ist, es beweifst dies, da Sie gegen dieselbe oft nur mit dunkeln Gefühlen und nicht mit Gründen streiten, dafs Sie in der Absicht die Untersuchung vornahmen, gegen die Kuhpocken zu entscheiden. Aber ich bin versichert, dafs Ihr Herz anders sprechen würde, wie der Arzt auf dem Papiere, und wenn Sie im letzten Fall auch ruhig seyn würden, wenn Ihr Herz Ihnen wegen dieser Unterlassung keine Vorwürfe oder nur stille leicht zu übertäubende machte, so wird es daher rühren, dafs man bei etwas Guten, was man unterläfst, viel gleichgültiger ist, als bei einem Unrecht, was man gethan hat.

Sie theilen die Versuche in *wilde* und *vernünftige*. Sie rechnen die Versuche mit den Kuhpocken, die gemacht wurden, ja sogar die, welche jetzt gemacht werden, und zwar damals auf häufige Aussagen und Erfahrungen, zwar nicht von Aerzten, aber eben auf die Gründe gestützt angestellt wurden, wie die mit der alten Impfungsmethode, und sehr vielen jetzt gebräuchlichen Mitteln, die wir oft

aus den Händen der gröbsten Charlatans und alter Weiber empfingen, dann aber von vielen Aerzten bestätigt wurden, in Rücksicht der Absicht für die Menschenblattern zu schützen zu den vernünftigen, gestehen aber, daß die Wahrscheinlichkeit derselben von Vernunftgründen und von dem dunkeln Beurtheilungsvermögen des Individuums abhänge, und daß Ihr individueller Verstand, Ihr dunkeles *Beurtheilungsvermögen und Gemüthszustand* Ihnen nicht viel Wahrscheinlichkeit sehen lasse. Sie sagen in diesen Zeilen, daß sie zu den vernünftigen gehören, und behaupten doch gleich anfangs, daß gar wenig [illegible] dadurch zu gewinnen stände, und ein solcher ganz ohne Absicht unternommener fruchtloser Versuch kann doch nie zu den vernünftigen gehören, auch nicht die geringste Stufe solcher Versuche einnehmen.

Vom praktischen Blick und Gefühl hat man zwar viel geredet, und es giebt auch wohl einen Bestimmungsgrund, den man so nennen kann, der die Richtschnur vieler Aerzte ist, und der das Resultat ungeläuterter, halb vergessener Beobachtungen zu seyn pflegt, den man doch sicher nicht als einen Beweis gegen eine Methode anführen darf, durch die man andere nie überführen wird, und [illegible] sicher an keinem unschicklichern Orte ste[illegible]

als unter Vernunftgläubigen. Schlimm genug, wenn unsere Kenntnisse oft nicht weiter reichen, und wir genöthigt sind, uns bei der Entscheidung, was wahr, was falsch sey, auf ein solches dunkles Gefühl zu verlassen, aber wo man es nicht nöthig hat, wo nur irgend noch vernünftige Gründe, sagten sie auch grade das Gegentheil aus, vorhanden sind, sollte dies unbestimmte Gefühl doch auch nie zur Sprache kommen dürfen, viel weniger aber so vorlaut werden. Der individuelle Gemüthszustand des Beurtheilenden sollte sich doch auch kein Stimmenrecht einfallen lassen, und schon das Bewußtseyn eines solchen individuellen Gemüthszustandes, von dem man überzeugt wäre, daß er bei andern nicht Statt fände, daß er selbst zu andern Zeiten verschieden seyn würde, (denn das muß jeder individueller Zustand, der nicht aus allgemein gültigen Gesetzen resultirt), müßte den Beurtheiler überführen, daß die in dieser individuellen Lage geäußerten Urtheile nicht ganz rein und wahr wären, und er müßte nie darnach urtheilen wollen, oder diesen Urtheilen irgend einen Werth zuschreiben. Sie gestehen, daß bei Ihnen sich dies Bewußtseyn finde, ja Sie behaupten deshalb, daß Sie deshalb weder zu tadeln noch zu widerlegen seyn würden, woran doch auch gezweifelt werden könnte. Aber

eine sehr sichere, wenn auch nicht neue Retirade verspricht dies immer, zu sagen, du verstehst mich nicht, du kannst mich nicht in meiner individuellen Art die Sache anzusehen, begreifen. Sicher sind Sie so immer, wenn man Ihnen die Beweiskraft dieser Gründe zugesteht, aber daran möchte es fehlen.

Von der andern Seite den Versuch mit den Kuhpocken betrachtet, nämlich von der Seite des vielleicht nachtheiligen Einflusses auf die menschliche Organisation, setzen Sie ihn in die Klasse der *wilden*. Wären nicht, bevor Aerzte vorsetzlich mit Kuhpockenmaterie inoculirten, Menschen zufällig angesteckt worden, wäre man nicht dadurch von der Unschädlichkeit des Giftes auf den menschlichen Körper, nicht allein gleich nach der Inoculation, sondern auch später, wenigstens von der Nichtexistenz auffallender Nachtheile überzeugt worden, wären die Versuche ohne alle Absicht angestellt; so könnte man das Verfahren von *Jenner* sehr gewagt, unvorsichtig, wild nennen. So wie aber die Sachen standen, hätte ein Arzt, dem das Factum bekannt wurde und keine Versuche darüber angestellte und diese nicht bekannt machte, nicht verdient Arzt zu heissen. Auch werfen Sie *Jennern* an einer andern Stelle vor, dass er

Unrecht gethan hätte, eine solche Sache, da sie sie schon länger gekannt hatte, nicht früher bekannt zu machen, welches sich doch mit der Behauptung, daß es ein wilder Versuch sey, der wenig Nutzen verspreche, schwer reimen läßt. Ueberhaupt geschehen Sie es nur, wenn wir allen ähnlichen Versuchen, die noch nicht zuverlässigeren von Aerzten angestellten Erfahrungen, oder nicht nach hinreichender Analogie unternommen sind, den Beinamen der wilden geben wollen, welches Mittel ist es, dessen erste damit von Aerzten angestellte Versuche nicht diesen Namen verdient hätten? Ich kenne kaum eins. Aber wie schon gesagt, was geht es uns jetzt an, wie es ehemals war, was geht es uns an, ob dies Mittel zuerst in den Händen eines alten Weibes, eines Charlatans oder eines Pächters war, und durch einen solchen Arzt zuerst gebraucht ward. Wie nun die Dinge stehen, nachdem in England, in Frankreich, in Deutschland und beinahe in der ganzen gesitteten Welt schon mehrere Jahre hindurch so viele geimpft wurden, und man doch noch keine nachtheilige Folgen, wenn auch nicht immer völlige Sicherung gegen natürliche Blatternansteckung beobachtete, ist es doch sicher zuviel gesagt, den Versuch noch einen wilden zu schelten. Welches Mittel ist es denn, was wenigstens nicht

ganz ohne Wirkung ist, und bei funfzigtausendmaliger Anwendung, selbst in den Händen der Aerzte, nicht *einmal* tödtlich war, ja welches ist es, was unter funfzigtausend Fällen nur *einmal* tödtete? Ich bin aufrichtig genug zu gestehen, dass ich keins kenne, wenigstens von keinem Ursache habe dies zu glauben, und zwar theils meinen eigenen Erfahrungen zu Folge, theils dem zu Folge, was ich selbst bei unsern ersten Aerzten Gelegenheit zu sehen hatte. Ja, selbst die Anwendung des Laugensalzes, die ich zuerst in convulsivischen Krankheiten empfohl, und für welches Mittel ich doch einige Vorliebe haben könnte, scheint innerlich, abwechselnd mit Opium nach Stützischer Methode gegeben, zuweilen Entzündungen des Magens, die tödtlich werden können, zu erregen, und grosse Vorsicht zu erfordern. Ich sage dies hier, um einen gewiss sehr deutlichen Beweiss meiner Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe zu geben. Ich gestehe dies hier in Vergleich mit Ihnen als jüngerer Arzt, und wenn ich auch allein nicht berechtigt bin, eine gleiche Aufrichtigkeit, die dem älteren Arzt sicher nicht so schwer werden wird, zu verlangen, so darf ich dies doch in Rüksicht der Achtung fordern, die Sie dem ganzen Publikum schuldig sind.

Sie führen mehrere Fälle an, wo von hundert geimpften Kindern in einiger Zeit darauf einige an Krankheiten starben, eins kränklich ward und so ferner, aber um zu beweisen, daſs die erfolgten Zufälle Folge der Kuhpockeninoculation gewesen sind, dazu würde doch wohl eine sehr genaue Krankengeschichte und Section jedes einzelnen Falles erforderlich seyn, und würde die später von Ihnen vorgeschlagene genaue Beobachtung der Geimpften nicht gewissenhafter, wie dieser Catalog der nach und bei der Impfung vorgefallenen Unglücksfälle ausfallen, so würde es schlimm mit den daraus zu ziehenden Resultaten aussehen. — Aber Sie selbst wollen auch nicht behaupten, daſs die erzählten Zufälle Folgen der Inoculation gewesen sind, haben aber dem ohngeachtet diese unvollkommenen, von Ihnen selbst nicht für beweisend gehaltenen Data nicht zurückhalten können. Bei Aerzten, die nicht gewohnt sind nach dem Schein zu urtheilen, werden diese angeführten Data wenig gelten, aber freilich auf das nicht medizinische Publikum, dem Sie Ihre Abhandlung durch einen eigenen Abdruck in die Hände zu bringen suchten, möchten diese in die Welt geschickten unvollkommenen Krankengeschichten und Angaben nicht ohne die gewünschte Wirkung bleiben, und ich kann

Gifte, dem Wuthgift, ist es hinlänglich bekannt, dass es erst nach sehr unbestimmter Zeit im Körper nachtheilige Folgen äussern kann. Aber sind wir darum berechtigt dies nämliche von diesem Gifte zu erwarten? Bei allen bis jetzt geimpften Kindern hat man ausser einem Ausschlag, der zuweilen der Inoculation folgte, der aber bei den Kindern, bei welchen ich ihn beobachtete, theils bald ohne allen Gebrauch, theils bei dem Gebrauch von *Aethiops mineralis* bald verschwand, nichts auffallendes krankhaftes bemerkt, ausser ein Symptom bei einem Kinde, dessen ich gleich erwähnen werde. Bei einem Kinde, welches ich auf einen Arm mit Materie aus einem solchen secundairen Ausschlag geimpft hatte, auf den andern aber mit Materie desselben Kindes aus der Impfpocke, entstand am letzten Arme ein nässender sich immer mehr um die Impfstelle verbreitender Ausschlag, der zuletzt wohl eine Stelle von zwei bis drittehalb Zoll im Durchmesser einnahm, aber allmählig ohne alle Folgen zu hinterlassen, verschwand. Dies Kind, was überhaupt für sein Alter sehr weit zurück war, und erst im dritten Jahre anfing unvernehmlich zu sprechen, war vorher öfters, so wie auch dessen geimpfte Schwester, die oft an Ausschlägen litt, krank, aber ist seitdem, es ist schon ein Jahr her, sehr gesund. —

Gifte, dem Wuthgift, ist es hinlänglich bekannt, dass es erst nach sehr unbestimmter Zeit im Körper nachtheilige Folgen äussern kann. Aber sind wir darum berechtigt dies nämliche von diesem Gifte zu erwarten? Bei allen bis jetzt geimpften Kindern hat man ausser einem Ausschlag, der zuweilen der Inoculation folgte, der aber bei den Kindern, bei welchen ich ihn beobachtete, theils bald ohne allen Gebrauch, theils bei dem Gebrauch von *Aethiops mineralis* bald verschwand, nichts auffallendes kränkhaftes bemerkt, ausser ein Symptom bei einem Kinde, dessen ich gleich erwähnen werde. Bei einem Kinde, welches ich auf einen Arm mit Materie aus einem solchen secundairen Ausschlag geimpft hatte, auf den andern aber mit Materie desselben Kindes aus der Impfpocke, entstand am letzten Arme ein nässender sich immer mehr um die Impfstelle verbreitender Ausschlag, der zuletzt wohl eine Stelle von zwei bis drittehalb Zoll im Durchmesser einnahm, aber allmählig ohne alle Folgen zu hinterlassen, verschwand. Dies Kind, was überhaupt für sein Alter sehr weit zurück war, und erst im dritten Jahre anfing unvernehmlich zu sprechen, war vorher öfters, so wie auch dessen geimpfte Schwester, die oft an Ausschlägen litt, krank, aber ist seitdem, es ist schon ein Jahr her, sehr gesund. —

Der andere eben erwähnte Zufall, auf mich auch, als eine seltene Erscheinung, Hofchirurgus Stromeyer in Hannover vor gen Wochen aufmerksam machte, bestel einer neuen Entzündung der Impfwunde einigen Monaten, die in den, zwar nicht mir selbst gesehenen, aber mir von dem E erzählten Fall, mit Fieber verbunden war, ches einen Tag dauerte, und als etwas u deutendes mir nicht gleich gesagt wurde.

Dies sind die einzigen Unannehm keiten, doch ohne weitere Folgen, wel mir vorgekommen sind, und die der werth sind, dafs ich sie mittheile, welche aber doch, um bei dieser Sache so gewis haft wie möglich zu handeln, nicht unterlas wollte. Aber sollte man hieraus wohl ver then können, das Kuhpockengift wirke s spät und nachtheilig auf die Constitutio Berechtigen uns die doch wahrhaft fabelhaf Erzählungen vom Wuthgift, welches erst na 10 Jahren gewirkt haben soll, zu ähnlich Vermuthungen bei dieser Krankheitsmaterie? Sie wissen, dafs man noch in neueren Zeit wenigstens sind es noch keine 20 Jahr h der Inoculation der Menschenblattern eb die Vorwürfe machte, die Sie dieser Inocu tion machen, und dafs dies selbst von ein Ihrer verehrungswürdigen Collegen dem m

ſtorbenen *Selle* geſchah. Und hierzu hat-
diese Aerzte abſolut gewiſs mehr Recht,
Sie es jetzt haben, wenn ſie auch im Ver-
ich der üblern Folgen Unrecht hatten, die
den natürlichen ſo gewöhnlich ſind. Wenn
auch ſo glücklich waren, von den 500 von
en mit Menſchenpocken geimpften Kindern,
der eins zu verlieren, noch unangenehme,
lenkliche Zufälle zu ſehen, ſo waren nicht
Aerzte ſo glücklich, wovon Sie in dem
richtigen Geſtändniſs eines *Vogels* und meh-
er Beiſpiele kennen. Auch zeichnet ſich
ine Vaterſtadt Göttingen durch mehrere
glückliche Beiſpiele von einem tödtlichen
gange der Impfung mit Menſchenpocken
, und ich ſah ſelbſt ein von Wedekind,
cher doch mit den Lehren des ſich eines ſol-
n Glückes rühmenden Hofmanns genau be-
nt war, inoculirtes Kind in Mainz ſterben.

Auch iſt es notoriſch bekannt, und Sie
den mir es nicht ableugnen, wenn Sie nur
ig den Gang der Kuhpockenimpfung ſelbſt
bachteten, daſs beinahe die glücklichſte In-
lation der Menſchenblattern mit eben ſo
igen Zufällen verbunden iſt, wie die hef-
te der Kuhpocken. — Die heftigſten Zu-
waren ein Fieber von zwei Tagen mit
reden während dem Schlaf bei einem zwei-
igen Jungen, den ich vor 14 Tagen impfte.

Der andere eben e
mich auch, als eine
Hofchirurgus *Strom*
gen Wochen aufm
einer neuen Entzü
einigen Monaten,
mir selbst geseh
erzählten Fall, m
ches einen Ta
deutendes mi

Dies sin
keiten, doc
mir vorg
werth fin
aber doc
haft wi
wollte
then
spät
Ber
Er
1

sonder
gegen
die n
merk
eigen
Aen

tig
di
sc
A
v

Masse im Vergleich der
dieser Methode anfangen.
immer annahm, was sich aber
der Wahrheit sehr wenig ge
aus die Wirkungen dieser
Körper noch jetzt völlig
eine Voraussetzung, die Ihnen
ben wird, zugeben kann, d
nicht vorgegebene, wie Sie s

rkſam angeſtellte Verſuche ent-
Oder mögen Sie allen Aerzten,
ockenmaterie impften, alle Auf-
abſprechen, ohne ſich ſelbſt durch
che zu überzeugen, daſs dieſe
merkſam waren? —
e zum Beweiſs der Unvorſich-
ertheidiger der neuen Methode
nmaterie mit andern minerali-
, und namentlich öfters mit der
des Bleies vergleichen, dem Sie
egen ſeiner langſam wirkenden
igenſchaften nicht trauen, ſo kann
erauf erwiedern, daſs für manche
in gefährliches Gift iſt, was es für
e iſt, die das Gegengift nicht
nicht anwenden. So würde ich
ie ſcheuen, Bleimittel in Schwind-
erordnen, und habe es auch ſchon
eil gethan, weil ich im Alaun ein
ſchnell wirkendes Gegengift ken-
habe, welches ich Schwindſüch-
etwas Kolik entſtand, nicht allein
n, ſondern mit Erleichterung der
rden nehmen lieſs. So kann für
el unſchuldig ſeyn, welches ich
halte, und ſo iſt alles in dieſer
r relativ. Aber weil wir doch
rgleichungen ſind, würden Sie die

Aber wenn man bedenkt, wie leicht bei
denn auch bei sehr gelindem Fieber,
während völligen Wachen Irrereden erfol
kommt ein Phantasiren im halben Schla
nicht in Betracht. Aber nie bemerkte
Eiterungen an Gelenken, Augenentzünd
oder Fehler der Sinneswerkzeuge und so
che andere üble Zufälle, die sich
den geimpften Menschenblattern nicht
entfernen lassen. Dies sind Thatsachen,
eine tausendfältige Erfahrung bestätigt ha
durch kein Raisonnement und unvollkom
erzählte Unglücksfälle widerlegt werden
nen, durch welchen milden gefahrlosen
der Krankheit sich diese Impfungsmethode
viel Anhänger unter Aerzten und Nichtär
erwarb. Dies würden für jeden unpart
schen doch bündige Beweissgründe genug
der grösseren Unschädlichkeit der Kuhpock
Materie in Vergleich der Menschenpock
Materie seyn, welche Sie von den Anhän
dieser Methode verlangen. Sie setzen
immer voraus, was sich aber doch wahrh
der Wahrheit sehr wenig gemäss verhält,
uns die Wirkungen dieser Materie auf
Körper noch jetzt völlig unbekannt wä
eine Voraussetzung, die Ihnen niemand z
ben wird, zugeben kann, da ihr tause
nicht vorgegebene, wie Sie sich ausdrück

sondern aufmerksam angestellte Versuche entgegen stehen. Oder mögen Sie allen Aerzten, die mit Kuhpockenmaterie impften, alle Aufmerksamkeit absprechen, ohne sich selbst durch eigene Versuche zu überzeugen, dass diese Aerzte unaufmerksam waren? —

Wenn Sie zum Beweiss der Unvorsichtigkeit der Vertheidiger der neuen Methode die Kuhpockenmaterie mit andern mineralischen Giften, und namentlich öfters mit der Anwendung des Bleies vergleichen, dem Sie vorzüglich wegen seiner langsam wirkenden schädlichen Eigenschaften nicht trauen, so kann man auch hierauf erwiedern, dass für manche Aerzte das kein gefährliches Gift ist, was es für andere Aerzte ist, die das Gegengift nicht kennen oder nicht anwenden. So würde ich mich z. B. nie scheuen, Bleimittel in Schwindsuchten zu verordnen, und habe es auch schon ohne Nachtheil gethan, weil ich im Alaun ein untrügliches, schnell wirkendes Gegengift kennen gelernt habe, welches ich Schwindsüchtigen, wenn etwas Kolik entstand, nicht allein ohne Schaden, sondern mit Erleichterung der Brustbeschwerden nehmen liess. So kann für Sie ein Mittel unschuldig seyn, welches ich nicht dafür halte, und so ist alles in dieser Hinsicht sehr relativ. Aber weil wir doch eben bei Vergleichungen sind, würden Sie die

Kuhpockenmaterie, wenn es z. B. eine Pf...
wäre und man gegen die Entstehung der ...
ken oder einer andern gleich gefährli...
gleich allgemeinen Krankheit dies Mitt...
pfohlen und so oft bewährt gefunden ...
wenn man es auch noch kürzere Zeit ...
nicht anwenden? Ich bin überzeugt, Sie ...
den es thun. Und was hindert Sie ...
selbe anzuwenden? Der Einwurf, ...
nicht in der Erde, sondern an einem ...
euter entstanden ist? sicher doch nich...
ders; und genauer betrachtet nur das ...
wöhnliche dieses Heilmittels. Aber so...
etwas Ungewöhnliches abschrecken, ...
schrecken, dass man nicht einmal den ...
such machen wollte? Finden wir nicht ...
oft das völlig Ungewöhnliche, Unglaubl...
wahr und bestätigt? Wem ist es nicht ...
im frischen Andenken, wie sehr man über ...
Wirkungen des thierischen Magnetismus la...
wie man, als er sich noch in den Händen ...
Charlatans befand, alles für Betrügerei od...
höchstens für blosses Produckt der Einbil...
dungskraft oder des Kitzels hielt. Und wer ...
nun dreist genug und unwissend genug sey ...
die unbezweifelten Thatsachen, welche ...
Heineken vorlegte und die uns *Wienhol...*
...ld noch auffallender darlegen wird, zu le...
...n, zu verlachen? Es zeigt gewiss ...

ekanntſchaft mit unſerer mangelhaften Kennt-
iſs an, alles zu bezweifeln und etwas lächer-
ch zu machen, noch ehe man es genau
unterſucht hat, wie ſich dies einige Aerzte
uch gegen die Kuhpockenimpfung erlauben,
es zeigt ſehr eingeſchränkten Geſichts-
reis an, welches ein Mann von Ihren
enntniſſen, von Ihrem Verſtande, ſicher zu-
eben wird.

Daſs die Pächter den Geſundheitszuſtand
rer Melker nach überſtandenen Kuhpocken
ohl nicht ſo genau unterſuchten, wie Sie es
erlangen, gebe ich gerne zu, aber für einen
rat möchte es in dem Maaſse ſchwer, ja un-
möglich ſeyn, und meines Wiſſens geſchah es
n dem Maaſse noch nicht einmal mit 100 In-
dividuen, die mit Menſchenpocken geimpft
wurden, bis an das Ende ihres Lebens, und
ieſen trauen Sie doch ſo ſehr. Denn von
Tauſend hundert würden wegen der gewöhn-
lichen Sterblichkeit kaum hinreichen zu be-
ſtimmen, ob ſie mehr wie andere Tauſend gar
nicht oder mit Menſchenpocken Geimpfte, die
ſich übrigens unter gleichen Umſtänden befinden
müſsten, an Ausſchlägen, an Krankheiten von
ungewöhnlicher Art, an körperlichen Wohl
und Lebenskraft, an Augenentzündungen, an
Verhärtungen der Eingeweide, an ſcrophulö-
ſer Schärfe und ihren Folgen von mancherlei

grösſere Fortſchritte gemacht haben würde, wenn ſie ſchon 20 Jahre bekannt geweſen wäre. Aber was würden Sie geſagt haben, wenn die Aerzte es gleich bekannt gemacht hätten, ſo wie ſie davon hörten, ohne zu unterſuchen; da Sie ihnen ja jetzt, nach einer zwanzigjährigen Bekanntſchaft damit, noch nicht einmal Glauben ſchenken wollen. Sie helfen ſich zwar dadurch heraus, daſs Sie den engliſchen Aerzten geradezu Schuld geben, ſie legten einer ſeit vielen Jahren herrſchenden Volksmeinung den Werth wirklicher Erfahrungen bei. Dem ſey nun wie ihm wolle, hierüber mögen ſich jene ſelbſt vertheidigen, und ich will in ſo fern nachgeben, wirkliche ordentlich beobachtete Fälle nicht über 5 bis 6 Jahr anzunehmen, welches Sie denn doch nicht leugnen. Es mag immer ſeyn, daſs die Sache Aerzten ſchon lange bekannt war, daſs dieſe ſie aber für ein leeres Geſchwätz hielten, und erſt durch einen Zufall oder die Wiederholung der Sage zur nähern Unterſuchung geleitet wurden. Was aber die Hauptſache betrifft, ſo ſagen die engliſchen Aerzte und namentlich *Pearſon*, daſs keine Krankheit als eine Folge der Kuhpocken entſtanden, ja nicht einmal eine vorhandene Diſpoſition aufgeregt ſey. —

Sie ſagen ferner: die Veranlaſſung zu dem

beunruhigenden Gefühl, daſs die Kuhpocken nicht hinreichend schützen, oder schädliche späte Folgen zurücklassen, sey nicht aus den Wolken gegriffen. Hierzu würden Sie, zwar auf eine dunkle Weise, durch Thatsachen bewogen. Sie schlieſsen nun, ob logisch richtig mögen andere beurtheilen, weil es an einzelnen bekannten Fällen nicht fehle, wo Menschenpocken den Kuhblattern gefolgt seyen, daſs es gewiſs auch mehrere Fälle nicht allein hiervon, sondern auch von schädlichen Folgen gegeben habe, die nur aus Anhänglichkeit vorsetzlich verschwiegen wären. Man müsse sich nicht durch die imponiren sollende Menge von Tausenden, die vorgeblich mit Kuhpocken geimpft wären, irre machen lassen, denn eigentlich wären die Gegenversuche mit Menschenpocken nur an sehr wenigen vorgenommen, und selbst bei den wenigen habe sie öfters fehlgeschlagen.

Diese Behauptungen enthalten, wenigstens dem zu Folge, was man hierüber durch allgemein bekannte Nachrichten weiſs, leider muſs ich es sagen, keine Wahrheiten, eine Sache die jedem nur etwas mit der Geschichte der Impfung bekannten Arzt nur zu bekannt ist, als daſs sie einer Erwähnung von meiner Seite erforderte, wenn ich nicht auch hoffte, auf Nichtärzte zu wirken.

Warum behaupten Sie geradezu, die Vertheidiger der Kuhpockenimpfung gingen unredlich zu Werke, und verschwiegen Unglücksfälle vorsetzlich. Bloss deshalb, weil Menschen, die für eine Sache eingenommen sind, manches thun, was nicht moralisch recht ist, um ihre Meinung zu vertheidigen. Gesetzt dies wäre der Fall, und die Art, wie die Gegner zu Werke gehen, läßt an der Möglichkeit nicht zweifeln, so wissen Sie selbst, dass so etwas den Gegnern nicht verschwiegen bleiben kann, dass jedes Kind Vettern und Basen genug hat, die eine Sache, wenn sie auch nicht wahr ist, ausbringen, vielmehr eine wahre; und dass die Gegner der Kuhpockenimpfung es an Inseraten in die öffentlichen Blätter nicht fehlen lassen, wo sie nur unter tausenden von glücklichen Fällen einen oder den andern nicht unglücklichen, sondern nur fruchtlosen Versuch aufsischen können, unstreitig jedesmal in der lautersten Absicht, ohne allen Argwohn eines gestillten persönlichen Hasses oder eines Vorurtheils.

Innigst bitte ich Sie, lassen Sie uns vor dieser so weit getriebenen Partheisucht hüten, lassen Sie uns freundschaftlich, ohne Rückhalt, ohne hämische Voraussetzungen und Consequenzen nähern, lassen Sie uns bei einem Streit über einen so wichtigen Gegenstand alle Vor-

urtheile, alle Erbitterungen und was sie veranlassen könnte, bei Seite setzen, und den andern für eben so Wahrheit liebend halten, wie wir selbst gehalten seyn wollen.

Es sind freilich mehrere Fälle bekannt, wo nach einer selbst allem Anschein nach richtig unternommenen in andern Fällen schützenden Impfung mit Kuhpockenmaterie wahre Blattern folgten. Ein Fall ist aus einem Stücke des Altonaer Merkur bekannt, und betrifft ein Kind eines Schiffsbauer in Neumühlen. Um die Umstände genau und ohne die Brille eines dafür oder dagegen eingenommenen Arztes kennen zu lernen, ging ich bald darauf selbst zu dem Vater des Kindes. Dieser erzählte mir: der Wundarzt habe ihm versichert, die Impfung habe gut gefafst, die gehörige Wirkung gethan, und wenn eins seiner Kinder für Blattern sicher sey, es waren nämlich mehrere geimpft, so sey es dies. Nach allem, was der Vater sagte, war dies auch zu vermuthen, denn es hatte sich nicht nur die bekannte Röthe, sondern auch Fieber eingestellt. Einige Wochen darauf bekamen alle 3 oder 4 geimpften Kinder einen pockenähnlichen Ausschlag, den ein hinzugerufener Arzt für wahre Pocken ausgiebt. Es schien aber der Beschreibung nach nichts anders wie eine Art falscher Blattern gewesen zu seyn, die damals in hiesiger

Warum behaupten Sie geradezu, die Vertheidiger der Kuhpockenimpfung gingen unredlich zu Werke, und verschwiegen Unglücksfälle vorsetzlich. Bloß deshalb, weil Menschen, die für eine Sache eingenommen sind, manches thun, was nicht moralisch recht ist, um ihre Meinung zu vertheidigen. Gesetzt dies wäre der Fall, und die Art, wie die Gegner zu Werke gehen, läßt an der Möglichkeit nicht zweifeln, so wissen Sie selbst, daß so etwas den Gegnern nicht verschwiegen bleiben kann, daß jedes Kind Vettern und Basen genug hat, die eine Sache, wenn sie auch nicht wahr ist, austragen, vielmehr eine wahre; und als die Gegner der Kuhpockenimpfung es an [illegible] in die öffentlichen Blätter nicht setzen lassen, wo sie nur unter tausenden von glücklichen Fällen einen oder den andern nicht unglücklichen, sondern nur [illegible] [illegible] können, und jedesmal in der lautersten Absicht, ohne allen Argwohn eines gefüllten persönlichen Hasses oder eines Vorurtheils.

Innigst bitte ich Sie, lassen Sie uns vor jeder so weit getriebenen Partheisucht hüten, lassen Sie uns freundschaftlich, ohne Rückhalt, ohne hämische Voraussetzungen und Consequenzen nähern, lassen Sie uns bei einem Streit über einen so wichtigen Gegenstand alle Vor-

aber offenbar an einer andern Krankheit, nämlich einer sogenannten Zahnruhr, aber [illegible] Zufällen, die eigentlich einer [illegible] ähnlichsten wären. Die unterlassene Section würde dieses mehr aufgeklärt haben. — Es kann immer seyn, daß es auch mehrere mir bekannte Fälle giebt, aber [illegible] von der [illegible]lichkeit der geimpften Menschenpocken giebt es genug nicht bekannte Fälle. So trug sich beinahe zur nämlichen Zeit, als die Kuhpockenimpfung bekannt [illegible] zeigte, in eben dies [illegible] Fälle [illegible] wo die Menschenpockenimpfung [illegible] und nahmentlich in Hamburg, welcher [illegible] als eine theils nicht so ganz ungewöhnliche, theils als eine eben für den Augenblick fälschlich für nicht so interessant gehaltene Beobachtung nicht bekannt gemacht wurde.

Daſs man aber dem Gerücht von nach Kuhpockenimpfung erfolgten Menschenpocken nicht immer trauen darf, habe ich bei einem von mir selbst geimpften Kinde erfahren. Die Impfung mit Kuhpocken hatte nämlich das erstemal nicht gefaſst, oder wenigstens nur ein kleines nach wenigen Tagen ohne Entzündung zu bewirkendes Geschwür erregt, daſs ich impfte es deshalb nach einigen Wochen mit frischer Kuhpockenmaterie ein. Diese Impfung that die gehörige Wirkung, und es

erfolgte sogar ein allgemeiner Ausschlag, mit dem ich wieder impfte, und nun glaubte sogar der Vater, ich hätte das Kind zum zweitenmale mit Menschenpocken geimpft, und dies so fälsche Gerücht ward allgemein verbreitet.

Wenn Sie behaupten, dass der Gegenversuch, mit Menschenpocken nach zu impfen, nur sehr einzeln angestellt sey, und dass von diesen einzelnen Fällen doch wiederum mehrere die Unzulänglichkeit der Methode bewiesen, so wünschte ich zu wissen, ob Sie die Nachricht aus dem Kuhpockeninstitut zu London, dass von [illegible], [illegible] mit Menschenpocken nachgeimpft, und dass im Ganzen von [illegible] nachgeimpft wurden, und keiner, ja nicht ein einziger, sie bekommen habe, für Erdichtung halten, und sind denn in Deutschland nicht auch schon viele nachgeimpft? — Ich muss Sie also bitten, da Ihnen dies wahrscheinlich aus dem Gedächtnisse gekommen war, die Behauptung zurück zu nehmen.

Sie sagen: Ihnen sey eine Stadt bekannt, in welcher, als noch kaum über 100 geimpft worden wären, sich unter diesen mehr Bedenklichkeiten zugetragen hätten, als bei der Impfung mit Menschenpocken nicht unter tausend sich zu ereignen pflegten. Hierhin rechnen Sie, dass die Impfung bei vielen nicht angeschlagen habe.

Aber kann man dies eine Bedenklichk
nennen, ist es ein Beweiss gegen die Impf
mit Kuhpocken? Ist es nicht natürlich, d
ein Contagium oder eine Materie, welche
durch örtliche Berührung, und am leicht
an einer der Oberhaut beraubten Stelle
steckt, schwerer haftet, schwerer sich mitth
wie ein Miasma, welches auch ohne di
sichtbare Berührung sich verbreitet. —
viele kleine, unbedeutend scheinende, u
bemerkte Umstände können die Haftung
kleinen Theils von einem Tröpfchen der
terie verhindert haben. Eine kleine Bl
ist die häufigste Ursache, oder ein Kratze
geimpften Stelle, oder eine zu dicke H
Und gerade die Ursache dieses öfteren Fe
schlagens der Impfung, besonders bei trock
Materie, oder geringer Aufmerksamkeit d
Impfenden, empfiehlt die Verbreitung d
Kuhpockenimpfung, und giebt ihr einen wa
haftig sehr bedeutenden Vorzug vor der Me
schenpocken-Inoculation, wie an einer ander
Stelle erinnert ist. Und überdem ist die Ope
ration so unbedeutend, dass man sie an Schla
fenden unternehmen kann, ohne diese zu er
wecken.

»Bei mehreren sind die Blattern demohn
achtet und zwar bösartig erfolgt, woran
is gestorben.«

Menſchenpocken, die ſich bei den Kuh-
n nur ſelten findet.

Verſchiedene litten bei dem Ausbruch
einem heftigen gefahrvollen Fieber, mit
eden, und einem ganz ſonderbaren, Arzt
Eltern auffallenden Benehmen.«

Was bewieſs, daſs dies Fieber gefahrvoll
ſtarben Kinder daran? Hiervon wird
erwähnt, alſo iſt es nicht zu vermuthen.
die Heftigkeit des Fiebers und das Irre-
Aber wie leicht entſteht von der ge-
en Urſache bei Kindern ein heftiges Fie-
was eben ſo ſchnell ohne Gefahr wieder
geht, und wie leicht reden Kinder bei
heiten irre, da bei ihnen die Phantaſie
iſt, und ſie oft einen lebhaften Ge-
aus Mangel an Ueberlegung für reel
agen, den ein Erwachſener unter
Umſtänden auch würde unterdrücken
Phantaſie halten können. Das Fieber
eilen freilich ziemlich heftig, aber kaum
daſs die Kinder das Bette ſuchen, welches
Arzt kürzlich zum erſtenmale ſah. Entſte-
nicht bei den beſten, glücklichſten geimpf-
chenpocken oft ſehr heftige beängſti-
, die dies oft nur für den Uner-
, da hingegen der damit bekannte
z. B. bei Convulſionen ruhig bleibt,
leichten Ausgang verſprechen.

angeführt sind, für nicht existirend ansehe. Sie wissen, wie oft an den dreistesten Behauptungen bei genauer Untersuchung gar nichts ist.

»Bei einigen sind Ausschläge besonderer »Art erfolgt, welche die Impfärzte in Unruhe »setzten und sie bestimmten, allen ihren »Impflingen die freie Luft zu versagen.«

Dass dies nöthig war, daran zweifle ich; indem ich es bei keinem Kinde, wo ich Ausschlag sah, (und ich bemerkte ihn bei den letzten, die ich vor einem Jahre mit Materie aus Lüneburg impfte, sehr häufig, jetzt aber, da ich Materie habe, die direkt von England kam, und die ich vom *Dr. Holst* aus Hamburg erhielt, sah ich sie noch nicht) die freie Luft verbot, und beängstigende Zufälle bemerkte ich gar nicht. Wo sie folgten und mir zu lange dauerten, verschwanden sie bald nach dem Gebrauch des *Aethiops mineralis*. Könnte man ihrer ganz enthoben seyn, so wäre es vielleicht besser, und *de Carro* in Wien sah sie gar nicht. Aber bei der Impfung mit Menschenpocken folgen ja auch Ausschläge, ja oft sehr häufige, ja verunstaltende, den Tod bewirkende, die man wahrhaftig nicht immer in seiner Gewalt hat. — Es findet sich in dieser Vergleichung wieder eine beständige unangenehme Erscheinung bei

den Menschenpocken, die sich bei den Kuhpocken nur selten findet.

»Verschiedene litten bei dem Ausbruch »an einem heftigen gefahrvollen Fieber, mit »Irrereden, und einem ganz sonderbaren, Arzt »und Eltern auffallenden Benehmen.«

Was bewiesſs, daſs dies Fieber gefahrvoll sey, starben Kinder daran? Hiervon wird nichts erwähnt, also ist es nicht zu vermuthen. Also die Heftigkeit des Fiebers und das Irrereden. Aber wie leicht entsteht von der geringsten Ursache bei Kindern ein heftiges Fieber, was eben so schnell ohne Gefahr wieder vorüber geht, und wie leicht reden Kinder bei Krankheiten irre, da bei ihnen die Phantasie so rege ist, und sie oft einen lebhaften Gedanken aus Mangel an Ueberlegung für reel halten und sagen, den ein Erwachsener unter gleichen Umständen auch würde unterdrücken und für Phantasie halten können. Das Fieber ist zuweilen freilich ziemlich heftig, aber kaum so, daſs die Kinder das Bette suchen, welches ich erst kürzlich zum erstenmale sah. Entstehen nicht bei den besten, glücklichsten geimpften Menschenpocken oft sehr heftige beängstigende Zufälle, die dies oft nur für den Unerfahrnen sind, da hingegen der damit bekannte Arzt, wie z. B. bei Convulsionen ruhig bleibt, indem sie einen leichten Ausgang versprechen.

angeführt sind, für nicht existirend ansel Sie wissen, wie oft an den dreistesten B hauptungen bei genauer Untersuchung g nichts ist.

»Bei einigen sind Ausschläge besonder »Art erfolgt, welche die Impfärzte in Unru »setzten und sie bestimmten, allen ihr »Impflingen die freie Luft zu versagen.«

Dass dies nöthig war, daran zweifle ich indem ich es bei keinem Kinde, wo ich Au schlag sah, (und ich bemerkte ihn bei de letzten, die ich vor einem Jahre mit Mate aus Lüneburg impfte, sehr häufig, jetzt abe da ich Materie habe, die direkt von England kam, und die ich vom *Dr. Holst* aus Ham burg erhielt, sah ich sie noch nicht) die frei Luft verbot, und beängstigende Zufälle be merkte ich gar nicht. Wo sie folgten un mir zu lange dauerten, verschwanden sie bal nach dem Gebrauch des *Aethiops minerali* Könnte man ihrer ganz enthoben seyn, s wäre es vielleicht besser, und *de Carro* i Wien sah sie gar nicht. Aber bei der Im pfung mit Menschenpocken folgen ja auc Ausschläge, ja oft sehr häufige, ja verunsta tende, den Tod bewirkende, die man wahr haftig nicht immer in seiner Gewalt hat. — Es findet sich in dieser Vergleichung wied eine beständige unangenehme Erscheinung be

»von scrophulösen Verhärtungen, von welchen
»sonst keine Spur bei ihm war, am Halse be-
»fallen, mit welchen es sich ein ganzes viertel
»Jahr zu quälen hatte.« —

Wenn dies wirklich scrophulöse Drüsen-
geschwülste wären, so ist es sonderbar, wie
diese Krankheit so schnell durch die Kuhpok-
ken erzeugt werden konnte, und nur die Drü-
sen am Halse einnahm, da wohl die Drüsen
unter der Achsel stärker davon hätten ange-
griffen werden müssen. Konnte aber nicht
eine Anlage schon vorher im Körper gewesen
seyn, die man aber nicht bemerkte, und was
ich noch zugeben will, durch das mit den
Kuhpocken verbundene Fieber beschleunigt
ward. Aber dies bemerken wir ja auch bei
geimpften Blattern, von denen es bekannt ist,
dass sie manches Geschäft im Körper, z. B.
den Ausbruch der Zähne und auch Krankhei-
ten beschleunigen. Aber je geringer das Fie-
ber ist, desto Gefahrloser wird auch diese
Wirkung seyn, und da es bei den Kuhpocken
immer nur sehr mäsig zu seyn pflegt, und
höchstens zwei Tage dauert, so werden auch
sicher die Folgen nie so bedenklich werden
können, wie bei dem Fieber, welches mit dem
Ausbruch und der Eiterungsperiode der Men-
schenblattern verbunden zu seyn pflegt. —
Aber waren diese Drüsengeschwülste, da sie

ſich nur am Halſe zeigten (wahrſcheinlich nicht einmal an den Drüſen unter dem Kinne), wohl nicht eher Folge eines Kopfausſchlages, oder von der gelinden unbedeutenden Art, die man Hagedrüſen zu nennen pflegt, und die ohne Mittel verſchwinden, von allgemeinen Uebelbefinden nicht begleitet werden, und ſicher nicht ſcrophulöſer Natur ſind, welches um ſo wahrſcheinlicher wird, da von einem allgemeinen Uebelbefinden', welches doch ſcrophulöſen Beſchwerden eigen iſt, nichts erwähnt wird.

»Zwei Kinder ſtarben während der Kuh»pocken, welches man freilich auf Rechnung »einer ſich hinzudrängenden fremden Krank»heit zu ſchreiben ſuchte, die man aber eigent»lich gar nicht anzugeben wuſste.«

Dieſe Fälle hätten nothwendig näher beſtimmt werden müſſen, ſowohl in Rückſicht der Zeit der Kuhpockenkrankheit, als auch der Zufälle, unter denen die Kinder ſtarben, und endlich dürfte ein genauer Sectionsbericht nicht fehlen, da wir ſo oft lokale Krankheiten für allgemeine anſehen, und uns vorzüglich bei kleinen Kindern die Diagnoſis der örtlichen und allgemeinen Krankheiten ſo ſchwer wird, wenn man genau beſtimmen will, ob die Kuhpocken einigen, allen oder wahrſcheinlich gar keinen Theil an dem Tode der

Kinder hatten. So bleibt es nur eine unsichere durchaus nichts beweisende Aeusserung, die aber, so unbestimmt dahingestellt, wohl dem Zwecke mehr entsprechen möchte. Daſs man übrigens sehr oft in der Lage ist, Krankheiten bei Kindern nicht bestimmen zu können, davon hat Ihre eigene Erfahrung Sie sicher zu mehreremalen überzeugt, und unser trefflicher Diagnostiker *Wichmann*, mit dem zu irren doch nicht herabsetzend ist, sagt, er sey öfters in dem Fall gewesen, der Mutter eine Krankheitsursache zu nennen, von deren Nichtexistenz er überzeugt war. Und wie oft geschieht es nicht auch bei Erwachsenen, daſs nur eine, aber so selten erlaubte, Section die örtliche Ursache der nicht zu bestimmenden Krankheit entdeckt. Zum Ueberfluſs erlauben Sie mir einige nicht uninteressante Fälle kurz anzuführen. Ein Mädchen von 10 Jahren, welches noch gesund war, die Schule regelmäſsig besuchte, und weder in ihren geistigen noch körperlichen Verrichtungen irgend etwas Krankhaftes sehen lieſs, was wenigstens den Eltern hätte auffallen können, ward zu einer Zeit, wo katarrhalische Fieber, besonders unter den Kindern, gemein waren, dem Schein nach mit einem ähnlichen Fieber befallen, zu dem sich jedoch bald krampfhafte Zufälle gesellten. Schon eine Schwester war vor zwei

Jahren, nur etwas jünger, beinahe unter äh-
lichen Zufällen geſtorben. Da ſich bei dieſer
jetzigen Kranken Würmer zeigten, ſo ward
auch hierauf mit eben ſo wenig Erfolg Rück-
ſicht genommen, als die Behandlung, welche
die katarrhaliſchen Beſchwerden erforderten
fruchtlos war. In der letzten Zeit litt das
Mädchen beſonders an einem Krampf der
Sprachorgane, lag immer mit verſchloſſenen
Augen in Schlummer, und ſtarb nach etwa
10 Tagen an allgemeinen Krämpfen, die auch
den wirkſamſten Mitteln nicht wichen. Die
Eltern wünſchten die Oeffnung. Im Unter-
leibe fand ſich auſser einem Spulwurm nichts
widernatürliches, ſo wenig wie in der Bruſt,
aber in den Hirnhöhlen eine ſehr beträcht-
liche, zwiſchen anderthalb bis zwei Unzen be-
tragende Menge Feuchtigkeit. — Ein ande-
res ſehr geſundes Kind von $\frac{5}{4}$ Jahren bekam
plötzlich einen Blutabgang mit heftigen Drän-
gen. Der Vater und deſſen zwei Freunde,
alle drei Aerzte, von denen ſich die beiden
Freunde einen entſchiedenen Ruhm in der ge-
lehrten Welt durch ihre praktiſchen Schriften
erworben haben, hielten es anfangs für die
eigentlich noch nicht beſtimmte Krankheit, die
Zahnruhr. Die Zufälle wurden aber ſchnell
ſchlimmer, es kamen Zeichen von Entzündung
der Därme hinzu, Stuhlgang erfolgte nicht

nur mit Blut gemischter Schleim, und das Kind starb innerhalb 48 Stunden, nachdem es noch kurz vor den ersten Zeichen der Krankheit gespielt hatte. Man hatte sich erinnert, dass dem Kinde schon einmal in den ersten Wochen seines Lebens Blut abgegangen war. Die Leichenöffnung zeigte eine dreimalige Ineinanderschiebung der Därme, besonders des Blinddarms. Unter ganz gleichen Umständen starb ein Kind im Hessischen nach der Impfung mit Kuhpocken, aber nachdem schon der Fieberzustand vorüber war, und der Arzt desselben, dem ich obige Geschichte erzählte, fand eine ähnliche Todesursache nach Recapitulation der Zufälle höchst wahrscheinlich. Aber die Section war nicht unternommen.

»Ein viertehalbjähriger vollkommen gesunder Knabe, der weder an Würmern, noch an Zahnen, noch sonst an einer Kränklichkeit litt, fiel drei Wochen nach der Inoculation, ohne alle zu vermuthende Ursache, plötzlich in heftige Zuckungen, in welchen er nach einigen Stunden starb.«

Was ich gegen den vorherigen Einwurf erinnerte, gilt auch gegen diesen. Es giebt aber ausser Zähnen und Würmern (von ersteren sind ohnedem in den Jahren, wenn man es auch von jüngeren Jahren nicht ganz leugnen kann, schwerlich Zuckungen zu erwarten,

indem überdies in dem Alter kein Zahnausbruch gewöhnlich ist) noch sehr viele Ursachen, die Zuckungen bei Kindern erregen können, und welche eine Leichenöffnung oft entdeckt, die aber wahrlich nicht in den Wirkungen des Kupockenreizes zu suchen sind, der in der Zeit eben keine Wirkungen mehr zu äussern pflegt, denn selbst der secundäre Ausbruch erfolgt früher, und ist nach 3 Wochen meist schon völlig verschwunden.

Nach allen diesen sehr leicht zu widerlegenden, oder gar nichts beweisenden Einwürfen machen Sie den Schluss, dass wenn die jetzigen Erfahrungen noch milliardenmal vermehrt würden, doch nichts weiter herauskommen würde, als dass die Kinder die Kuhblattern erhalten, unmittelbar darauf keiner Ansteckung von Menschenblattern fähig gewesen wären, aber dass es nicht sicher sey, ob nicht üble Folgen noch spät erscheinen könnten. Sie vergessen aber, um diesen Schluss etwas richtiger zu machen, statt unmittelbar einige Jahre zu setzen, und auch zu sagen, dass man nach wenigstens 4 Jahren bis jetzt keine der üblen Folgen nach der Impfung der Kuhpocken gesehen habe, die so oft den natürlichen Menschenblattern und selbst den geimpften nicht ganz selten folgen.

Nach allen diesen finden Sie sich noch

nicht geneigt, selbst den Versuch anzustellen, weil die von Ihnen aufgestellten Gesetze der Kunst, Versuche zu machen, dies nicht erlauben. Ich werde Ihnen in der Anwendung Ihrer Gesetze auf diesen bestimmten Fall folgen, und untersuchen, ob Sie nicht Ihren eigenen Gesetzen zuwider handeln, sowohl hier als auch in andern Fällen.

Sie nehmen die Versuche nicht vor, weil Sie die Autorität der Pächter so wie einiger englischen Aerzte (denn das sollen doch wohl die Landsleute von Hrn. Dr. *Dohmeyer* seyn, der übrigens ein Niedersachse ist,) nicht für gültig halten, und man nicht voraus bestimmen könne, ob nicht üble Folgen spät eintreten könnten. Gesetzt auch, Sie wollten die Pächter und den Erfinder dieser Methode *Jenner* nicht als gültige Zeugen von der auch späten Unschädlichkeit der Kuhpocken annehmen, weil man jene als der Sache nicht ganz kundige Beurtheiler, und diesen als in seiner Sache partheiisch angeben könnte; so gebe ich dies, streng genommen, zu. Aber wollen Sie auch die andern englischen Aerzte und die deutschen, die schon über zwei Jahr impfen, als gültige Zeugen der Unschädlichkeit in dieser Zeit verwerfen? Wollen Sie dies, so würde das Beste seyn, nie ein neues Mittel zu brauchen, bevor nicht eine Gesundheits-

Beobachtung einer ganzen Generation von we-
nigſten einigen hundert Individuen die ſpäte
Unſchädlichkeit deſſelben bewieſen hätte, und
ich würde Ihnen rathen müſſen, die Verſuche
ſelbſt anzuſtellen, weil Sie andern nicht recht
zu trauen ſcheinen, oder ſie doch ſolchen
Aerzten aufzutragen, denen Sie wegen ihres
Haſſes gegen die neuen Medicamente keine
Partheilichkeit für dieſelben zutrauen dürfen,
und um ſo behutſamer zu verfahren, je mehr
Nutzen von den Mitteln zu hoffen iſt, denn
dann iſt die Partheilichkeit für dieſelben noch
größer. Dies muſs bei jeder Arznei, ſie mag
aus dem Thierreiche oder Pflanzenreiche ſeyn,
geſchehen, denn können nicht auch Medica-
mente aus dem Pflanzen- und Steinreiche ſpäte
Folgen haben, wiſſen wir nicht von einigen
aus beiden Reichen, daſs dies der Fall iſt, und
geben ſie doch? Gehört nicht der Waſſer-
fenchel auch zu den Giften, die wir als Me-
dicamente brauchen, und kennen wir deſſen
Wirkungen durch ſo wiederholte, aufmerkſam
angeſtellte, lang beobachtete Erfahrungen, und
doch gebrauchten Sie es, ja empfohlen es
ohne von dem Geſundheitszuſtande eines ein-
zigen Individuums, bei dem es lange gebraucht
ward, eine zuverläſsige ſo genaue Beobach-
tung zu beſitzen, oder war dies der Fall? Ich
bin wahrhaftig weit entfernt, dieſe Ihre Empfeh-

lung des *Phellandrii* zu tadeln, indem ich es selbst auf Ihr Anrathen brauchte, und einen Fall sah, wo es bei einer *Phthisis purulenta*, bei der schon Colliquation vorhanden war, blos in Verbindung einer unbedeutenden Fontanelle, die nicht einmal recht in Zug kam, alle Zufälle hob, und ich es außerdem in Brustbeschwerden und noch in diesem Augenblick bei einem phthisischen Leineweber mit Erfolg gebrauche. Ich will nur hiermit beweisen, daß Sie gegen andere eine Strenge beweisen, die Sie weder bei sich selbst anwenden, noch in Ihren Gesetzen festgesetzt haben. Ja Sie haben noch manches andere empfohlen, was selbst auf Ihre Authorität Ihnen niemand nachgebrauchen wird, und wozu Sie doch wohl nicht nach den von Ihnen aufgestellten Gesetzen berechtigt wurden, wie eine verdorbene Luft in Faulfiebern oder im Typhus, etwas, was ich bei einem Feldhospitale, dem ich vorstand, wahrhaftig nicht beobachtete, ob ich wohl den Reiz bemerkte, den eine frische reine Luft auf sehr geschwächte, ihr ganz entwöhnte Reconvalescenten hatte, welches ich auch in einem Werk über die Einrichtung der Feldhospitäler erinnerte.

Aber was berechtigt Sie, die Autorität so vieler Aerzte in Deutschland und England so ganz zu verwerfen? Haben Sie Beweise,

dafs fie unrichtig beobachteten, dafs fie üb
Folgen verschwiegen? Ja Sie scheinen sie so
sehr zu verwerfen, dafs Sie an einem ande
Ort vorgeben, es wäre nur bei wenigen di
Nachimpfung mit Menschenpocken geschehe
und also die 5000, die von 15000 mit Ku
pockenmaterie geimpften nachgeimpft wurde
für erdichtet halten, denn dafs Ihnen die
unbekannt seyn sollte, läfst sich nicht von e
nem Manne erwarten, der eine Sache gründ
lich untersucht. Bevor Sie also beweise
dafs diese Aerzte unrichtige Beobachtunge
bekannt machten, oder dafs man dies natür
lich von diesen erwarten darf, mufs ich die
Verwerfung aller Autorität als ein unrechtes
Mittel ansehen, die Impfung herabzusetzen.

Die Analogie, sagen Sie, sey eben so we
nig im Stande, uns zu den Versuchen in
ansehnlicher Menge zu verleiten, und m
müsse, da man das Wesen der Menschenbla
tern so wenig wie das der Kuhpocken kenn
nur auf die in die Augen fallenden Besch
fenheiten und Wirkungen sehen. — Ich glaub
was sowohl die frühe als späte Schädlichk
und das Präservationsvermögen der Kuhpock
betrifft, so kann die Analogie, wenn auch ih
Wirkungen und äufseren Beschaffenheiten no
ähnlicher wären, als sie es wirklich sind, nicl
hierüber entscheiden, da wir überdem d

Pocken sehr ähnliche Krankheiten haben, die weder die übeln Zufälle wie die Menschenpocken hervorbringen, noch für diese schützen, und die Entscheidung dieser Gegenstände hängt allein von der Erfahrung ab. Diese hat, was einen Zeitraum von wenigstens 4 bis 5 Jahren, wie Sie selbst annehmen von 6 Jahren, sicher, was einen längeren von 30 Jahren betrifft, sowohl in England als auch im Meklenburgischen nicht völlig so zuverläsig entschieden, dass die Kuhpocken unschädlich sind und für die Menschenblattern schützen.

Nach dieser Aeusserung und Verwerfung aller Analogie für solche Fälle, würde ich nicht einmal nöthig haben, mich in das Detail Ihrer Einwürfe gegen die Analogie der Wirkungsart beider Stoffe einzulassen, wenn dies nicht den Schein haben könnte, manche Ihrer Einwürfe wären von grösserem Gewicht und unwiderlegbar, weshalb ich Ihre Behauptungen Stück vor Stück durchgehen werde.

Der Innhalt der Menschenblattern soll ein dicker, klebriger Eiter, der der Kuhpocken eine dünne bläuliche Jauche seyn.

Ich habe noch heute mehrere Kinder in allen Zeiträumen der Kuhblattern-Impfung gesehen, und habe bevor noch die schöne, peripherische, charakteristische Röthe völlig da war, nur dünne, durchsichtige, gelbliche

Lymphe; später einen dünnen, und wenn man durch ein kleines Pflaster die Bildung der Borke hindert, einen dickern etwas schmutzig gelben Eiter und eine blaue Farbe der Epidermis gesehen. Legt man hingegen nichts über die Impfstelle, oder nur ein mit etwas Talg bestrichenes Läppchen, so bildet sich schneller eine gelbe bräunliche Kruste, unter der sich etwas von dem dicken Eiter sammlet, und man bekommt oft von der blauen Farbe der Haut in der Mitte der Pocke nichts zu sehen. Die Menschenpocken enthalten, wie Ihnen bekannt seyn muss, anfangs auch nur eine dünne durchsichtige Lymphe, von der man wohl mit Gewissheit eben so wie von der Kuhpockenlymphe behauptet, sie enthalte den eigentlichen ansteckenden Stoff, und mit der auch *C. L. Hoffmann* impfte. Eiter zeigt sich erst nach gebildeter Entzündung als Produkt derselben in den Menschenblattern. Dies sind so allgemein bekannte Dinge, dass ich mich schäme das Papier damit anzufüllen, und wenn Sie sich nur die Mühe gegeben hätten, ein mit Kuhpocken geimpftes Kind von Anfang bis zu Ende genau zu beobachten, so würden Sie dies selbst gesehen und nicht so leicht zu widerlegende Einwürfe vorgebracht haben. Es findet also sicher auch hier eine Aehnlichkeit statt.

υ. Dafs nur Kühe die Kuhpocken bekommen, hingegen die Menschenpocken beide Geschlechter, beweist nichts, und auch nicht einmal Unanalogie. Ja wenn nur Frauenzimmer die Kuhpocken bekämen und das männliche Geschlecht nicht, dann wäre dies eine bemerkenswürdige Verschiedenheit, oder wenn die Kühe die Pocken auch an andern Theilen wie den Eutern bekämen. Aber wo sollen sie die Ochsen denn nun bekommen? Ja manche bei Menschen gewöhnliche Hautausschläge befallen auch Frauenzimmer eher als Männer. Uebrigens ist es aber doch gleich, ob eine Pflanze, deren ich mich zur Heilung bediene, nur in nassen oder kalten, und eine andere nur in trocknen und heissen Gegenden, oder in beiden zugleich wächst, wenn ihre Wirkungen auf den Körper nur den nämlichen Effekt haben. Sind wir denn so ganz sicher, dafs die Menschenblattern von jeher Menschenblattern waren, dafs wir sie nicht auch von einem animalischen Boden aufrafsten? —

Eben dies gilt auch auf die Unähnlichkeit, dafs die Kuhpocken sich nur an den Eutern der Kühe zeigen. Wir wollen ja nicht die Analogie beurtheilen, die zwischen den Wirkungen dieses Giftes im thierischen Körper, und den der Menschenblattern im menschlichen Körper herrscht, sondern was für Aehn-

lichkeit zwischen beiden herrscht, wenn sie auf die menschliche Organisation wirken.

Ob die Kuhpocken auch schnell hinter einander den Menschen befallen, daran möchte ich einigen Versuchen zufolge, wo ich wegen einer Impfung, die mir nicht hinreichend gewesen zu seyn schien, kurz darauf immer vergeblich wieder mit Kuhpockenmaterie impfte, als allgemeinen Grundsatz zweifeln. Aber ist es der Fall, desto besser ist es, wenn je die Erfahrung lehren sollte, daſs ihre Präservationskraft mit den Jahren abnähme.

Das Kuhpockengift ist freilich ein Contagium, oder steckt nur durch unmittelbare genaue Berührung an; und das Menschenblatterngift ein Miasma, oder es steckt auch ohne unmittelbare Berührung an, und in so fern sind beide wesentlich, aber wahrhaftig nicht zum Nachtheil der Kuhpocken verschieden. Denn was schadet diese Verschiedenheit, und wie viel nützt sie nicht? Ich werde dadurch Herr einer weiteren Ausbreitung, die sich so schwer bei den Pocken beschränken läſst, und daher jedes Impfen auſser einer Blatternepidemie zu einer unerlaubten höchst gefährlichen Sache für andere macht, und der Impfung viele Vortheile raubt. Wie häufig ist der Fall, daſs durch eine Inoculation mit Menschenblattern andere angesteckt werden? Wie

oft findet es sich in einer Familie, daſs zu einer Zeit, die zu einer Inoculation günſtig iſt, sich ein oder das andere Kind entweder wegen dem Alter, oder wegen Krankheit in einer Lage befindet, in welcher es gefährlich iſt dasselbe zu impfen. Die Eltern befinden sich nicht immer, beſonders wenn es ein Kind iſt, was noch an der Bruſt der Mutter liegt, in der Lage es abſondern zu können. Ich muſs daher wider meine bessere Ueberzeugung das Kind um einiger anderen willen in Gefahr ſetzen, oder ich muſs auch den übrigen Kindern die Wohlthat der Impfung entziehen. Bei den Kuhpocken entſteht dieſe Gefahr nicht, ob Sie gleich an einer anderen Stelle, wo es Ihr Zweck dieſe Methode herabzuſetzen erforderte, es zweifelhaft lassen, ob sie nicht auch ohne Berührung anſtecken, ein Verfahren, was wahrhaftig den nüchternen Beurtheiler nicht kleidet. In derſelben Familie kann ich impfen wenn ich will, ohne weder die untauglichen Subjecte in derſelben Familie, deren es überdem für die Kuhpocken weit weniger giebt, noch die Nachbaren und eine ganze Stadt in Gefahr zu ſetzen, wenn ich nur eine Berührung des Eiters vermeide. Selbſt Mütter, die mit wunden Warzen an den Kuhpocken kranke Kinder ſtillen, bekommen keine Entzündung an

den Warzen. Auch erfordert die ganze
handlung bei den Kuhpocken nicht die
sorge, besonders in Ansehung der Tem
tur, die bei den Menschenpocken, wen
nicht gefährlich werden sollen, erford
ist, und die besonders der gemeine
nicht immer beobachtet oder beobachten
Ich sah Kinder, und wer sah es nicht, di
einem zu heissen Verhalten sehr viel Bl
bekamen; und eins, wo die Blattern,
dem das Kind drei Tage kühl und den
ten, als man keinen Ausbruch mehr erwa
etwas weniges wärmer gehalten wurde,
ziemlicher Menge noch am vierten Abend
brachen, und dies geschah in einer Fa
in der die gröste Aufmerksamkeit beob
tet wurde, und unter der Direktion e
Hoffmannianers.

»Nach den Menschenblattern diese n
»wieder zu bekommen, findet die gröste
»cherheit statt; nach den Kuhpocken ka
»die Menschenpocken mehreremal wied
Grösser scheint die Sicherheit zu seyn,
die Menschenpocken nach der Impfung
diesen nicht wiederkommen, wie nach
Kuhpocken; aber auch von jenen giebt es
bezweifelte Fälle, dass sie wiederkamen.
überdem, dies ist ja eine Sache, die erst g
genau durch die Versuche bestimmt wer

heinlich finde, so würden unsere
ch sehr für dies Compliment be-
nun der Menschenarzt auch mit
en des Uebelbefindens einer Kuh
ist, ist es darum der Thierarzt
giebt es nicht auch Fälle, wo es
stig sehr schwer werden würde
t ausgebrochene, aber schon vor-
nkheit eines Kindes zu bestim-
nd überdem wie oft nehmen wir
lirekt von Kühen, wie oft von
ch sollte denken das erste möchte
en Fällen, wenigstens in Deutsch-
inmal der Fall seyn. — Lieber
würse, wie solche.

enschenpocken erzeugen durch
immer Menschenpocken; die Kuh-
gegen eine ganz fremde Krank-
hpocken."

der Behauptung und nach der
ihr unter den Dialogien an-
en, sollte man glauben die Kuh-
nicht im Stande immer wieder
n erzeugen; sondern erzeugten
bald jenes Uebelbefinden; bald
ne Symptome im menschlichen
r dies ist Ihre Meinung nicht.
l, Sie können nicht anders als
die Materie der Kuhpocken bei

der Aufnahme und in dem Mangel der charakteristischen Zeichen bei der Blattern-Bestimmung genug. Und können wir denn genau bestimmen, ob diese oder jene Materie der Menschenblattern auch immer wieder gute Pocken hervorbringt? Oder kommen nicht öfters bei der besten Impfungsmaterie nervöse oder faulige Blattern, da die Beschaffenheit des zu impfenden Subjektes meist alles entscheidet; weil man von der schlechtesten Materie auch gute Blattern kommen sah. Und zugegeben, daſs die Lehre von den falschen Kuhpocken noch Berichtigung bedarf, so ist dies noch kein Mangel der Analogie, unter welcher Categorie dieser Einwurf von Ihnen gesezt ist. Da dies nun noch nicht ganz aufgeklärt ist, so würden wiederholte Erfahrungen doch wohl nicht ganz nutzlos seyn, wie Sie sich verleiten lieſsen zu behaupten.

»Wir sollen ferner, sagen Sie, den Ge»sundheitszustand derer, von denen wir die »Materie nehmen, nehmlich der Kühe, nicht »hinreichend untersuchen können, da der in»nere Gesundheitszustand einer Kuh nach Ih»rer Behauptung unerforschlich ist.«

Abgerechnet daſs dies wieder ein Einwurf ist der doch eigentlich nicht unter die Disanalogien gehört, nach denen ich eine wahrscheinlich-ähnliche Wirkungsart des Mit-

aupten? — Sie sagen, die Impfung mit
nschenpocken sichere für die schon da ge-
ene Krankheit, die Menschenpocken; hin-
en durch die Impfung mit Kuhpocken würde
ein widernatürlicher Zustand hervorge-
cht, der sich durch fremde Kuhgeschwür-
liche Erscheinungen äussere, und die Em-
glichkeit für Menschenblattern nicht wie
ts selbst *erschöpfe*, sondern *unterdrücke* oder
ichte. — Wenn Sie aber nun einen so
sen Unterschied in erschöpfen und ver-
ten legen, (vernichten glaube ich müsste
a mehr bewirken, denn etwas erschöpftes
n sich erholen, aber nichts was vernichtet)
so wünschte ich erstlich, dass Sie genauer
immt hätten, was Sie mit den Worten sa-
wollen, und was für Gründe Sie bewogen
zu sagen; denn ich sehe nicht ein was
h hindert zu sagen, die Kuhblattern er-
öpften die Empfänglichkeit für die Men-
nblattern, da wir nicht wissen wie sie die
pfänglichkeit heben und es wohl nie er-
hn werden, und alles was wir darüber sa-
, Hypothesen sind, die das nächste Jahr-
nd verwirft. Selbst *Röschlaub*, der doch
rhaftig mit sophistischen Erklärungen nicht
g ist, hütet sich wohl weislich der Kuh-
ken zu erwähnen, indem er gewiss zu rich-
einsieht, wie wenig sich etwas Gründliches

den Kühen immer wieder ähnliche Geschwüre an den Eutern, und bei den Menschen die Kuhpocken erzeugt; freilich weil die Organisation des Menschen verschieden ist, so ist auch die Krankheit etwas von der der Kühe verschieden, aber bei der nehmlichen Organisation doch immer dieselbe. Also ist hier doch eben die Beständigkeit des Giftes in seinen Wirkungen, wie bei den Menschenblattern. Sie finden nur keine Analogie, weil Kuhpocken keine Menschenpocken erzeugen, also entweder nicht ausarten oder den Menschenpocken ganz gleich, ja sie selbst sind. Hierauf setzen Sie, auf eine unbegreifliche Weise, sehr viel Gewicht.

Erzeugte die Kuhpockenmaterie Menschenblattern, was wäre damit gewonnen, ausser ein Schritt in der Geschichte der Entstehung derselben. Will ich Menschenblattern hervorbringen, so brauche ich ja die Umschweife nicht, und ich kann mich ja der gewöhnlichen Materie von Menschenblattern bedienen, warum soll ich erst aus Kuhpocken Menschenblattern machen? dann dass sie dann so gelinde wirken und stets wirken würden, wie jezt die Kuhpocken, eine ganz verschiedene Species von Blattern, wenn sie auch zu einer Gattung zu gehören scheinen; wer mag dies so ganz *a priori* auf eine blosse Voraussetzung

oten? — Sie ſagen, die Impfung mit
henpocken sichere für die ſchon da ge-
e Krankheit, die Menſchenpocken; hin-
durch die Impfung mit Kuhpocken würde
in widernatürlicher Zuſtand hervorge-
, der sich durch fremde Kuhgeſchwür-
ne Erſcheinungen äuſsere, und die Em-
ichkeit für Menſchenblattern nicht wie
elbſt *erſchöpfe*, ſondern *unterdrücke* oder
hte. — Wenn Sie aber nun einen ſo
n Unterſchied in erſchöpfen und ver-
n legen, (vernichten glaube ich müſste
nehr bewirken, denn etwas erſchöpftes
sich erholen, aber nichts was vernichtet)
wünſchte ich erſtlich, daſs Sie genauer
mt hätten, was Sie mit den Worten ſa-
ollen, und was für Gründe Sie bewogen
u ſagen; denn ich ſehe nicht ein was
hindert zu ſagen, die Kuhblattern er-
ten die Empfänglichkeit für die Men-
lattern, da wir nicht wissen wie sie die
nglichkeit heben und es wohl nie er-
werden, und alles was wir darüber ſa-
Hypotheſen sind, die das nächſte Jahr-
l verwirft. Selbſt *Röſchlaub*, der doch
aftig mit ſophiſtiſchen Erklärungen nicht
ſt, hütet sich wohl weiſslich der Kuh-
n zu erwähnen, indem er gewiſs zu rich-
sieht, wie wenig sich etwas Gründliches

doch eben die Beſtändigkeit des (
nen Wirkungen, wie bei den M
tern. Sie finden nur keine An
Kuhpocken keine Menſchenpock(
alſo entweder nicht ausarten ode
ſchenpocken ganz gleich, ja sie
Hierauf ſetzen Sie, auf eine u
Weiſe, ſehr viel Gewicht.

Erzeugte die Kuhpockenmater
blattern, was wäre damit gewon
ein Schritt in der Geſchichte de
derſelben. Will ich Menſchenblat
bringen, ſo brauche ich ja die
nicht, und ich kann mich ja der g
Materie von Menſchenblattern be(
um ſoll ich erſt aus Kuhpocken M
tern machen? dann daſs sie dan

aupten? — Sie ſagen, die Impfung mit
ſchenpocken ſichere für die ſchon da ge-
ene Krankheit, die Menſchenpocken; hin-
en durch die Impfung mit Kuhpocken würde
ein widernatürlicher Zuſtand hervorge-
ht, der ſich durch fremde Kuhgeſchwür-
iche Erſcheinungen äuſsere, und die Em-
glichkeit für Menſchenblattern nicht wie
e ſelbſt *erſchöpfe*, ſondern *unterdrücke* oder
ichte. — Wenn Sie aber nun einen ſo
sen Unterſchied in erſchöpfen und ver-
ten legen, (vernichten glaube ich müſste
n mehr bewirken, denn etwas erſchöpftes
n ſich erholen, aber nichts was vernichtet)
ſo wünſchte ich erſtlich, daſs Sie genauer
immt hätten, was Sie mit den Worten ſa-
wollen, und was für Gründe Sie bewogen
zu ſagen; denn ich ſehe nicht ein was
h hindert zu ſagen, die Kuhblattern er-
öpften die Empfänglichkeit für die Men-
enblattern, da wir nicht wiſsen wie ſie die
pfänglichkeit heben und es wohl nie er-
ren werden, und alles was wir darüber ſa-
, Hypotheſen ſind, die das nächſte Jahr-
end verwirft. Selbſt *Röſchlaub*, der doch
rhaftig mit ſophiſtiſchen Erklärungen nicht
g iſt, hütet ſich wohl weiſslich der Kuh-
ken zu erwähnen, indem er gewiſs zu rich-
einſieht, wie wenig ſich etwas Gründliches

darüber sagen läfst, und wie zufrieden
mit der rein - empirischen Kenntnifs
müssen.

Vitriolsäure erschöpft die Empfänglich
des Laugensalzes, Verbindungen mit and
Säuren einzugehen, so lange sie damit
bunden ist. Wer will nun durch Vers
beweisen, dafs die Kuhpocken diese Vit
säure nicht sind? dafs immer Menschen
tern auf die Impfung mit jenen folgen?
Können Sie dies, so bin ich überwun
aber das versteht sich, durch Erfahrung
nicht durch Schlüsse *a priori*, die auf gr
losen Hypothesen beruhen. Wer will den
behaupten, dafs die Kuhpocken einen wid
natürlichen Zustand hervorbringen, der v
dem widernatürlichen Zustand den die M
schenpocken bewirken wesentlich verschie
ist? Sie sehen auf die Symptome, den al
meinen Blatterausschlag, und wollen nur
sen hervorbringen, sehen ihn als etwas
sentliches, unnachlafsbares zur Sicherung
künftige Ansteckung an, ohne zu beden
dafs es mehrere Fälle von Geimpften
Menschenpocken giebt, wo blofs ein Fi
ohne Ausschlag, gerade wie bei den Kuh
ken erschien, welches nach Erfahrungen
rerer Aerzte, und unter andern des glück
sten und erfahrensten neuerer Zeiten, L



ffmanns, schon vor künftiger Ansteckung
tert. Und da Sie dies nicht leugnen kön-
, warum ignoriren Sie es?

Aber kennen wir denn den Zustand wel-
n die Menschenpocken hervorbringen ge-
? Kennen wir die Veränderungen die sie
irken, die Ursache warum sie beinahe nie
imal erscheinen, oder kennen wir nicht
mehr nur Symptome? Und nach diesen
nptomen wollen wir uns unterfangen zu
aupten, der widernatürliche Zustand, den
le Gifte in der Organisation hervorbräch-
sey wesentlich von einander verschieden?
I nicht alles, was wir über die näheren
achen der Krankheiten, besonders aber die-
wissen wollen, nur grundlose Hypothe-
?

Also auch dieser Einwurf, auf den Sie so
rechnen, was ist er anders, als ein leerer
rtstreit, eine Sophisterey; oder ist er es
it? Und wie ist es möglich, dass er es
it ist, da uns die Kenntnisse fehlen um
zu beweisen?

Dass aber zwischen den Symptomen der
ischen- und Kuhpocken sehr viel Aehn-
keit herrscht, vorzüglich was die Zeit des
bruchs, die Erscheinungen an der Impf-
e, die Zeit des Fiebers, welches mit dem
bruchsfieber der Blattern übereinkömmt,

betrifft; und dafs nur die peripherifche, oft fehr weit erftreckende Röthe und Schwärze in der Mitte die Kuhpocke unterfcheidet; dies haben Sie gar nicht erwähnt. Aber wer aufrichtig für die Wahrheit, nicht für feine Parthei ftreiten will, follte doch nicht blofs was für ihn zu fprechen *fcheint*, fondern auch was dagegen anführen, und lieber die daraus entfpringenden Einwürfe widerlegen, wenn er nicht das Anfehen eines Advokaten haben will, der eine fchlechte Sache durch Scheingründe vertheidigt. Ich bin mir nicht bewufst, auch das Nachtheilige verfchwiegen zu haben, weil ich nur Wahrheit, nicht den Sieg über einen andern zu erringen fuche.

Dafs Sie keine Gefahr bei der jetzigen Lage der Dinge in Anfehung der Menfchenpocken fehen, dies wundert mich fehr und fcheint zu beweifen, dafs Sie hierbei nicht alle die Erfahrungen benutzten, die Ihnen zu Gebothe ftehen. Sie denken nur an die Inoculation der Menfchenpocken, und wollen nicht bedenken wie viel Taufende felbst in den Städten an den natürlichen Blattern fterben, wo eingeimpft wird. Sie brauchen nur die Todtenliften Ihres Berlins feit zwanzig Jahren zu überblicken, um zu fehen, wie viele Taufende die Inoculation z

existirte. Und nun rechnen Sie nach dem höchsten Maaßstabe, wie viel Sie, wie viel die anderen Aerzte und Wundärzte in dieser Zeit impften. Ich dächte diese Zahl würde viel geringer ausfallen wie die Zahl derer, welche unmittelbar an den natürlichen starben. Zwei bis höchstens drei tödtliche Blatternjahre werden gewiss diese Zahl schon aufwiegen. Und wer hat nun berechnet, wie viel Kinder an natürlichen Blattern starben, die durch geimpfte Pockenkranke angesteckt wurden? So erzählte mir *Lentin*, daß in Lüneburg vor einigen Jahren mehrere Kinder geimpft wurden, wodurch eine ziemliche Menge angesteckt wurden und einige starben. Wie kann es auch anders seyn? — Diese Gefahr fällt bei den Kuhpocken völlig weg, da sie sich nicht verbreiten, und durch die Gelindigkeit der Zufälle bei denselben verschaffen sie sich mehr Anhang, als die Inoculation der wahren Pocken sich in 100 Jahren nicht verschaffen konnte und wahrscheinlich auch nun nicht verschaffen wird. In der nicht zu weiten Ferne wird uns nun die frohe Aussicht eröffnet, die nicht allein tödtliche, sondern die Gesundheit auf lange Jahre verheerende, das Gesicht abscheulich verstellende Krankheit aus Europa und von dem ganzen Erdboden zu entfernen. Aber wenn dies

[illegible] [illegible] [illegible] der Fall wäre, wenn i
[illegible] [illegible] V[illegible] bei beiden Metho
[illegible] [illegible]. [illegible] die Impfung der Kuhp
[illegible] [illegible] den Schein gelinderer Zufälle
[illegible] [illegible] bei dem grösseren Haufen
[illegible] zu [illegible], sollte man nicht
[illegible] um diese günstige Stimmung
[illegible] und so die Sterblichkeit durch
[illegible] Blattern und deren Verbrei
zu [illegible]? Um wie viel mehr
[illegible] [illegible] [illegible] jezt thun, da die Vortheile
[illegible] Methode, die bei der Impfung der
[illegible] so höchst wahrscheinlich, ich
[illegible] [illegible] nicht der geringsten Uebertre
[illegible] [illegible] machen, sonst sagte ich, so gewi
[illegible] versprechen. Und Sie, ein
der [illegible] hat, treten nun auf und warnen
Publikum, welches nicht im Stande ist die S
che zu beurtheilen, vor dieser Methode; S
warnen dasselbe nicht weil Sie überzeugen
gegründete Erfahrungen von der Schädlichk
derselben haben, denn Sie selbst stellten nc
keine Versuche an; sondern weil Sie auf e
Weise gegen die Sache eingenommen si
von der Sie selbst sich nicht einmal die Gr
de entwickeln können. Sie täuschen du
Schlüsse *a priori*, die auf unrichtigen An
ben gegründet sind, Sie ignoriren bekan
unleugbare Thatsachen, die für die Impfu

prochen, behaupten von manchen Dingen gerade das Gegentheil wie sich es eigentlich verhält, und suchen durch übertriebene Vorstellungen von der möglichen Schädlichkeit des Kuhpockenstoffs zu erschrecken. Ist dies das Verfahren eines Mannes, der behauptet er würde alles beitragen um Unglück zu entfernen, der einen Menschen, der durch Vorspiegelungen der Kenntniss einiger in allen liebeshaften Krankheiten wirksamen Mittel, sich beträchtlichen Vortheil zu verschaffen suchte, aber Tausende während der Zeit sterben liess, so scharf so gerecht tadelt, und nun gegen eine Sache, die so viel Vortheile verspricht und von der noch kein Schaden gründlich erwiesen, nur von Ihnen geahndet, aber schon lange vorher von *Pearson* widerlegt ist, auf eine solche Weise schreibt. — Warum thaten Sie dies? — Weil Sie durch ein unbestimmtes Gefühl gegen die Sache eingenommen waren, weil Sie sich selbst überzeugt hielten die Kuhpocken seyen dem Körper so schädlich, und da sie Ihnen eine schnelle Schädlichkeit nicht zuschreiben konnten, eine späte ahndeten. — Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen eben so frei wie ich Ihnen meine Achtung vor Ihren anderweitigen Verdiensten bezeugte, eben so offen jetzt meine Missbilligung dieses Betragens darlege.

Ich mag mich nicht in den unnützen Streit mit Ihnen einlaſſen, ob es gefährlicher und gewagter war, die Inoculation der Menſchenblattern zu verſuchen, oder der Kuhpocken, das ſind Vergleichungen, die zu nichts dienen, die Sache nicht weiter bringen und nur vom Hauptzweck entfernen. Aber aufmerkſam will ich Sie nur auf das machen, was Sie auf der einen Seite leugnen, auf der andern zugeben, ſo wie es der Zweck Ihrer Schrift verlangt. Sie ſagen, die Unbequemlichkeiten bei der Impfung mit Menſchenpocken ſeyen zu geringfügig, um die neue Methode zu ergreifen, und von der Vernunft eine Erlaſſung ihrer Strenge zu fordern, die ſie bei Verſuchen vorſchreibt, da überhaupt der Verſuch *faſt zwecklos*, deſſen zu gewährender Vortheil gegen deſſen zu befürchtenden Schaden gar nicht in Betracht gezogen werden könne. Und gleich darauf ſagen Sie: Sie kennten den Werth, den dieſe Entdeckung einſt für die gänzliche Ausrottung der Blattern haben könnte, in ſeinem ganzen Umfange, wenn man nur erſt die Bedenklichkeiten, wegen der Sicherung vor Menſchenpocken, wegen der Unſchädlichkeit der Kuhpocken für die künftige Geſundheit, wegen der Kennzeichen der Bösartigkeit derſelben, und die Frage wegen der Anſteckung durch Ausdünſtung ganz aus dem

Wege geräumt hätte. — — Wie reimt ſich *der Werth der Entdeckung* mit den *faſt zwecklosen Verſuchen*, und wie kann man die letzte Bedenklichkeit wegen der Anſteckung durch Ausdünſtung mit Ihrer vorherigen Behauptung, die Sie unter den Unanalogien anführten, reimen, die Materie habe keine Analogie mit den Menſchenblattern, weil ſie nur durch Berührung anſtecke, und von dieſem Zweifel dort nichts erwähnten, wo es Ihr Zweck nicht erforderte.

Was bewog Sie, auf eine ſolche Weiſe in einer ſo wichtigen, nicht allein wiſſenſchaſtlichen, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht aufs innigſte intereſſirenden Sache zu ſtreiten, und ihr auf alle nur erdenkliche Weiſe den erlangten Ruf zu rauben. Sie nöthigten mich durch Ihr eigenes Verfahren, welches ich darſtellen muſste, um Ihre groſse Partheilichkeit gegen die Kuhpocken zu beweiſen, manche Ihrer Aeuſserungen neben einander zu ſtellen, die ſich ganz widerſprachen, ſo ungern ich es auch that. Ich that auch weiter nichts, als daſs ich das, was Sie auf verſchiedenen Bogen geſagt hatten, in einigen Zeilen neben einander ſtellte. Zeigen Sie mir in meinen Einwürfen ähnliche Widerſprüche und Unrichtigkeiten, und ich werde mein Vergehen bekennen.

Sie behaupten, oder sie ist es nicht. Im ersten Fall würde es durchaus nicht erlaubt seyn Versuche zu machen, oder höchstens nur mit zum Tode verurtheilten Missethätern, und auch bei diesen nicht, wenn man keinen Vortheil davon sieht. Sie widersprechen also durch Ihre Vorschläge Ihren eigenen Behauptungen. Und überdem sagen Sie ja selbst, dass sehr seit 6 Jahren geimpft sey. Die Geimpften werden von den Aerzten sicher aufgezeichnet seyn, und könnten ja schon als Probe für die ersten 6 Jahre dienen, und es würden noch zwei Jahre fehlen, bevor es erlaubt seyn würde, mehrere zu impfen, oder sollen die vor 6 Jahren Geimpften nicht gelten? — Ueberhaupt aber bitte ich Sie, überwinden Sie Ihren Widerwillen, handeln Sie so, wie es Ihre Pflicht als Arzt, ohne diesen Widerwillen, verlangt, impfen Sie einige selbst, um sich von der Unschädlichkeit der Methode zu überzeugen, und um einige Subjekte zu haben, deren künftigen Gesundheitszustand Sie genau beobachten können; verlassen Sie sich nicht auf andere so werden Sie gewiss bald von Ihren unerklärbaren, mehr auf Vorurtheilen und falschen Ansichten, als auf Vernunftgründen beruhenden Widerwillen zurückkommen.

Dass allen Versuchen mit thierischen Giften, die sich durch Wiedererzeugung in den

um ſich von andern nicht täuſchen zu laſſen. Und wenn es die Eltern verlangen, ſollte es denn der Arzt auch nicht thun? Wenigſtens impfte ich zuerſt nicht auf eigenen Antrieb, ſondern weil ich von einigen Eltern darum erſucht ward. Ich wollte noch den weiteren Erfolg abwarten, aber da ich ſah, wie leicht es überging, impfte ich meine eigenen Kinder und etwa noch 40 andere. Darauf impfte ich ſeit einem Jahre nicht, da keine Pocken in der Stadt waren, und impfe nun, wiederum aufgefordert, aufs neue.

Aber gegen Ihren Plan läſst ſich noch gar manches einwenden. Sie ſagen, man ſolle erſt eine gewiſſe Anzahl impfen, oder die Geimpften genau 8 bis 10 Jahre beobachten, und dann mehrere impfen, wenn man keinen Schaden geſehen hätte. Ganz ſicher halten Sie aber doch nach 10 Jahren die Geimpften noch nicht, wenn auch noch keine Nachtheile erfolgt ſind. Warum rathen Sie nun doch wieder, eine Anzahl zu impfen? Was haben Sie für ein Recht, mit Ihnen angenommen, aber nicht zugegeben, daſs die Impfung ſpäte nachtheilige Folgen äuſsern kann, Menſchen dieſen Folgen auszuſetzen? Warum ſollen ſich dieſe Menſchen für andere ohne ihre Einwilligung aufopfern? Entweder iſt die Sache wirklich bedenklich und verſpricht keinen Vortheil, wie

nicht immer vorher beſtimmen läſst. Aber
ſchneller erreicht man ſicher ſeinen Zweck,
wenn man die Mittel gleich in möglichſt ſtar-
ken Gaben, oder doch ſchnell hinter einan-
der in kleineren reicht, um dieſe Wirkung
hervorzubringen, und in vielen, beſonders ſehr
gefährlichen Krankheiten, iſt es unumgänglich
nöthig, daſs man, unabgeſehen auf die nicht
zu berechnende widernatürliche Empfindlich-
keit eines Subjektes gegen das Mittel, es doch
gleich in voller Gabe giebt, um den Zweck
nicht zu verfehlen. Bekanntlich wurden noch
kürzlich einige Fälle bekannt gemacht, wo
die *Belladonna* nach dieſer Regel gegeben,
ſelbſt nach dem Ausbruch der Waſſerſcheu in
der Hundswuth, half, und unſere Brechmittel
geben wir ja auch immer ſo, wenn wir nicht
wollen, daſs ſie durchſchlagen ſollen. Allein
auch bei andern Heilmitteln befinden wir uns
oft in die Nothwendigkeit geſetzt, eine Gabe
zu verordnen, die einmal genommen vielleicht
ſtärker wirkt, als wir wünſchen. Und nun
hat uns eine tauſendfältige Erfahrung gelehrt,
daſs die Kuhpocken, in der vollen Gabe an-
gewendet, keinen Schaden äuſsern, daſs ſie in
geringerer Gabe, nämlich von zu ſpäten Eiter,
eine zu geringe Wirkung, falſche Kuhpocken
hervorbringen, daſs wir ſie alſo immer in vol-
ler Gabe geben müſſen, wenn wir unſer

werk nicht verfehlen wollen, und daſs wir
es ohne Nachtheil thun können. — Was
r eine Bedenklichkeit bleibt nun auch über,
, nicht im voraus schon durch die Allge-
einheit und Gefährlichkeit der Krankheit,
gen welche das Mittel gebraucht wird, ge-
hoben wäre? —

Unsere Vernunft sagt uns, wie ich auch
on bemerkte, durchaus nicht, auf was für
älle die Kuhpocken vor Menschenblattern
hützen, so wenig wie sie uns sagt, wie die
enschenblattern eine zweite Ansteckung hin-
ern, und wir müssen uns freilich allein mit
r empirischen Kenntniſs begnügen, aber dar-
n brauchen wir doch jetzt das Verfahren
cht für ein gewagtes Unternehmen aufs Ge-
einwohl anzusehen, wie Sie behaupten, weil
es mehr Vorsicht bedürfe, wie ein Verfah-
n, wo unsere Vernunft oder Erfahrungs-
ünde uns leiten. Aber da die Erfahrungs-
ünde in diesem Falle wahrhaftig nicht man-
ln, im Gegentheil die Erfahrung schon so
llig gezeigt hat, daſs die Menschenpocken
cht können, daſs man gefährlichen Blattern-
idemien dadurch Schranken setzte, so kön-
n wir, ohne uns den geringsten Vorwurf zu
achen, sicher dreist in der Anwendung des
ittels, besonders wenn die Gefahr vor der
hüre ist, nämlich bei gefährlichen Blattern-

nicht immer vorher bestimmen läfst. Aber schneller erreicht man sicher seinen Zweck, wenn man die Mittel gleich in möglichst starken Gaben, oder doch schnell hinter einander in kleineren reicht, um diese Wirkung hervorzubringen, und in vielen, besonders sehr gefährlichen Krankheiten, ist es unumgänglich nöthig, dafs man, unabgesehen auf die nicht zu berechnende widernatürliche Empfindlichkeit eines Subjektes gegen das Mittel, es doch gleich in voller Gabe giebt, um den Zweck nicht zu verfehlen. Bekanntlich wurden noch kürzlich einige Fälle bekannt gemacht, wo die *Belladonna* nach dieser Regel gegeben, selbst nach dem Ausbruch der Wasserscheu in der Hundswuth, half, und unsere Brechmittel geben wir ja auch immer so, wenn wir nicht wollen, dafs sie durchschlagen sollen. Also auch bei andern Heilmitteln befinden wir uns oft in die Nothwendigkeit gesetzt, eine Gabe zu verordnen, die einmal genommen vielleicht stärker wirkt, als wir wünschen. Und nun hat uns eine tausendfältige Erfahrung gelehrt, dafs die Kuhpocken, in der vollen Gabe angewendet, keinen Schaden äufsern, dafs sie in geringerer Gabe, nämlich von zu späten Eiter, eine zu geringe Wirkung, falsche Kuhpocken hervorbringen, dafs wir sie also immer in voller Gabe geben müssen, wenn wir unsern

ie völlige Ausrottung der Blattern bewirkt rden könnte? — Und dürfen wir nicht ffen, auch gegen diese zurückbleibende, ıgliche, aber nicht wahrscheinliche, noch zur it durch keinen Fall bestätigte Kränklichit Mittel zu finden, da die Kränklichkeit ch sicher nicht sehr zerstörend seyn kann, il wir bis jetzt noch nie so etwas bemerkt. — Wollen Sie es denn durchaus zu eim Uebel machen, welches erst im siebenten ıre oder später seine Wirkung äussert?

Auch sagen Sie selbst, bei einzelnen Menıen könnte man sich wohl eines Mittels benen, dessen Anwendung gewagt sey, und r dadurch angerichtete Schade stifte wenigns negativ etwas Gutes, indem er vor einer nftigen Anwendung warnte; aber bei allen enschen unter gleichen Umständen das Mitl zu gebrauchen, sey nicht erlaubt. Gesetzt s Mittel sey gewagt, was Sie immer nur ıstuliren aber nicht beweisen, hat denn nicht der Mensch das Recht, was der andere hat, ıd hat es der Vater nicht für seine Kinder? ıllte er dem Kinde nicht eben sowohl die ıhpocken geben lassen, wenn er davon überugt ist, und sollte der Arzt den Vater nicht en sowohl durch Vernunftgründe dazu beden dürfen, wie der Vater dem Kinde die eligion geben lässt, die er für die wahre

epidemien, seyn. Denn wollte man zu solchen Zeiten alle Kinder mit Menschenpocken impfen, Säuglinge und Kranke, was doch erfordert wird, um sie gegen die natürlichen zu schützen, so würde das Mortalitätsverhältniß bei den geimpften Menschenpocken sicher um ein beträchtliches größer werden.

Die Gefahr, welche mit dem Versuch verbunden ist, muß sich, wie Sie sehr richtig bemerken, nach der Gefahr und Beschaffenheit des Uebels richten, gegen welche das Mittel gebraucht wird, und es würde sehr unvernünftig seyn, eine ganze Generation, und warum nicht auch ihre Nachkommen? einer wahrscheinlichen Kränklichkeit auszusetzen, ohne Vortheil davon zu sehen. Aber ich glaube erstlich streng gegen Sie bewiesen zu haben, daß Sie die Wahrscheinlichkeit einer so gefährlichen, sich so spät zeigenden Kränklichkeit *nicht bewiesen* haben, und zweitens den Fall angenommen, daß der Zweck, die Menschen gegen die Blattern zu schützen, durch die Kränklichkeit einiger erkauft werden müßte, würde dies nicht vortheilhafter und moralisch besser seyn, als eine ungleich größere oder auch dieselbe Zahl gerade dem Tode zu weihen, indem man nie erwarten kann, daß die Impfung durch Menschenpocken so allgemein werden wird, daß dadurch nach *Junckers* Plan

e völlige Ausrottung der Blattern bewirkt
iden könnte? — Und dürfen wir nicht
ſen, auch gegen dieſe zurückbleibende,
gliche, aber nicht wahrſcheinliche, auch zur
n durch keinen Fall beſtätigte Kränklich-
t Mittel zu finden, da die Kränklichkeit
ch ſicher nicht ſehr zerſtörend ſeyn kann,
il wir bis jetzt noch nie ſo etwas bemerk-
. — Wollen Sie es denn durchaus zu ei-
n Uebel machen, welches erſt im ſiebenten
re oder ſpäter ſeine Wirkung äuſſert?

Auch ſagen Sie ſelbſt, bei einzelnen Men-
en könnte man ſich wohl eines Mittels be-
nen, deſſen Anwendung gewagt ſey, und
r dadurch angerichtete Schade ſtifte wenig-
ns negativ etwas Gutes, indem er vor einer
nſtigen Anwendung warnte; aber bei allen
nſchen unter gleichen Umſtänden das Mit-
zu gebrauchen, ſey nicht erlaubt. Geſetzt
s Mittel ſey gewagt, was Sie immer nur
haupten aber nicht beweiſen, hat denn nicht
ler Menſch das Recht, was der andere hat,
d hat es der Vater nicht für ſeine Kinder?
llte er dem Kinde nicht eben ſowohl die
hpocken geben laſſen, wenn er davon über-
ugt iſt, und ſollte der Arzt den Vater nicht
en ſowohl durch Vernunftgründe dazu be-
den dürfen, wie der Vater dem Kinde die
ligion geben läſst, die er für die wahre

schen Anfang nimmt, hat seit den ältesten Zeiten einen hohen Grad von Ansehen und Würde behauptet. Die Aegyptier und Griechen, diese beiden cultivirtesten Völker der Vorwelt, rechneten den Ursprung der Medicin von einigen eigends dazu bestimmten Göttern her, und sezten auch diejenigen aus ihrer Mitte, die der Arzneyen kundig waren, und auf eine gewisse Art die Medicin ausübten, unter die Zahl der Halbgötter, der Heroen und der Wohlthäter des Menschengeschlechts. Vornemlich ist bei diesen, und auch bei den meisten andern Völkern das Geschäfte, Kranke zu curiren, in die Hände der Priester gerathen, als welchen besonders die Medicin, nach ihrem Vorgeben, von den Göttern anvertraut war. Bei diesen gewann die Heilkunde nicht viel, und es blieb bei den alten, gröſstentheils durch Zufall erworbenen Kenntnissen, die sie weder mit neuen bereicherten, noch selbige auf irgend eine für die Kunst vortheilhafte Weise verbesserten. Damals wuſste man von keinem Unterschiede zwischen Medicin und Chirurgie, zwischen Medicus und Chirurgus; die Kunst zu heilen hieſs überhaupt Heilkunde, und jeder, der auf was immer für eine Art eine Krankheit des menschlichen Körpers, äusserlich oder innerlich heilen konnte, war Arzt ohne eine anderweitige Namenbezeich-

II.

Ueber das

Verhältniſs der Chirurgie zur Medicin und ihre Vereinigung.

Non omnia possumus omnes! Lucrez.

Verſuch
einer Beantwortung der Preiſsfrage:

»Iſt es nothwendig und iſt es möglich, beide Theile der Heilkunſt, die Medicin und die Chirurgie, ſowohl in ihrer Erlernung als Ausübung wieder zu vereinigen? Welches waren die Urſachen ihrer Trennung, und welches sind die Mittel ihrer Wiedervereinigung?« —

Einleitung.

Die Heilkunde (*Medicina*), die mit der Cultur des Menſchen hauptſächlich ihren ſcientifi-

heilen wuſsten, (welches aber ſehr zweideutig geſprochen iſt), iſt deswegen dieſes ſchon ſcientifiſche oder artiſtiſche Chirurgie? Gewiſs nicht! — ſo wenig man ſagen kann, daſs die Zeichnungskunſt, als Kunſt betrachtet, bei ihnen ihren Anfang nahm, wenn sie gewisse, rohe Zeichen auf Steine, Bäume, oder in Sand u. ſ. w. machten. Wenn man den Vorzug einer Wissenſchaft oder Kunſt in Rücksicht ihres frühern Urſprunges vor einer andern beweiſen will, ſo muſs dies nicht mit den erſten rohen oder leiſen Zügen der Uranfänge geſchehen, welches in Hinsicht auf das Gebäude der Kunſt ſelbſt nichts bedeuten will, ſondern man muſs den Ancienniläts-Vorzug, ſo zu ſagen, einer Wissenſchaft oder Kunſt aus der frühern oder ſpätern Entſtehung eines ſyſtematiſchen, wenigſtens nach *einigen* feſten Grundsätzen geordneten Gebäudes derſelben herleiten und beweiſen; aus der Heilung der Wunden u. ſ. w. bei den uncultivirten Völkern läſst sich aber wohl nichts Artiſtiſches abnehmen, nichts von feſten Grundſätzen beweiſen. Man kann alſo einerſeits eben ſo wenig behaupten, daſs Chirurgie in den älteſten Zeiten ſchon als Kunſt vor der Medicin exiſtirte, da sie bloſs in empiriſcher Heilung von Wunden und äuſsern Verletzungen beſtand, ſo wenig man andrerſeits

behaupten kann, daſs eben auch zu den nemlichen Zeiten die Medicin ſchon als Wissenſchaft oder Kunſt exiſtirte, wo sie nur in der Kenntniſs einiger Kräuter, und in der Wissenſchaft *), hervorſtechende ſchädliche Einwirkungen von Auſsen zu vermeiden, und sich äuſserlichen heilſamen und nützlichen Einwirkungen auszuſetzen, beſtand. Aber auch dieſe Heilung der Wunden, ausgeführt zum Scheine von einigen Individuen der uncultivirten Völker, was war sie anders, als ein organiſcher Proceſs der thieriſchen Natur und ihrer Lebenskraft, wobei positive äuſsere Hülfe ſo wenig bedeutend, ſo gleichgültig iſt. Man kann von der Heilung der äuſserlichen Verletzungen bei jenen Völkern eben das nemliche ſagen, was man von der Heilung derſelben jezt bei uns noch ſagen kann; die Heilung der äuſserlichen Verletzungen, Wunden und dergl. konnte nemlich von den erſten Zeiten der Welt bis auf dieſen Tag von Seite des Heilenden in nichts anderm beſtehen, als in Abhaltung aller äuſsern Potenzen, die irgend eine ſchädliche oder hinderliche Wirkung auf die Heilung der Wunden u. ſ. f. ausüben könnten, — alles übrige verrichtet der orga-

*) Hier wird Wiſsenſchaft, als *bloſses Wiſsen*, genommen.

nische Procefs der lebenden Natur, und — diese, nicht der Wundarzt, heilt, diese ist die Künstlerin; und der Wundarzt ist, mit allem Respect sey es gesagt, — der Handlanger. Es brauchten also die uncultivirten Völker nicht viel oder gar keine Mühe auf die Heilung der äufserlichen Verletzungen directe zu verwenden, es war genug, wenn sie sich nur negativ verhielten, und allenfalls die schädlichen Einwirkungen vermieden. Zudem mufs man die Individuen dieser rohen Völker, in Rücksicht des Thierischen, wie die übrigen Thiere, die wild im Freien leben, betrachten, welche letztere bekanntlich theils durch Instinkt den meisten ihnen allenfalls drohenden äufsern Verletzungen entgehen, theils die schon erhaltenen durch die Hülfe der in erhöhte Wirksamkeit gesetzten organischen Naturkräfte, ohne anderweitige Hülfsmittel nothwendig zu haben, leicht überstehen. Der Hauptbeweis von dem frühern Ursprunge und hiemit auch Vorzuge der Chirurgie vor der Medicin, als Kunst betrachtet, beruht also auf keinem festen Grunde, und es mag wohl als ausgemacht angenommen werden, dass, wenn man sich die Chirurgie schon in den ältesten Zeiten von der Medicin getrennt und abgesondert dachte, dies blofs in der fehlerhaften subjectiven Vorstellung derjenigen lag, die ir

neuern Zeiten, so gern die Vortrefflichkeit der Chirurgie vor der Medicin darthun und jener vor dieser den Vorzug einräumen wollten. Denn man sehe sich nur ein wenig in der Geschichte der Medicin um, und man wird finden, dass vor dem 13ten Jahrhundert und vor den Zeiten der Salernitanischen Schule der eigentliche Medicus immer zugleich auch Chirurgie ausübte, dass man also an keinen Unterschied zwischen Medicus und Chirurgus dachte, und dass beide Zweige der Heilkunde, die medicinisch-pharmaceutische und die chirurgische Kunst zu heilen, miteinander stets schwesterlich vereinigt waren. Als eclatantes Beispiel kann uns *Hippocrates* dienen, der bei jenen vielfachen medicinischen Kenntnissen und Verdiensten auch die Chirurgie nicht versäumte, und, für sein Zeitalter, viel für sie that. Man vergleiche über Alles so eben Gesagte *Ackermanns*, *Heckers*, *Mezgers*, *Sprengels* u. a. Werke über die Geschichte der Medicin, und es werden sich aus selbigen mit meiner Meinung übereinstimmende Resultate ziehen lassen.

Wollte man den *Cornelius Celsus* zum Gewährsmanne anführen, dass nemlich die Chirurgie schon in ältern Zeiten von der Medicin getrennt worden sey, indem dieser sagt: »*Iisdemque temporibus*, (*Herophili et Erasi-*

strati) *in tres partes medicina diducta est, ut una esset quae victu, altera quae medicamentis, tertia quae manu mederetur. Primam diaetam, secundam pharmaceuticen, tertiam chirurgiam Graeci nominaverunt.*« so antwortet hierauf einer unserer ersten medicinischen Geschichtsforscher, *Ackermann* in seinen *Institut. Histor. Medic.* §. 142. sehr treffend: »*His temporibus*, heifst es dort, *medicinam in tres partes esse diductam Corn. Celsus et Galenus referunt. De qua partitione, quum in diversas partes iverint auctores, notandum est, divisionem medicinae etiam apud antiquissimos diversam extitisse, eamque non ideo esse factam, quod medici extabant, certae medicinae parti operam dantes, neglectis reliquis, verum ordinis in tractanda scientia caussa.*« Der Inhalt der Eintheilung bringt es schon gewissermaafsen selbst mit sich, dafs sich nicht die Aerzte in drei Parthien oder wenigstens in zwei, in innerlich heilende Aerzte und in Chirurgen trennten, sondern dafs nur die gesammte Heilkunde oder eigentlich die Therapie, der Ordnung halber und in Rücksicht der Verschiedenheit der Heilmittel in 3 Theile abgetheilt wurde. Hätte diese Abtheilung der Arzneikunde ihre Anhänger selbst betroffen, so würden wohl Celsus und Galenus es anzu-

merken nicht vergessen haben. Es ist also seit den ältesten Zeiten die Chirurgie mit der innerlich heilenden Medicin immer vereinigt gewesen, und unter dem Namen Medicin verstand man eben so gut die äusserliche als innerliche Heilung der Krankheiten. Der Arzt war also zugleich Chirurgus, so viel er es für sein Zeitalter immer seyn konnte, denn vor, mit, und nach Hippokrates war die Chirurgie noch nicht auf ganz sichere Gründe gebaut, noch nicht in ein zusammenstimmendes Ganze gebracht, und sie war, wenn man sie in systematischer Hinsicht, d. h. als eine nach gewissen Grundsätzen geordnete und in ihren Theilen harmonirende Kunst betrachten will, immer noch in der Kindheit in Vergleich mit der Medicin, welche, ehe noch an etwas Systematisches in der Chirurgie nur gedacht werden konnte, schon durch mehrere Systeme und vorzüglich durch die Reibung und durch den Conflictus derselben untereinander einen bemerkenswerthen Grad der Cultur sich erworben hatte.

Betrachtet man nun die schon in ältern Zeiten bestandene Verbindung beider Zweige der practischen Heilkunde, der Medicin und Chirurgie, und dann die hierauf hin und wieder erfolgte leidige und nachtheilige Trennung derselben in spätern Zeiten, so ist die

Absicht und der Zweck der obigen Preisfrage, Mittel und Wege zu einer festbestehenden Vereinigung der Chirurgie mit der Medicin zu schaffen, gewiss von grossem Einfluss auf die gesammte Heilkunde, und der Fragesteller hätte sich schon darum ein Verdienst um selbige erworben, weil er durch die aufgesetzte Preissfrage den Anlass giebt, dass die Trennung der Heilkunde in selbstständige Zweige, und die dadurch erfolgte Spaltung der Anhänger derselben gehoben, und eine allgemeine und festdaurende Vereinigung mit gutem Glücke befördert werden könnte. Hierdurch befestigte sich die Arzneiwissenschaft, die, als solche, in allen ihren Theilen, Zweigen und Grundsätzen eine nothwendige Harmonie voraussetzt, in ihrer schon öfters angefochtenen Würde, die sie selbst mit der Philosophie gemein hat, und ihre Ausübung, ihr Zweck, Beförderung des Menschenwohls, würde dadurch noch mehr veredelt werden, wenn er je noch mehr veredelt werden könnte. —

Beantwortung der Preissfrage.

§. 1.

Bevor diese selbst unternommen werden kann, müssen allererst die hauptsächlichsten Theilbegriffe der Frage, Medicin und

hirurgie auseinander gesetzt und deutlich bestimmt werden, um mit mehr Bestimmtheit nd Festigkeit der Ausdrücke und Begriffe in er Folge zu Werke gehen zu können.

Medicin (Arzneiwissenschaft) im weitern nd ursprünglichen Sinne ist die Wissenschaft on der Heilung der Krankheiten organischer örper. Wissenschaft ist hier so viel, als eine ewisse nach Grundsätzen geordnete Summe on Kenntnissen. — Man rechnet zu der ledicin überhaupt noch die Naturlehre des lenschen oder des lebenden thierischen Organismus im allgemeinen, z. B. Anatomie, 'hysiologie; und die Krankheitslehre, Pathoogie, Pathogenie, Semiotik u. s. w., (der übrien Hülfswissenschaften, als Botanik, Chemie . dergl. nicht zu gedenken), obwohl sie keie eigentliche Theile der practischen Medicin, l. h. der Kunst zu heilen sind; da aber keine Heilung ohne diese Doctrinen unternommen verden kann, so sind sie doch nothwendige md integrirende Theile der gesammten Arzleiwissenschaft.

Im engern und auch bisher gewöhnlich angenommenen practischen Sinne ist die *Medicin* diejenige Kunst, vermöge welcher alle jene Krankheiten des menschlichen Körpers unter gewissen Bedingungen geheilt werden

können, wozu keine äufsere Handanlegung erfodert wird.

Chirurgie (Wundarzneikunft) in practifcher Hinsicht ift die Kunft, vermöge welcher jene Krankheiten des menfchlichen Körpers geheilt werden können, wozu eine äufsere regelmäfsige Handanlegung als erfte Bedingnifs zur künftigen Heilung erfodert wird. Weil diefe letztere Gattung von Krankheiten gröfstentheils sich auf der Oberfläche des Körpers befinden, und weil zu ihrer Heilung thätige Handanlegung von aufsen erfodert wird, fo werden sie äufsere oder chirurgifche Krankheiten genennt, im Gegenfatze von innern Krankheiten, welche die Medicin durch fogenannte innerliche Medicamente ohne Zuziehung irgend einer äufsern künftlichen Handanlegung heilen lehrt. Diefe beide Künfte, practifche Medicin und practifche Chirurgie, befchäftigen sich alfo gemeinfchaftlich mit Hebung der Krankheiten organifcher Körper im allgemeinen und des menfchlichen Körpers insbefondere; es findet auch zwifchen ihnen weiter kein Unterfchied ftatt, als dafs zu jener, der Medicin, mehr Uebung guter Verftandeskräfte, zu diefer, der Chirurgie, mehr mechanifche Uebung erfodert wird.

§. 2.

Indem nun Medicin und Chirurgie einen

gemeinschaftlichen Zweck, Heilung des Kranken haben, so kann es nicht anders geschehen, als dass sie beide in gewissen Fällen, nur mit einander vereinigt, ihren vorgesetzten Zweck erreichen können; es lehrt auch wirklich die Erfahrung, dass oft zur vollkommenen Heilung der innerlichen Krankheiten (wir wollen diese Eintheilung und Benennung einmal annehmen) die Hülfe der Chirurgie d. h. äusserliche Handanlegung nothwendig ist; so wie im Gegentheile die Heilung chirurgischer oder sogenannter äusserlicher Krankheiten die Medicin durch ihre innerliche Heilmittel mit bewerkstelligen helfen muss. Oft werden sogar äusserliche Krankheiten *bloss* durch innerliche Mittel, die eine philosophische Materia medica darreicht, gehoben, wenn nur zugleich von aussen die Einwirkung schädlicher Potenzen abgehalten wird; und so auch wieder entgegengesetzt werden manche von den sogenannten innerlichen Krankheiten durch äusserliche Handanlegung und Anwendung äusserlicher Mittel, z. B. durch eine chirurgische Operation gänzlich und *nur allein* geheilt. Indessen, wie gesagt, muss in vielen vorkommenden Krankheitsfällen die Chirurgie der Medicin, hauptsächlich aber die Medicin der Chirurgie *wechselseitige* Hülfe leisten, um den grossen Zweck, Menschenwohl zu befördern,

erreichen zu können. Man sieht alſo hieraus ſo zu ſagen die natürliche Verwandtſchaft beider Künſte, und es erhellt zugleich, wie wenig ein Chirurg ein vollkommner Chirurg ſeyn kann, ohne sich vorher, wenigſtens die hauptſächlichſten mediciniſchen Kenntniſſe, eigen gemacht zu haben, ſo wie ebenfalls der Medicus ohne chirurgiſche Kenntniſſe, ohne die Hülfe der praktiſchen Chirurgie, in allen gegebenen Krankheitsfällen nicht wird beſtehen können.

§. 3.

Da der Begriff von Chirurgie, welcher hier hauptſächlich in Anschlag gebracht werden muſs, eine verschiedene Auslegung erleidet, je nachdem derselbe nämlich nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird, ſo ist vorerſt noch nothwendig, dieſen Begriff etwas näher zu entwickeln, einzutheilen und zu beſtimmen. Im gemeinen Leben heiſst alles Chirurg oder Wundarzt, welcher sich mit der Heilung äuſserlicher Krankheiten durch Handanlegung abgiebt; der gröſste Operateur, ſo wie der ſchlechteste Pflaſterſchmierer, führt diesen Namen. Schon darum ſollte man eine bestimmte Eintheilung der Chirurgie, und einen ſteten Unterſchied zwischen den Chirurgen feſtſetzen. Betrachtet man nun aber ge-

nauer als gewönlich das Geschäfte der ausübenden Chirurgie, d. i. die äussere kunstmäßige Hülfleistung in Krankheiten, so läst es sich füglich in 3 Haupttheile unterscheiden, nämlich: 1) in jenen Theil, worin die Heilung gewisser Krankheiten durch eine sehr einfache Handanlegung und durch Anwendung der gewöhnlichsten äussern Hülfsmittel bewerkstelligt wird; hieher gehört als einfachste Handanlegung blosses Reiben, Frottiren; ferner Anlegung leichter und gewöhnlicher Bandagen, Ueberlegung der Umschläge, Pflaster und dergl. 2) In jenen Theil, worin die Heilung gewisser Krankheiten durch eine mehr zusammengesetzte und eigentlich so zu nennende artistische Handanlegung ausgeführt wird; zum Beispiele sind die chirurgischen Operationen, Anlegung groser und wichtiger Bandagen u. s. w. — Zu diesem Theile wird noch erfordert eine vernünftige allgemeine Therapie, angewandt auf die besondern chirurgischen Fälle, sonst auch allgemeine chirurgische Therapie genannt; also das eigentliche Scientifische der Chirurgie, welches sie aber aus den Principien der allgemeinen medicinischen Therapie hernehmen muss. 3) Endlich kann das Geschäfte der ausübenden Chirurgie noch in jenen Theil unterschieden werden, in welchem die Heilung gewisser besonders aber

äuſserlicher Krankheiten durch eine paſſende Auswahl theils innerlich, theils äuſserlich anzuwendender Arzneiſubſtanzen erzielt wird; hieher gehört, auſser der innerlichen Anwendung der Arzneimittel, vorzüglich die äuſserliche Anwendung gewiſſer Arzneiſubſtanzen in paſſenden Formen, ſo wie sie nach den Grundſätzen der mediciniſchen Therapie indicirt wird, z. B. Anwendung des Chinarinden-Decocts auf äuſserliche Theile beim Brande, Anwendung des Opiums, als ſchmerzſtillendes Mittel, auf äuſserliche Theile u. ſ. f. — Die erſte Abtheilung der ausübenden Chirurgie könnte man die *einfache* oder *niedere Chirurgie* (*Chirurgia ſimplex ſ. inferior*), die zweite die *höhere*, auch *operirende, Inſtrumental-Chirurgie* (*Chirurgia ſuperior ſ. operativa*) benennen; die dritte Abtheilung iſt die *mediciniſche Chirurgie* (*Chirurgia medicinalis*), weil sie hauptſächlich sich auf die Grundſätze der mediciniſchen Therapie reducirt.

Hier iſt noch zu bemerken, daſs die chirurgiſchen Operationen ebenfalls füglich in zwei Klassen unterſchieden werden können. Unter der erſten Klasse sind die kleinern und minder wichtigen enthalten, als Aderlassen, Schröpfen, Zahnausziehen, Oefnung wenig bedeutender Abſcesse u. dgl.; zu der zweiten gehören alle beträchtlichen Operationen, oder ſolche überhaupt, die mit wichtigen Umſtän-

den begleitet find. Jene erste Klasse der geringern oder leichtern chirurgischen Operationen können noch schicklich zu der einfachen oder niedern Chirurgie gerechnet werden, mit der zweiten Klasse beschäftigt sich nur allein die höhere Chirurgie. — Nach dieser vorausgeschickten Eintheilung und Bestimmung der Begriffe von Medicin und hauptsächlich von Chirurgie, deren Nutzen noch im Verfolge der Abhandlung erhellen wird, ist nun die Beantwortung der Preisfrage selbst bestimmter und leichter anzufangen.

§. 4.

Der erste Theil der Preisfrage lautet. „Ist es nothwendig, und ist es möglich, beide Theile der Heilkunst, die Medicin und die Chirurgie, sowohl in ihrer Erlernung als Ausübung wieder zu vereinigen?"

Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie hat verschiedene Gründe *für* und *wider* sich. Die Gründe — *Wider* — welche weiter unten, wenn die Ursachen der Trennung der Medicin von der Chirurgie angegeben werden, eine weitläufige Erläuterung erhalten sollen, sind von nicht gar großem Belange, den folgenden allenfalls ausgenommen: daß nämlich in einem Subjekte beide Theile der Heilkunde, die Medicin und die

Chirurgie, ſelten ſo vereinigt gefunden würden, als es zum beabsichtigten Zwecke erfoderlich wäre. Einerſeits iſt dieſer Grund für die Nichtvereinigung der Medicin und Chirurgie ganz richtig, und die Erfahrung ſcheint ihn auch wirklich zu bekräftigen; aber auf der andern Seite zeigt eben auch die Erfahrung wieder, daſs es Männer gebe, die in beiden Zweigen der praktiſchen Heilkunde gleich bewandert sind, ſelbſt in einem ſo wie in dem andern Theile excelliren. Die Beiſpiele hievon ſind wohl allgemein bekannt.

Für die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie ſprechen viele und ſtarke Beweiſsgründe; wir wollen sie in den folgenden zweien, als den vorzüglichſten, zuſammenfassen. 1) *Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie iſt gleichſam ſchon a priori aus der Natur der Sache erwieſen.* Der Arzt, oder der, welcher die Krankheiten der Menſchen und Thiere zu heilen da iſt, ſoll *alle* Hülfsmittel zur Hebung der Krankheiten, ſeyen dieſe, welche immer sie wollen, anzuwenden wissen; er ſoll durch Verordnung passender Arzneien, die innerlich genommen werden müssen, eben ſowohl als durch thätige Handanlegung und äuſserliche Anwendung indicirter Arzneiſubſtanzen die ver-

lorne Gesundheit wieder herzustellen verstehen; man erwartet von ihm *zum voraus* die Heilung *aller* Gebrechen des thierischen Körpers, sowohl äufserer als innerer, sowohl örtlicher, als allgemeiner.

Der Name Arzt ist allgemein, und er verspricht Heilung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine oder die andere Verschiedenheit oder Abtheilung der Krankheiten. Diesen Begriff von Arzt dachten sich auch die meisten ältern Völkerschaften, wie z. B. die Aegyptier, die Griechen, die Slaven. Der alte, ehrwürdige *Baldinger* sagt: »Es wäre zu wünschen, daſs in der ganzen Welt nur stets diese Wissenschaft (praktische Medicin und Chirurgie) von einem *einzigen* ausgeübt würde, so wie es zu Vater *Hippokrates* Zeiten üblich war, und unter allen Slavischen Völkern noch eine Zeitlang so blieb, wie bei den Illyriern noch hin und wieder besteht, so wie denn auch diese mächtige Nation nur einen Namen dafür hat, nämlich *Lekars* oder *Likars*, welches einen Menschen bedeutet, der die Kranken gesund macht.« (S. das zweite Stück: *Ueber die medicinisch-physischen Lehranstalten der ganzen Welt.*)

2) *Die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie wird durch die Erfahrung a posteriori bewiesen.* Es ist schon

oben angegeben worden, daſs innerliche Krankheiten, welche doch nur eigentlich vor das Forum der Medicin gehören, durch äuſserliche Anwendung chirurgiſcher Hülfsmittel können und müssen geheilt werden, und ſo umgekehrt, daſs äuſserliche Krankheiten, womit sich nur die Chirurgie beſchäftigen ſoll, durch innerlich gegebene Arzneimittel gehoben werden. Die tagtägliche Erfahrung gilt hier ſtatt alles Beweiſses. Es treffen alſo nicht ſelten Medicin und Chirurgie in ihren Heilbeſchäftigungen zuſammen, und leiſten einander wechſelſeitige Aushülfe; wird alſo nicht der Medicus ſo wie der Chirurgus ein bloſser Halbwisser ſeyn, wenn dieſer nicht mediciniſche, jener nicht chirurgiſche Kenntnisse besitzt? Beſonders aber bedarf der Chirurg der mediciniſchen Kenntnisse, da immer bei äuſserlichen Krankheiten, nebſt den chirurgiſchen Hülfsmitteln, der Handanlegung, Operationen u. ſ. w., noch mediciniſchen Beiſtand und Anwendung innerlicher Heilmittel erfodert wird; ſo wie ſelbſt das Urtheil und die Entſcheidung, ob und was für chirurgiſche Mittel angewendet werden ſollen, nur aus den Principien der Medicin und insbeſondere aus der Lehre von den Heilungsanzeigen hergeleitet werden können; denn nur nach den Grundſätzen der allgemeinen Therapie kann beſtimmt

werden, ob z. B. die Aderlafs, die Amputation u. f. w. unternommen werden follen. Die Chirurgie, darf man alfo fagen, bedarf in *allen ihren* Fällen der Medicin und ihrer Principien; aber nicht im Gegenfatze bedarf die Medicin *immer* der Chirurgie; der Arzt kann durch feine pharmaceutifche und diätetifche Hülfsmittel eine Menge Krankheiten heilen, bis es eine giebt, um deren Heilung zu vollführen, er die Chirurgie zu Hülfe nehmen mufs.

§. 5.

Wir wollen nun den weitern Inhalt der Beweifsgründe für die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie ins Detail verfolgen. Derjenige, der chirurgifch kuriren will, d. h. der eine gewiffe Klaffe der Krankheiten des menfchlichen Körpers mit chirurgifchen Mitteln, durch Handanlegung, heilen will, mufs in allen vorbereitenden Theilen der Medicin, in der Anatomie und Physiologie, in der Pathologie, Semiotik und allgemeinen Therapie wohl bewandert feyn, wenn er die vor sich habende chirurgifche Krankheit richtig erkennen und nach Grundfätzen sicher und gut heilen will. Er mufs genaue Kenntnifs fowohl von dem lebenden Organismus und feinen mechanifchen, chemifchen und

oben angegeben worden, daſs innerliche Krankheiten, welche doch nur eigentlich vor das Forum der Medicin gehören, durch äuſserliche Anwendung chirurgiſcher Hülfsmittel können und müssen geheilt werden, und ſo umgekehrt, daſs äuſserliche Krankheiten, womit sich nur die Chirurgie beſchäftigen ſoll, durch innerlich gegebene Arzneimittel gehoben werden. Die tagtägliche Erfahrung gilt hier ſtatt alles Beweiſses. Es treffen alſo nicht ſelten Medicin und Chirurgie in ihren Heilbeſchäftigungen zuſammen, und leiſten einander wechſelſeitige Aushülfe; wird alſo nicht der Medicus ſo wie der Chirurgus ein bloſser Halbwisser ſeyn, wenn dieſer nicht mediciniſche, jener nicht chirurgiſche Kenntnisse besitzt? Beſonders aber bedarf der Chirurg der mediciniſchen Kenntnisse, da immer bei äuſserlichen Krankheiten, nebſt den chirurgiſchen Hülfsmitteln, der Handanlegung, Operationen u. ſ. w., noch mediciniſchen Beiſtand und Anwendung innerlicher Heilmittel erfodert wird; ſo wie ſelbſt das Urtheil und die Entſcheidung, ob und was für chirurgiſche Mittel angewendet werden ſollen, nur aus den Principien der Medicin und insbeſondere aus der Lehre von den Heilungsanzeigen hergeleitet werden können; denn nur nach den Grundſätzen der allgemeinen Therapie kann beſtimmt

werden, wie z. B. die Alkalien, die Amputationen u. s. w. [illegible] werden sollen. Die Chirurgie, darf man also sagen, bedient sich in allen ihren Fällen der Medicin und ihrer Grundsätze, aber nicht im Gegentheil bedarf die Medicin immer der Chirurgie, der Arzt kann durch seine pharmaceutischen und diätetischen Hülfsmittel eine Menge Krankheiten heilen, bis es eben gilt, um deren Heilung zu vollführen, er die Chirurgie zu Hülfe nehmen muß.

§ [illegible]

Wir wollen nun den weitern Inhalt der Beweisgründe für die Nothwendigkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie im Urtheil verfolgen. Derjenige, der chirurgisch kuriren will, d. h. der eine gewisse Klasse der Krankheiten des menschlichen Körpers mit chirurgischen Mitteln, durch Handanlegung heilen will, muß in allen vorbereitenden Theilen der Medicin, in der Anatomie und Physiologie, in der Pathologie, Semiotik und allgemeinen Therapie wohl bewandert seyn, wenn er die vor sich habende chirurgische Krankheit richtig erkennen und nach Grundsätzen sicher und gut heilen will. Er muß genaue Kenntniß besitzen von dem lebenden Organismus und seinen mechanischen, chemischen und

andern Attributen überhaupt, als von allen integrirenden Theilen desselben insgesammt, und besonders von demjenigen, welcher krankhaft afficirt ist, besitzen; er muſs von der Lage, Struktur und Verbindung des kranken Theiles mit andern Theilen, dann von denen ihm besonders zukommenden Eigenschaften und Verrichtungen im Gemeinwesen, so zu sagen, des lebenden und wirkenden Organismus gut unterrichtet seyn, mit einem Worte, den subjektiven Gegenstand, das Substrat der Krankheit auf allen Seiten kennen; alsdann muſs er das Objekt, die Krankheit selbst, das Wesen der Krankheit, die Zeichen und Zufälle derselben, die vorausgegangene Ursachen, die wahrscheinlich zu entspringenden Folgen einsehen und bestimmen können; er muſs mit den Anzeigen und Gegenanzeigen zu den chirurgischen Kur- und Operationsmethoden genau bekannt seyn, und jede derselben nach ihrem eignen Werthe abwägen und schätzen können; er muſs die Lehre von den Arzneimitteln und die allgemeine Therapie, als die Lehre der allgemeinen medicinischen Kurmethoden, ohne welche keine Krankheit geheilt wird, nach ihrem ganzen Umfange inne haben u. s. f. Ohne alles dieses ist der Chirurg kein wahrer, scientifischer Chirurg, und er verdient nicht den Namen eines Künstlers,

der nur demjenigen zu Theile werden kann, der die Chirurgie nach Grundsätzen und geschickt ausübt. Hat aber im Gegentheile der Chirurg Alles das theils durch theoretischen, theils durch praktischen Unterricht sich eigen gemacht, so ist er — Arzt im ganzen umfassenden Sinne des Wortes, und der Name Chirurg kommt ihm nur theilweise zu.

Aus diesem so eben Vorgebrachten ergiebt sich als eine richtige Folge, daſs Medicin *nothwendig* mit Chirurgie verbunden werden muſs, da diese letztere keine ächte Kur einer Krankheit ohne Hülfe und Grundlage der medicinischen Principien zu unternehmen im Stande ist: ferner ergiebt sich, daſs die Chirurgie der Medicin untergeordnet seyn muſs, weil jene nie ohne Voraussetzungen aus den gewöhnlichen Lehren der Medicin bestehen kann, in den Heilungsprincipien von dieser abhängig ist, da doch die Medicin, wie schon ist bemerkt worden, ohne chirurgische Hülfe, ohne irgend eine Voraussetzung aus der Chirurgie, die bei weitem allermeisten Fälle von innerlichen Krankheiten therapeutisch behandeln kann. Chirurgie ist demnach nicht so wohl ein zweiter für sich bestehender Theil der gesammten Heilkunde, für den er doch gewöhnlich genommen wird, als vielmehr ein besonderer Theil der Therapie, welche

bekanntlich nach den Hauptklassen der Hülfsmittel zur Gesundheit und der Heilmittel in Krankheiten dreifach ist, als die diätetische, die pharmaceutische und die chirurgische; die theoretischen und praktischen Grundsätze und Verfahrungsregeln, die zur richtigen Anwendung dieser Mittel in Gebrauch gezogen und beobachtet werden müssen; lehrt die Philosophie der praktischen Medicin (allgemeine Pathologie) oder die Lehre von den allgemeinen Krankheits-Beschaffenheiten und die hierauf gegründete Lehre von den Heilungsanzeigen). Dadurch, dass die chirurgische Therapie oder die Chirurgie zur geschickten Anwendung ihrer indicirten Hülfsmittel, d. h. zu ihrer Ausübung Handanlegung, gewisse (mechanische) Eigenschaften für den, der sie ausübt, erfodert, und dadurch, dass ein grosser Theil der chirurgischen Praxis auf gewissen Regeln aus der Mechanik beruht, welches alles zur Medicin nicht erforderlich ist, hat sie die Selbstständigkeit als eigene Kunst, gemeiniglich Wundarzneikunst genannt, erhalten; dessen ungeachtet aber bleibt sie doch, weil sie, wie gesagt, die eigentlichen Heilungsprincipien aus den medicinischen Lehren, z. B. Pathologie, Aetiologie u. s. f. herleiten muss, ohne welche die chirurgische Praxis weder Absicht noch Zweck hätte, der Medicin untergeordnet.

Nach allem diesen kann man nun bestimmt festsetzen, *dass die Medicin und die Chirurgie in ihrer Erlernung immer verbunden werden müssen*, da in der Ausübung die eine dieser Künste öfters ohne die andere unmöglich bestehen kann, und der Medicus ohne chirurgische, der Chirurgus ohne medicinische Kenntnisse oft nur halb, manchmal gar nicht ihren Zweck erreichen könnten. — Die *Möglichkeit* dieser Verbindung scheint wohl keinem Zweifel ausgesetzt zu seyn, da wir von der Wirklichkeit derselben überzeugende Beispiele und Beweise sowohl in ältern als neuern Zeiten haben. Dieser Beispiele aber ungeachtet blieb doch die Chirurgie von der Medicin immer in einer gewissen Entfernung und abgesondert, und eine stete, bleibende Vereinigung der Medicin und Chirurgie ist bisher noch nicht vor sich gegangen. Es wäre also hier der Ort, die *Möglichkeit* einer solchen steten Vereinigung der Medicin und Chirurgie, welche die Preisfrage zu beabsichtigen scheint, zu beweisen; diese wird sich aber von selbst darthun, wenn wir unten die Mittel und Wege zur guten Ausführung einer nie mehr zu trennenden Vereinigung dieser beiden Künste in *einem* Subjekte angeben werden.

§. 6.

Wir nehmen den abgebrochenen Faden nun wieder auf, und gehen an demſelben weiter fort. Es iſt oben als nothwendig feſtgeſetzt worden, daſs Medicin und Chirurgie *in ihrer Erlernung immer* verbunden werden ſollen. Um hier zum Belege dieſes Satzes vom rechten Geſichtspunkte auszugehen, müssen vorerſt die Anfänger der Heilkunde als ſolche betrachtet werden. Dieſe ſollen mit den nöthigen Kenntnissen, die auf Gymnasien gelehrt werden, und mit den erforderlichen Geiſteskräften ausgerüſtet, von einer gereinigten Philoſophie wahrhaft aufgeklärt, das ſo viel umfassende Gebiet der Heilkunde betreten. Hier im Anfange der Studien darf kein Unterſchied zwiſchen Medicinern und Chirurgen ſtatt finden (von den Lehrjungen der niedern Chirurgie, die ohne humaniſtiſche und philoſophiſche Kenntnisse sind, iſt hier, wie sichs von ſelbſt verſteht, nicht die Rede); alle und jede, die sich der Heilkunde, ſey es nun unter dem Namen Medicin, oder Chirurgie, widmen wollen, müssen sich mit allen Theilen der ganzen Arzneiwissenſchaft bekannt machen, sie müssen ſowohl die Grundſätze der Präliminar- und Hülfswissenſchaften, als auch die Grundſätze der eigentlichen Heilungslehre (*Therapia*) ſtudieren und sich gänzlich eigen

machen. Der Anfänger der Heilkunde muſs z. B. Botanik und Chemie ſtudieren, weil dieſe Doctrinen, und beſonders die letztere in Rücksicht der Miſchung der Arzneien, ihm in der Ausübung ſeiner Kunſt ſehr nothwendig und oft ſehr vortheilhaft werden können, weil es Fälle geben kann, wo er gemäſs ſeinem Berufe und Amte als Botaniker und Chemiker auftreten muſs *). Der Anfänger der Heilkunde, wollte er sich gleich inskünftige nur mit der Medicin vorzüglich beſchäftigen, ſoll und muſs auch Chirurgie theoretiſch und praktiſch am Krankenbette ſtudieren, weil es ſo oft Gelegenheit in der Praxis geben wird, welche chirurgiſche Kenntnisse unumgänglich erfodert, wo es ohne dieſe ſchlechterdings nicht auszukommen iſt. So wie er in allen Hülfszweigen der Heilkunde bewandert ſeyn muſs, ſo viel als ihm nothwendig iſt, eben ſo muſs er es auch in dem beſondern und eigentlichen Zweige der ausübenden Heilkunſt ſeyn, welcher die Heilung einer gewissen

*) Wenn es hier heiſst, daſs der Arzt Chemiker und Botaniker ſeyn ſoll, ſo muſs dies mit einer gewiſſen Limitation geſchehen; er darf nämlich weder Chemiker noch Botaniker von Profeſſion ſeyn, wenn er anders keine beſondere Neigung dazu hat, ſondern er ſoll nur ſo viel chemiſche und botaniſche Kenntniſſe beſitzen, als ihm zur vollkommnen Ausübung ſeiner Kunſt erforderlich ſind.

Klasse von Krankheiten durch äufsere Mittel auszuführen lehrt. Das Studium der Medicin und das Studium der Chirurgie müssen also mit einander immer verbunden werden; das Studium der Chirurgie kann ohne jenes der Medicin, als welches die Grundpfeiler dazu herleihet, nicht angefangen werden, aber auch das Studium der Medicin kann nicht vollkommen beendiget werden, wenn nicht jenes der Chirurgie damit verbunden wird, welches gleichsam schon in der Medicin, als ein Theil der allgemeinen Heilungslehre, enthalten ist. — Ist wohl dieses aber nicht schon die Grundlage zur Vereinigung der Medicin und Chirurgie? Da sie in ihrer Urquelle, in ihrer Erlernung mit einander vereinigt werden müssen, würde ihre Trennung in der künftigen Ausübung nicht fragmentärisch, gewaltsam, ja selbst schädlich seyn? Der Unterschied zwischen Mediciner und Chirurgen kann also schon bei der Bildung und Erziehung zum künftigen Praktiker der Heilkunde wegfallen, da sie beide gemeinschaftliche Studien und Zwecke haben, und der allgemeine Name Arzt sollte also auch beiden gemeinschaftlich zukommen *).

*) Hier sey dem Verfasser folgende Anmerkung zu machen erlaubt. — Der Name Arzt gebührt vorzugsweise nur dem, der *nach Grundsätzen* heilt, mag er

Nachdem nun, wie der Verfasser glaubt, ;sam ist bewiesen worden, dass die Medicin d Chirurgie *in ihrer Erlernung immer* verıden werden müssen, so bleibt nun noch iter auszuführen und zu bestimmen übrig, es nothwendig und thunlich sey, dieselben ch *in der Ausübung* zu verbinden.

dann sogenannte innerliche oder äusserliche Krankheiten, mit pharmaceutischen oder chirurgischen Mitteln heilen. Hiehei gehören alle die *Medici Physici*, als die sonstgenannten *Medico-Chirurgi* oder *Chirurgi literati* Alle können gewiss sehr füglich unter dem jede Trennung ausschliessenden und vereinigenden Namen – Arzt — begriffen werden. — Muss man sich aber nicht wundern, dass die k.k. Militair-Sanitäts-Commission, welche so manche heilsame Veränderung im k. k. Militair-Sanitätswesen vorgenommen hat, dass diese, sage ich, den verehrungswürdigen Namen Arzt, zum Nachtheil aller wahren Aerzte und der ganzen Kunst, so herabwürdigen konnte, dass sie ihn grösstentheils unwissenden und aller gelehrten Bildung beraubten Unterchirurgen, welche kaum der Barbierstube entkommen sind, verschwenderisch ertheilte? Nach diesem Maassstabe wäre der elendeste Farbenklekser eben so Künstler, wie der gemeldetste Maler, wie ein *Raphael*, oder ein *Mengs*; blos weil jener auch mahlt wie dieser; so wie jene Chirurgen eben auch Arzneimittel aus der Apotheke verschreiben, wie der tiefdenkendste Arzt. Aber welcher Contrast findet sich nicht zwischen einem alltäglichen Farbensudler und zwischen einem *Raphael*, zwischen einem Unterchirurgen und zwischen einem wahrhaften kunstverständigen Arzte! Was müssen helldenkende Nichtärzte von der Arzneiwissen-

Klas [illegible]

ausz [illegible]

und [illegible]

mit [illegible]

Studiu [illegible]

Medici [illegible]

herleih [illegible] und Gegengründen kann [illegible]

das Stu [illegible] vertheidiget, andern Theils wird [illegible]

men be [illegible] eine bestehende Verein

Chirurgi [illegible]

gleichsa [illegible] denken wenn die

der allg [illegible] welche die vie

Ist wohl [illegible] von ihrer

lage zu [illegible] mit

rurgie? [illegible] muss es den

Erlern [illegible]

sen, w [illegible]

Ausüb [illegible]

selbst [illegible] Namen Arzt und

schen [illegible] Civil- und Milit

schon [illegible] Verfasser dieses in gegenw

künfti [illegible] Lasse man

da sie [illegible] characteris

Zweck [illegible] Wundarzt, der

sollte a [illegible] arbeiten sie nic

kommen [illegible] mit dem

[illegible] Candidat

[illegible] niedern Chir

[illegible] Chir- und

[illegible]

*) Hier sey dem [illegible]
chen erlaubt. — [illegible]
weile nur dem, der na[illegible]

beiden Zweige der ausübenden Heil-
n einzelnen Individuen nicht so mehr
nde gebracht werden könnte. [illegible]
det die ganze Sache auf beiden Seiten
e Einschränkungen und Bedingungen
nn sie gehörig beobachtet werden [illegible]
t zur gewünschten [illegible] ihren [illegible]
Vorerst wollen wir also einige [illegible]
; voranzuschickende Betrachtungen [illegible]
und dann die uns daraus [illegible]
ungen nehmen. [illegible]
was unter diesen Einschränkungen und
gungen verstanden werden soll.
tzen wir: der Anfänger in der [illegible]
hat in der [illegible] u
otanik) und Chemie, in der [illegible]
hirurgie gründlichen Unterricht genos-
r hat auch schon die Grundsätze dieser
nen, so viel es zur eigentlichen [illegible]
f erforderlich ist, in Ausübung gebracht:
gen wird er aber weder ein Naturkundi-
noch Chemiker, weder ein Anatom
Chirurg ex professo seyn, nur je nach-
ihn seine individuelle Neigung bestimmt,
er sich der Ausübung eines oder des
n dieser Zweige des menschlichen Wis-
[illegible] und vor andern widmen
[illegible]egeben und giebt es noch
[illegible]er Chemiker, Anatomen

[illegible]

oder Chirurgie, und dieses in einem h
Grade sind; aber wie sind sie es geworden
doch nicht etwa, weil sie in ihren Stu
jahren scholastischen Unterricht in diesen
ctrinen erhalten haben, denn wie viele a
ten den nemlichen Unterricht, und wie
nige gediehen zu ausgezeichneten Beförd
der einen oder der andern dieser Doctri
wie wenige erheben sich über die gem
Stufe des Studiums derselben. — Einzig
sie es geworden aus eigenem Antrieb, aus
sonderer Neigung und ausschliessender L
zu dieser oder jener Wissenschaft oder
drill. — Der grosse Umfang der gan
Arzneiwissenschaft, wozu ich hier alle die
ihr gehörige Hülfswissenschaften, vorzügl
die sich so weit erstreckende Naturhist
u. s. w. rechne, bietet dem immer weiter v
dringenden menschlichen Geiste die vielfac
Gelegenheit dar, seine Forschungskräfte
üben, und die Masse seiner Erkenntnisse
dieser Körperwelt zu vermehren. Jeder d
der sich der Arzneiwissenschaft widmet, ka
aus ihren Theilen einen sich angemessen
Stoff wählen, an ihm seine Geisteskräfte v
suchen, für die Bearbeitung und Cultur d
selben thätig Hand anlegen, und viellei
Entdeckungen im Reiche der Wahrheit m
chen. Es versteht sich schon von selbst, d

n Geisteskräfte der Individuen, die sich den
issenschaften widmen, nicht alle gleich sind,
wie auch die Stoffe der Wissenschaften
cht gleich sind; einige sind mehr, diesen
off, andere sind mehr, jenen Stoff zu be-
beiten, aufgelegt. Es ist also wohl nicht
n einem jeden Anfänger der Heilkunde zu
hren, daß er, als künftiger practischer Arzt,
leich auch ausgemachter Botaniker, oder
emiker, oder Anatom seyn, dies muß den
lagen und Neigungen seines Geistes, und
en körperlichen Fähigkeiten überlassen
rden; wozu ihn diese bestimmen, das soll
ergreifen, und nur diesem wird er gewach-
seyn. Es kann also eben auch nicht je-
, der zur practischen Medicin vielleicht
trefflichste Genie besitzt, zugleich practi-
er Chirurg werden, weil ihm allenfalls die
Ausübung der Chirurgie besonders erfor-
liche Eigenschaften mangeln. Soll aber
wegen das Genie für die Medicin verlo-
gehen? soll derjenige, der sich zu einem
en practischen Arzte bilden könnte, nicht
t werden, bloß weil er nicht zugleich pra-
cher Chirurg seyn kann? Sollen insbeson-
alle angehende Aerzte der Medicin entsa-
en, weil sie die Chirurgie auszuüben we-
Anlage noch Neigung haben? Wer
chte dieses ernstlich behaupten? — Man

kann alſo nach dieſem feſtſetzen, daſs Me-
din und Chirurgie in Rückſicht ihrer
übung nicht immer in *einem* Subjecte w
lich verbunden werden müssen und
nen. Ausübende Chirurgie muſs zwar
die ausübende Medicin, weil sie auf Vo
ſetzungen aus dieſer beruht, zur Seite h
d. h. derjenige, der äuſserlich heilen
muſs auch zugleich innerlich und üb
nach Grundsätzen heilen können, od
wenigen Worten, der Chirurg muſs z
Arzt ſeyn; im Gegentheile aber, da die
dicin keiner Vorausſetzungen aus der
rurgie bedarf, ſo kann sie wohl für ſich
beſtehen, d. h., es kann einer ein gute
dicus ſeyn, ohne dieſerhalb die Chirurgie
üben zu müssen. Jeder innerlich hei
Arzt ſoll zwar Chirurgie erlernen und ſt
ren, aber nicht jeder ſoll und *kann* sie
üben. So wie der eine Arzt sich zu ei
trefflichen Naturhiſtoriker bildet, ſo kann
der andere zu einem vorzüglichen practiſ
Chirurgen und Operator bilden; aber n
bloſs deswegen, weil der Arzt neben der
gentlichen Medicin die Naturhiſtorie
Chirurgie u. ſ. w. als ergänzende Hülfswis
ſchaften ſtudirt hat, und zum Behufe des
diums der Medicin ſtudiren muſste, ſon
hauptſächlich aus *der* Urſache, weil entw

Naturhiſtorie oder Chirurgie, oder ſonſt ein Hülfszweig der Medicin mehr Intereſse für ihn hatte, mehr dem individuellen Charakter ſeines Geiſtes, ſeinen Neigungen und Fähigkeiten mehr angemessen war. Wäre es alſo wohl nicht unſchicklich, jeden angehenden Arzt zum Chirurgen geradezu bilden zu wollen? ſo wie es unſchicklich wäre, jeden angehenden Arzt zum Naturhiſtoriker oder zum Chemiker u. ſ. f. bilden zu wollen. Und doch haben laut der Geſchichte die Naturhiſtorie und die Chemie, ſo wie ſelbſt die Chirurgie*) ihre vorzüglichſten Entdeckungen, Verbesserungen und Erweiterungen, niemand anders, als Aerzten zu verdanken. Chirurgie iſt zwar immer, wenn man es genau nehmen will, der Medicin oder vielmehr der mediciniſchen Praxis näher verwandt, als Naturhiſtorie und Chemie; aber dieſe Paralellſtellung der Naturhi-

*) *Haller*, der hier als Hiſtoriker der Medicin und als Hiſtoriker der Natur, als Anatom, Chirurg u. ſ. w. gewiſs Glauben verdient, ſagt in ſeiner chirurgiſchen Bibliothek (*T. II. p.* 1.) ungefähr, wie folgt: Es hat sich in der Chirurgie kein einziger groſser Mann ausgezeichnet, nach welchem man irgend eine Periode ihrer Geſchichte benennen könnte. Eigentlich hat die Chirurgie sich immer an dem Faden der Medicin gehalten und halten müssen. Denn nur durch sie und mit ihr konnte sie ſteigen und sinken.

ſtorie und Chemie einerſeits, und der Chirurgie andrerſeits der Medicin gegenüber iſt deshalb doch nicht minder gültig; denn jene Hülfswiſſenſchaften verhalten ſich zur Medicin überhaupt und im allgemeinen, wie sich die Chirurgie zur mediciniſchen Praxis insbeſondere verhält.

§. 8.

Nach dieſen vorausgegangenen Betrachtungen und Unterſuchungen kann nun der Verfaſſer ſeine Meinung über die Nothwendigkeit und Thunlichkeit der Vereinigung der Medicin und Chirurgie überhaupt, und in Hinsicht auf die Ausübung beider zugleich, als das aus jenen gezogene Reſultat hier vorläufig darlegen. Sie zerfällt ungefähr in folgende Punkte.

A) Die Medicin ſollte hinfüro nicht mehr ohne Chirurgie in dieſer ihrem ganzen Umfange ſtudirt werden, ſo wie die Chirurgie ohne vorangegangenes Studium der Medicin nimmermehr erlernt werden ſoll. Der künftige Chirurg ſoll nicht bloſs eine fragmentariſche Kenntniſs von der Medicin einholen, wie bisher ſehr oft der Fall war; ſondern er ſoll vorher die Medicin in allen ihren Theilen ſtudiren, er ſoll sich vorerſt als Medicus qualificiren, dann ſoll er sich die Grundſätze

der Chirurgie in der Theorie eigen machen, und nach diesem endlich zur Ausübung dieser Grundsätze am Krankenbette, zur chirurgischen Praxis übergehen, dann soll er erst, als ausübender Chirurg, handanlegen. Es würden also inskünftige keine Chirurgen mehr existiren, die nicht auch wahre Aerzte wären, wovon der entgegengesetzte Fall schon oft vielen Schaden verursachte. Man hat nemlich Beispiele, dass sogenannte Chirurgen, die aber nichts anders als blosse Operateurs sind, nachdem sie die wichtigsten Operationen mit vieler Gewandtheit verrichtet hatten, den Operirten grösstentheils seinem Schicksale und dem Zufalle überliessen, ohne sich weiter um eine rationelle therapeutische Behandlung desselben zu bekümmern. Aber dies heisst wohl nicht heilen, nicht den Leidenden von seinem Uebel befreyen! Wie oft wurde nicht schon in einem solchen Falle die gegenwärtige Krankheit, welche zu heben man doch die Operation anstellte, nicht allein nicht gehoben, sondern derselben noch eine neue Krankheit beigesellt? Hieher gehören grösstentheils die herumirrenden sogenannten Operateurs, Bruch- und Steinschneider, Augen- und Zahnärzte u. dgl., aus deren so oft misslingenden Operationen und Curen sich leicht abnehmen läst, wie nothwendig die medicinischen Grundsätze den-

jenigen sind, welche die Chirurgie zum Vortheile der leidenden Menſchheit ausüben, und ihre Pflichten, als Chirurgen, getreu erfüllen wollen.

B) Die Chirurgie, d. h. die höhere Chirurgie ſollte hinfüro niemand anders als abſolvirte Aerzte ausüben; allein nicht alle abſolvirte Aerzte ſollen und können zugleich practiſche Chirurgen ſeyn, wie oben iſt gezeigt worden; doch ſollen alle Aerzte immer theoretiſche Chirurgen ſeyn, d. h. sie ſollen die Theorie der Chirurgie, die Grundsätze der Heilung der Krankheiten durch Handanlegung und äuſserliche Mittel inne haben. Wir wollen dieſe Punkte weiter auseinander ſetzen, und practiſch anwenden. Jeder, der sich der Heilkunde einmal widmen will, ſtudirt anfänglich die Grundſätze der Medicin theoretiſch und practiſch am Krankenbette, an welchem er auch dann ſpäter die Beſorgung und Heilung der Kranken unter der Aufsicht des Lehrers übernimmt; dann ſtudirt er die Chirurgie ebenfalls theoretiſch und practiſch. Da aber nicht jeder von denen, die sich der Heilkunde widmen, die zu den beiden Zweigen derſelben erfoderliche Eigenſchaften besitzt, ſo lassen es einige von den Anfängern der Heilkunde bei dem Studium der Chirurgie und bei der Autopsie der chi-

rurgischen Krankheiten und der chirurgischen Operationen bewenden, legen nicht selbst Hand an, weil sie theils keine Neigung zur Ausübung der Chirurgie, theils keine Anlagen und Fähigkeiten dazu besitzen; andere hingegen üben sich, weil sie Neigung, Anlagen und Fähigkeiten zur practischen Chirurgie haben, in den Handanlegungen und Operationen, den chirurgischen Grundsätzen gemäſs, ebenfalls unter Anleitung des Lehrers, werden eigentliche Chirurgen und Operatoren, nachdem sie schon zum Voraus Aerzte sind. Die erstern also von den angehenden Aerzten, obgleich sie nicht selbst operiren, sind doch bei allen practischen Uebungen der Chirurgie gegenwärtig, um sich von allem die nöthigen practischen Kenntnisse zu verschaffen, sind und bleiben theoretische Chirurgen; die letztern der angehenden Aerzte legen selbst Hand an, operiren, und curiren mit der Hand, sind und bleiben practische Chirurgen; jene wären also die Kenner, diese die Künstler.

§. 9.

Durch diese Wege glaubt der Verfasser folgenden Nachtheilen, die aus dem Einschlagen der entgegengesetzten Wege entspringen würden, vorgebeugt zu sehen, und zwar: 1) dem Schaden, den die Chirurgie, ohne in Ver-

bindung mit Medicin zu treten, stiftet. We
dem Patienten! wenn ein sogenannter C
rurg und Operator ohne Grundsätze einer r
tionellen medicinischen Therapie sich üb
ihn hermacht, die verwüstende Hand anle
und eine dann wahrhaft grausame Operati
an ihm ausübt, er wird das Opfer einer bl
den Empirie werden. 2) Dem allenfalsig
Nachtheile, den ein bloss innerlich heilend
Arzt, der ohne solide chirurgische Kenntnis
ist, verursachen könnte, welches aber doch
nur ein seltner Fall seyn würde. Ein Bei
spiel hievon könnte folgendes seyn, wenn
nemlich ein bloss innerlich heilender Arzt
eine beträchtliche äusserliche locale Krankh
durch zu lange anhaltenden Gebrauch inner
licher Mittel in so ferne verschlimmert und
manchmal wirklich unheilbar macht, als er den
gegebenen Zeitpunkt versäumt, wo eine zweck
mässig angestellte chirurgische Operation die
ganze Krankheit gehoben haben würde, wel
ches sie nach Verlauf einiger Zeit nimmer z
thun im Stande ist. Indessen würde dies von
einem Arzte, der nach den Grundsätzen sei
ner allgemeinen Therapie, dieser Philosophie
der Praxis, zu Werke geht, äusserst selten
oder wohl gar nicht zu erwarten seyn. 3)
Dem literarischen Zwange, und dem ebe
daraus für die Wissenschaft entspringende

achtheile, wenn alle angehende Aerzte ohne /eiteres practische Chirurgen werden müsn, wie man heutigen Tages vornemlich darf anzutragen scheint. Wie viele Stümper der Chirurgie würden dann nicht entlen, die entweder aus Abneigung gegen die hirurgie oder aus Mangel der dazu erfoderhen Anlagen Stümper zu werden nothweng gezwungen wären? — Nebst dem muss ich folgendes in Betracht gezogen werden: üssten *alle* Anfänger der Heilkunde pracsche Chirurgen werden, *alle* practische Aerzte ie Chirurgie ausüben, wie wenig könnte aus langel an Zeit und Muse, welche die theils edicinisch-practischen, theils die chirurgischractischen Geschäfte wegnehmen für die Phisophie der Medicin, für Physiologie, Pathogie und generelle Therapie gethan werden? es verwaist und verlassen lagen nicht die edicinischen Hülfswissenschaften, die, wie gegt, nur von Aerzten gewöhnlich cultivirt orden, als Chemie, Botanik und die übrige aturgeschichte? wie unangebaut läge nicht Feld der Geschichte der Medicin, wie unnutzt ihre Reichthümer? wie wenig hätte, ären alle Aerzte zugleich practische Chirurn gewesen, bisher für die Materia medica leistet werden können, welche vorzüglich neuern Zeiten so viele Aufklärung von

Aerzten erhalten, und einen so hohen Grad von Simplicität *) erreicht hat? u. s. w. Im Falle also, daſs sich nur eine Parthie der Aerzte der Ausübung der Chirurgie unterziehen würde, könnte die andere Parthie sich für die eben bemerkten Doctrinen und Wissenschaften, die auch ins Gebiet der gesammten Arzneiwissenschaft gehören, und auf die Heilkunst insbesondere groſsen Einfluſs haben, interessiren.

§. 10.

Nimmt man nun das in den §. §. 4. 5. 6. 7. 8. 9. bisher Vorgetragene zusammen, so läſst sich die Preiſsfrage nach ihrem ersten Theile: »Ist es nothwendig und ist es möglich, beide Theile der Heilkunst, die Medicin und die Chirurgie, sowohl in ihrer Erlernung als Ausübung wieder zu vereinigen?« folgendermaaſsen beantworten: Ja, es ist nothwendig und möglich die Medicin und die Chirurgie *in ihrer Erlernung* jederzeit und in jeder Rücksicht zu verbinden; ferner ist es nothwendig die *Ausübung der Chirurgie mit der Ausübung der Medicin* auf jeden Fall und auf immer zu vereinigen; aber — umgekehrt — nicht immer nothwendig und möglich ist

*) *Simplex sigillum veri. Boerhaave.*

inigung der Medicin mit der Au-
r Chirurgie jederzeit und auf jeden
rbunden. Die Ursachen hievon sind
vorgehenden enthalten.

§. 11.

kommen nun zum zweiten Theile
frage, oder vielmehr zu einer zwei-
e, nämlich:
lches waren die Ursachen der Tren-
Medicin und Chirurgie, und welches
Mittel ihrer Wiedervereinigung? —
die Ursachen dieser Trennung ange-
rden, muß vor allem bestimmt wer-
eigentlich unter einer Trennung der
und Chirurgie verstanden werden
chon seit längeren Zeiten haben sich
die Aerzte in zwei Partheien abgeson-
; eine davon beschäftigte sich bloß
licher Heilung der Krankheiten, die
it äußerlicher Heilung größtentheils
er Krankheiten. Es gab *Medici Phy-*
Medici Chirurgi (S. *Metzger Skizze*
gmat. Geschichte der Medicin §. 134.)
urgen hatten zwar auch medicinische
e, aber eine systematische Ordnung
, gebildet durch Philosophie, erlitt
in ihren Köpfen; sie legten sich
f die ausübende Chirurgie, Handanle-

gung und Operationen, und schätzten diese Art von Heilung der Krankheiten ganz vorzüglich und ausschliessend, brachten es endlich auch so weit, dass sie selbst die eigentliche systematische Medicin hintansetzten, und die Chirurgie als den ersten Grundzweig der gesammten Heilkunde erhoben und vertheidigten. Wir haben auffallende Beispiele hievon, und es ist nicht nothwendig, da sie allgemein bekannt sind, sie hier ausführlich anzuzeigen. Dadurch also, dass die Chirurgen eine eigene Parthei, abgesondert von den Aerzten, die bloss innerlich curirten, ausmachten, war die Trennung der Medicin und Chirurgie ins Werk gesetzt. Dies geschah vornemlich in Deutschland vor nicht gar zu vielen Jahren, wo die Anhänger der Chirurgie dieser ihrer Kunst eine eigene Selbstständigkeit, und sogar Vorzug vor der innerlich heilenden Medicin zu geben sich bestrebten. Man hat zwar schon frühere Spuren von dieser Trennung der Medicin und Chirurgie, die seit den ältesten Zeiten der Existenz der Heilkunde immer vereinigt waren (S. die Einleitung), und so vereinigt waren, dass der innerlich heilende Arzt immer zugleich auch ausübender Chirurg war, so wie er es gemäss seinem Zeitalter nur immer seyn konnte, aber erst am Ende des vorigen Jahrhunderts ent-

nd in Frankreich und im gegenwärtigen in ntſchland die gänzliche Spaltung. Die er-n Anfänge dieſer Spaltung, und die ſie ver-laſſenden Urſachen müſſen aus ältern Zei-n, wie oben ſchon öſt bemerkt worden, als ren Urquellen, hergeleitet werden.

Im 13ten Jahrhundert ging ſchon eine t von Trennung der Medicin und Chirur-e vor; damals waren nemlich, beſonders in llen, dieſem alten Sitze der Wiſſenſchaften nd Künſte, gröſstentheils Mönche im Beſitze n medicinischen Kenntniſſen, ſie ſchrieben edicinische Bücher, und unternahmen medi-niſche Curen, theils durch phyſiſche, theils urch hyperphyſiſche Mittel. Mit Chirurgie der chirurgiſchen Operationen gaben ſie ſich ar nicht ab, indem ſie dieſe, für ihrer geiſt-chen Würde ganz zuwiderlaufend, hielten; ie waren die in damaligen Zeiten ſogenannte *Medici Physici.* Dieſen gegenüber ſtanden die *Medici Chirurgi*, welche die Aerzte unter den Weltleuten waren, und ſich auch insbe-ſondere mit der Ausübung der damals freilich noch nicht ſehr cultivirten Chirurgie beſchäf-tigten. So entſtand der erſte Keim zur Tren-nung der Medicin und Chirurgie, zur künfti-gen Spaltung unter ihren Anhängern. — In Frankreich ward ungefähr in der Mitte des eben berührten Jahrhunderts die Trennung

durch Errichtung eines chirurgischen Collegiums noch mehr begünstiget, die Chirurgen dieses Collegiums erhoben sich zu Magistern, und wurden auch nach ihrer Kleidung *Chirurgiens de robe longue* genannt. Es mag eines Theils Eifersucht gegen die Medicin der Mönche, andern Theils Nothwendigkeit einer Verbesserung der vernachlässigten Chirurgie gewesen seyn, wodurch dieses chirurgische Collegium, welches nachher in eine Academie verwandelt wurde, entstand. Wir übergehen die weitern im vorigen und diesem Jahrhunderte vorgefallene Spaltungen und Streite der Aerzte und Wundärzte in Frankreich, und kommen vorzüglich auf die Trennung der Medicin und Chirurgie in Deutschland in neuern Zeiten, und werden suchen die Ursachen, die sie begünstigten und ins Werk setzten, anzugeben.

§. 12.

Vor Heister, denn mit diesem können wir den Anfang einer Periode, in welcher man in Deutschland die Chirurgie eigentlich artistisch zu treiben sichs angelegen seyn liess, festsetzen, und auch nach demselben, war die höhere, die operirende Chirurgie immer in den Händen der Aerzte. Heister war selbst Arzt, so wie die andern treflichen Chirur-

gen, die Deutschland in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat, als *Platner, Günz, Mauchart* u. a. Nur erst im vorigen Jahrzehend entstand in einem beträchtlichen Theile Deutschlands und auch in einem andern benachbarten nordischen Reiche *) eine Motion, wodurch sich die Chirurgie gänzlich vom Studium der Medicin losriss, ein eigenes, abgesondertes Studium bildete, und als selbstständige Kunst sich aufstellte. Bei dieser Trennung trug man darauf an, (und setzte es auch einigermaassen ins Werk), dass die Chirurgie vor der Medicin die oberste Würde in der Heilkunde behaupten sollte, und als der erste und Hauptzweig derselben angesehen werden sollte. Die Medicin wurde ihr ohne weiteres untergeordnet, und der Chirurg erlernte nur Medicin als eine Nebenbeschäftigung, die ihm, ohne Mitwirkung der Chirurgie, nur geringe Hülfe in der Praxis darzubieten im Stande war. Dieser Geist der Trennung schlich sich allmählig in viele Köpfe ein, und fand verschiedentlich bald mehr, bald weniger Beifall; und *durch diesen* ward es vor-

*) In Dänemark. In Schweden ist ganz neuerlich das Gegentheil geschehen. Der König hat nemlich die chirurgische Societät aufgehoben, und ihre Geschäfte unter die Mitglieder des Medicinischen Collegiums vertheilt.

züglich bewirkt, dafs man die Chirurgie
eine von der Medicin ifolirte Kunft
beide in ihrer Ausübung auf eine gew
zwar nur fcheinbare Art trennte. Ich
nur auf eine gewisse, fcheinbare Art, den
der ftolze Chirurg, dem feine Kunft über
les ging, mufste doch um die Krankheiten
richtig zu erkennen und sicher nach Grund-
fätzen zu heilen, erft die Principien dazu
der eigentlichen Medicin oder vielmehr
einem ihrer Theile, der allgemeinen Th
entleihen; man wollte sich aber dies
anmerken lassen, und viele glaubten, die Chi-
rurgie lehre alles diefes fchon von felbft,
dafs man der Medicin nichts zu danken
ben follte. Doch diefer zu weit getrieben
Schwindel der Anhänger der Chirurgen
sich unvermerkt nach und nach, theils
der vorgehabte Zweck, wie bei aller Ue
fpannung, nicht recht in Erfüllung ge
wollte, indem man den gewöhnlichen Chi
gen diejenige Grundlage, Philofophie
Kunft, welche doch einem ächten fowohl
rurgifchen als medicinifchen Practiker un
gänglich nothwendig ift, nicht fo geradezu
ben konnte, theils weil die eigentlichen Ae
te, durchdrungen von dem Werthe ihrer W
senfchaft, ihre Stimme laut gegen die
maafsungen der Chirurgen erhoben, und

de ihrer Kunst mit Nachdruck behaupte-
Diese Neuerung hatte indessen das Gute,
die wahren Aerzte mehr auf die Chirur-
ufmerksam gemacht wurden, so dass sie
gen sich mehr der Cultur derselben
nehmen, der sie, der vielen trefflichen
eitungen und Verbesserungen, besonders
uns Deutschen, ungeachtet doch noch
nem nicht geringen Grade bedarf. Un-
ssen auch schon vor dieser Neuerung gab
fliche Männer, die sich insbesondere die
darzneikunst (Chirurgie) zu ihrem vor-
hen Objecte machten, und sich mit der
bung der Chirurgie vornemlich beschäf-
, zum Beispiele dienen *Bilguer*, *Schmu-*
Theden, und *Richter*, *Siebold*, *Callisen*
. m. Keineswegs aber liessen sie
ledicin unberührt zur Seite liegen, viel-
haben wir diesen Männern mehrere
bare Bereicherungen in der Medicin zu
nken, so wie sie andrerseits mit allem
bemüht waren, das Studium und die
der Chirurgie auf den für jezt mög-
hohen Grad der Cultur zu erheben.
Vir sehen also aus dem bisher Gesagten,
lie höhere Chirurgie immer von Män-
ausgeübt wurde (besonders in Deutsch-
die solide Aerzte waren, dass das Syste-
he und eigentlich Scientifische der Chi-

rurgie nur von Aerzten ist bearbeitet worden, und daſs endlich die Chirurgie auch in ihrem practiſchen Theile nur von Aerzten die hauptſächlichſten Bereicherungen und Aufklärungen erhalten hat.

§. 13.

Die *niedere* Chirurgie (S. oben die Eintheilung §. 3.) war von jeher immer von der Medicin getrennt, und das mit Recht; denn erſtens wäre es für den Arzt, der durch seine vermittelſt ſorgfältiger Beobachtungen und vieler Erfahrungen erlangte Kunſt, durch tiefes und langes Nachdenken und Vergleichen der ihm vorkommenden Fälle, überhaupt durch angeſtrengte Thätigkeit ſeiner Verſtandeskräfte die Menſchen von einem der gröſsten Uebel der Welt, von Krankheiten, befreiet, eine ganz unſchickliche Beſchäftigung, dergleichen mechaniſche, (wie sie oben angegeben sind) auch einem minder fähigem Kopfe durch öftere Uebung leicht zu erwerbende Kenntnisse und Verfahrungsregeln auszuüben, ſo wie die übrigen minder beträchtliche chirurgiſche Arbeiten und Handanlegungen zu verrichten. Zweitens iſt es nothwendig, daſs es ſolche Leute gebe, die sich mit der niederen Chirurgie allein beſchäftigen, sich aber im übrigen weder in die höhere Chirurgie noch



Medicin einmischen sollen. Diese Noth-
digkeit erhellet aus folgendem: Weder
Arzt nämlich, noch der Practiker der hö-
r Chirurgie kann sich theils aus Mangel
Zeit, theils aus andern Ursachen mit den
ig bedeutenden Geschäften der einfachen
niedern Chirurgie abgeben; fürs andere
der operirende Chirurg immer Gehülfen
größern Operationen haben, die doch et-
nicht von Chirurgie verstehen müssen,
Layen und Nichtärzte, hiemit auch man-
kleine chirurgische Nebenarbeit besser
leichter verrichten können; und hiezu
die Ausüber der niedern Chirurgie ganz
und. Endlich, da es bei der jetzigen La-
der Sachen nicht wohl möglich ist, das
ierhandwerk von der Ausübung der Chi-
e (der niedern versteht sich) zu trennen,
r es an sich selbst schon gar nicht un-
klich, und für die Oeconomie der Bar-
r und simpeln Wundärzte, die wir denn
immer haben müssen, zuträglich, das
ieren und die niedere Chirurgie mit ein-
r zu verbinden; denn wie das Barbieren
durch Uebung erlernte mechanische Ar-
it, so besteht auch die Ausübung der nie-
Chirurgie aus nichts als mechanischen
iten, als Clystieren, Aderlassen, Schröpfen,
schläge und Pflaster auflegen u. dergl.,

wobei der Kopf gar nicht angestrengt werden darf, sondern nur gewisse Verhaltungs- und Vorsichtsregeln beobachtet werden müssen.

Hier könnte man folgende nicht ganz unpassende Paralelle ziehen: nämlich die niedern Chirurgen sind in Ansehung der Praktiker der höhern Chirurgie das, was unterrichtete Hebammen in Ansehung der Geburtshelfer sind. Die Hebammen haben nur bei natürlichen Geburten beizustehen, also nur die gewöhnlichen, nicht viele Kunst erforderlichen Entbindungsgeschäfte zu verrichten, höchstens, und nur einer wohl unterrichteten Hebamme könnte man die Operation der Wendung überlassen, von den übrigen Entbindungsoperationen sollen sie aber ganz ausgeschlossen bleiben; eben so sollen die niedern oder simple Chirurgen nur die leichtern chirurgischen Operationen, und die gewöhnlichen Heilungsgeschäfte der nicht sehr erheblichen Wunden, Geschwüre u. s. w. unternehmen. Die Hebammen sollen zwar ungelehrte, aber mit guten Verstandeskräften versehene Frauen seyn, und so sollen auch die Praktiker der niedern Chirurgie keine gelehrte, aber doch verständige Männer seyn, die zur Ausübung ihrer Berufsgeschäfte die nöthigen Eigenschaften besitzen u. s. f. — Was die medicinischen Kenntnisse betrifft, welche die niedern Chirurgen be-

sitzen sollen, so sollten diese, nach des Verfassers Dafürhalten, nur wenige und keine detaillirte, sondern ganz allgemeine therapeutische und nur so beschaffen seyn, als sie im Nothfalle, z. B. auf dem Lande, im Felde u. s. w., wo nicht sogleich ein Arzt zu haben ist, erfoderlich sind, damit nicht im Anfange der Krankheit verschlimmernde Mittel gebraucht werden könnten. So sollten die niedern Stadt-, Feld- und Landwundärzte die allgemeinsten Notizen von Entzündung, Fieber und Schwäche haben, um wenigstens nicht, wenn sie im Nothfalle zu Hülfe gerufen würden, dem herbei zu holenden Arzte durch unschickliche Mittel die künftige Heilung der Krankheit zu erschweren; ferner sollen sie in der Behandlung der Scheintodten, als wozu sie vorzüglich gebraucht werden können, insbesondere unterrichtet und geübt seyn, und was noch dergleichen mehr ist. Im übrigen wünschte der Verfasser, dass sie keine weitern medicinischen Kenntnisse erhalten sollten, als die vorbezeichneten; erhalten sie im Gegentheil speciellern, detaillirten Unterricht in der Medicin, Materia medica u. dgl., so wird nur dadurch eine unselige Empirie begünstigt, von deren unglücklichen Folgen uns die Beispiele nicht mangeln. Um allen auszuweichen, wäre wohl nichts schicklicher, als mehrere

Aerzte auf dem Lande und im Felde, wo nämlich die niedern Chirurgen gröſstentheils ihr mediciniſches Unweſen treiben, aufſtellen; dieſe ſollten dann auch Praktiker der höhern Chirurgie ſeyn, und unter ihrer Aufsicht und Leitung ſollten die niedern Chirurgen gleichſam als *Amanuenſes* ſtehen u. ſ. w.

§. 10.

Von der niedern Chirurgie, die alſo mit Recht und aus Urſachen von der Medicin gänzlich getrennt ſeyn ſoll, wenden wir uns wieder zu der höhern Chirurgie. Dieſe findet man auch in neuern Zeiten (vorzüglich war dies in Frankreich vor der Revolution Mode) gewissermaſsen von der Medicin getrennt, d. h. der Chirurg hat zwar mediciniſche Kenntnisse, aber er iſt mehr praktiſcher Chirurg als praktiſcher Arzt, und beſchäftigt sich hauptſächlich, faſt ausſchlieſslich mit Handanlegen, Operiren. Dieſe Trennung der Medicin und Chirurgie mag nun folgende Urſachen zum Grunde haben. 1) Die *erſte* und hauptſächlichſte iſt der groſse Umfang der geſammten Heilkunde, der Medicin und Chirurgie, ſo daſs es nur wenige Subjekte geben kann, die dieſen Umfang zu ermessen im Stande sind. Es werden nämlich viele Fähigkeiten, physiſche und pſychologiſche, viel Fleiſs und Anſtrengung, ein durch mehrere

Jahre lang fortgesetztes Studium erfodert; um zum völligen Besitze dieser beiden Zweige der Heilkunst, in theoretischer und praktischer Hinsicht, gelangen zu können. Dem Chirurgen sind eigene Anlagen und Fertigkeiten, besonders mechanische, zur Ausübung seiner Kunst nothwendig; und der Arzt muss wieder mit verschiedenen Eigenschaften besonders des Geistes ausgerüstet seyn, um seine Kunst am Krankenbette zum Heile der Leidenden mit Erfolg anwenden zu können; vorzüglich sind ihm Beobachtungsgeist, und die Kunst durch Analogie und Induction leicht und richtig zu schliessen, erforderlich, mit einem Worte Genie im erhabenern Sinne. Da man nun aber sehr selten beide Arten von Eigenschaften, nämlich die zu einem Arzte, und jene zu einem Chirurgen in *einer* Person zusammen vereinigt findet, so ist und war dies immer das grösste Hinderniss der Vereinigung der Medicin und Chirurgie, das hauptsächlichste Begünstigungsmittel der Trennung derselben. Fernere Ursachen, die die Trennung bald veranlassten, bald unterhielten, sind: 2) zu grosse Anhäufung und Durchkreuzung der Geschäfte, so dass ein Mann, der zugleich Medicin und Chirurgie ausübt, unmöglich in allen den vielfachen, ihm vorkommenden Fällen überall zugleich Hülfe leisten kann; bald soll er in der Stadt,

bald auf dem Lande, manchmal in weiten Entfernungen, dem Leidenden beispringen, bald fodert seine Gegenwart der dürftige Bürger, bald der pressante Reiche, bald der ungeduldige, hypochondrische Kranke u. s. f. überhaupt wird er nicht Zeit genug finden, seinen bald medicinischen, bald chirurgischen Berufsgeschäften getreu nachkommen zu können. 3) Die gar nicht anlockenden Geschäfte der ausübenden Chirurgie. Grosse Operationen zu machen, wodurch dem Kranken so viele Leiden verursacht werden, wobei derselbe oft ganze Glieder und Organe, manchmal ohne besondern daraus erfolgenden Vortheil, verliert, wobei sogar oft der Erfolg zweifelhaft ist, ja selbst nachtheilig werden kann, hiezu haben nur Wenige Lust und Neigung, Muth und Entschlossenheit genug. Der Menschenfreund, der so gerne eben so die physische, wie die moralische Vervollkommnung des Menschen befördern möchte, muss in seinem Innersten leiden, wenn er *kaum noch* durch Verstümmlungen der edlen Menschengestalt ein Menschenleben retten kann.

4) Beförderten ferner die Trennung der Chirurgie von der Medicin die Seltenheit der Vorfälle, welche grosse chirurgische Operationen erfodern. In einem mittelmässigen Landsdistrikte sind zwei oder drei Praktiker der

ältern Chirurgie gehörig, um im Falle der Noth bald hie und da, bald in entfernten Orten die erforderlichen chirurgischen Operationen zu verrichten; so brauchte also die höhere Chirurgie nicht die Beschäftigung eigner Aerzte zu seyn, und so blieb die Chirurgie von der Medicin getrennt. Im Ganzen scheint es auch wirklich nicht nothwendig zu seyn, daß eben so viele Praktiker der höhern Chirurgie als Aerzte in einer Provinz seyn [illegible], [illegible] daß alle Aerzte zugleich höhere Chirurgen seyn, denn manche würden aus Mangel an chirurgischen Krankheits Vorfällen, bei denen beträchtliche Operationen erforderlich sind, ihre chirurgischen Kenntnisse nicht ausüben können; und andere würden bei jede chirurgische Aerzte in manchen Fällen [illegible] Eintrag thun, so könnte unter ihnen [illegible] Mißgunst entstehen, als leicht je eine unter Aerzten und Wundärzten entstand.

3) Endlich mag die geringere wissenschaftliche Kultur der Chirurgie in ältern Zeiten eine Ursache mit gewesen seyn, warum die Medicin, und mit dieser die Aerzte, nicht in eine genauere Verbindung mit der Chirurgie traten und der Geschichte blieb die Chirurgie in Rücksicht ihrer [illegible] Bearbeitung immer hinter der Medicin zurück, und nur hie und wieder fing ein Arzt ein [illegible] zu

ihrer Verbesserung und Erweiterung bei. In neuerer Zeit ist das Feld der Chirurgie von treflichen Arbeitern angebaut worden.

§. 15.

Nachdem wir nun die Trennung der Medicin und Chirurgie, ihre sie veranlassenden und begünstigenden Ursachen nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und darzustellen gesucht haben, so kommen wir auf den letzten Theil der Preissfrage, nämlich: »Welches sind die Mittel zur Wiedervereinigung der Medicin und Chirurgie?«

Der Fragesteller scheint hier eine gänzliche Trennung der Medicin und Chirurgie vorausgesetzt zu haben, welche aber, wenn man die Sache genauer betrachtet, nie bestanden hat, denn ächte, systematische, auf Grundsätzen gebaute Chirurgie war immer mit der Medicin schwesterlich vereinigt, und jene seichte Chirurgie ohne medicinische Grundsätze, die nur ein Wechselbalg von jener, ein Handwerk, keine Kunst ist, darf nicht hieher gerechnet werden. — Ehe die positiven Mittel zu einer festen und dauerhaften Vereinigung der Medicin und Chirurgie, auf welche die Frage eigentlich abzuzwecken scheint, aufgesucht und gegeben werden können, müssen vorher die die Trennung begünstigenden Ursa

[illegible] gehoben, die der Vereinigung entgegen[illegible]nenden Hindernisse aus dem Wege geräumt [illegible]den.

Anmerkung. Dass der Verfasser, wenn von der Vereinigung der Medicin mit der [illegible]irurgie spricht, nur die höhere Chirurgie, [illegible] noch von selbst die medicinische Chi[illegible]gie kommt, versteht, darf hier wohl nicht [illegible]hmal ausführlich bemerkt werden; so wie [illegible] die Art der Vereinigung betrifft, er die [illegible]er darauf rückzusehen bittet, was hievon [illegible]ter oben und besonders im 8ten Paragra[illegible]en ist gesagt worden.

§. 16.

Das erste und hauptsächlichste Hinderniss [illegible]er festen Vereinigung der Medicin und [illegible]irurgie in *einem* Subjekte ist nach dem [illegible]ten Paragraphen der grosse Umfang der [illegible]ilkunst und ihrer Zweige, der Medicin und [illegible]irurgie, der so viele Kenntnisse in sich [illegible]st, dass ihn *eine* Person schwerlich ganz [illegible]messen und allen Foderungen der Kunst [illegible]llkommen Genüge leisten könnte. — Die[illegible]a Haupthindernissen lasst sich folgendes ent[illegible]genfetzen, wodurch es vielleicht bei genaue[illegible] Sichtung seine Wichtigkeit ganz verlieren [illegible]unte. Es hat Männer gegeben, die die [illegible]dicin und Chirurgie zugleich ausübten, in

beiden gleich vollkommen waren; es hat deren gegeben, und giebt es noch, alſo wird es auch immer geben. — »Der menſchliche Geiſt, ſagt ein neuerer Schriftſteller, vermag viel; kein denkbarer Umfang iſt ihm zu groſs und unermeſslich, keine Höhe unerſteiglich, nur der limitirende Raum und die verflieſsende Zeit ſetzen ihm Gränzen u. ſ. w.« Wir haben Beiſpiele von Männern vor uns, die eine faſt unglaubliche Summe von den verſchiedenartigſten Kenntnissen und Zweigen des menſchlichen Wissens beſaſsen, z. B. *Baco*, *Leibnitz*, *Franklin*, *Haller* und noch viele andere, ohne jetzt lebende zu nennen; warum ſollte eine kleinere Summe von Kenntnissen, nämlich mediciniſche und chirurgiſche, wozu noch gewisse mechaniſche Fähigkeiten zur Ausübung der letztern gehören, nicht *ein* Mann zugleich in sich vereinigen können, da es doch Beiſpiele von noch viel gröſsern Summen giebt? Vorzüglich sind dem künftigen Arzt gute Verſtandeskräfte nothwendig, um richtige Beobachtungen und Vergleichungen, treffende Urtheile und Combinationen zu machen, worin ſeine Amtsklugheit beſteht; hat er nur dieſe einmal auf einen etwas erhabnern Grad von Kultur zu bringen geſucht, ſo wird ihm das andere ſchon von ſelbſt gegeben werden. Mündlicher und ſchriftlicher Unterricht und

vorzüglich praktische Uebung geben ihm dann Gelegenheit genug, sich von Allem die nöthigen empirischen Kenntnisse zu verschaffen, die aber der Geist erst bearbeiten und praktisch anwenden muss *).

Die ganze Summe medicinischer und chirurgischer Kenntnisse, so viele derselben zur Ausübung der Heilkunde erforderlich sind, kann also in *einem* Individuum ohne Widerspruch statt finden. Botanik und Chemie gehören eigentlich nicht hieher, da dasjenige, was aus ihnen dem Medicus oder Chirurgus zu wissen nöthig ist, schon in der Materia medica vorkommt; nur Physiologie, Pathologie und Therapeutik sind die Lehren, die jeder vorzüglich inne haben muss. Was die übrigen Hülfszweige der Arzneiwissenschaft betrifft, so kommt es bei ihnen wieder auf die individuellen Neigungen und Fähigkeiten der

*) Man könnte hier einwenden und sagen: dass auf diese Art ein jeder Anfänger der Heilkunde ein Genie seyn müsste. Der Verfasser antwortet auf dieses mit dem Wunsche, dass dieses doch immer der Fall seyn möge! Wäre dies immer geschehen, zu welchem hohen Grade von wissenschaftlicher Kultur wäre nicht schon die Medicin gediehen, und wie wenig blinde Empiriker fänden sich unter den Aerzten! Wenn unterdessen nicht alle Anfänger der Heilkunde Genies seyn können, so sollte man doch die Regel fest setzen, dass sie immer talentvolle Subjekte seyn sollen.

Anfänger der Heilkunde an, wie oben schon ausführlich bemerkt worden. — Nur um das Ganze nochmal recht deutlich zu machen, stehe folgendes hier: Unter einer Zahl von 25 Anfängern der Heilkunde, wird sich gewiss *ein* Fünftheil (wo nicht mehr?) qualificirt finden, mit der künftigen Ausübung der Medicin noch die Ausübung der Chirurgie zu verbinden, ein anderes Fünftel könnte sich nebenher auf die Botanik, das dritte Fünftel auf die Chemie, das vierte auf die Zoologie, und das fünfte auf die Mineralogie *) vorzüglich legen; so würden die zur gesammten Arneiwissenschaft gehörigen Hülfsdoctrinen immer ihre Anhänger und Bearbeiter, und insbesondere die Chirurgie ihre tauglichsten Praktiker erhalten. Dass dieses hier angegebene Projekt in der Ausführung überhaupt nicht so strenge genommen werden darf, wird jedermann von selbst leicht einsehen. Denn so wie sich einer oder der andere von den Anfängern der Heilkunde geeigenschaftet fühlet, kann er zwei oder mehrere Hülfs- und Nebenzweige der gesammten Arzneiwissenschaft zum Objekte seines für dieselbe aufgelegten und thätigen Fleisses machen.

*) Man könnte auch noch hier medicinische Literatur und Geschichte, Anatomie und Zootomie u. s. w. in Anschlag bringen.

§ 17.

Das zweite Hinderniß einer festen Vereinigung der Medicin und Chirurgie in einem Subjekte ist nach Angabe des 14ten Paragraphen zu große Anhäufung und Durchkreuzung der bald medicinischen bald chirurgischen Geschäfte. Dieses Hinderniß ist in Rücksicht auf die Ausübung das, was der große wissenschaftliche Umfang der Heilkunde in Rücksicht auf die Erlernung ist, dort das heißeste, unaufhörliche Studium, hier die unausgesetzten, [illegible] Geschäfte der Praxis. Es ist fast abschreckend für denjenigen, der Medicin und Chirurgie, in Erlernung und Ausübung zugleich, mit einander verbinden will, wenn er das große, weite Studium derselben, und das Mühevolle einer unübersehbaren Menge von praktischen Beschäftigungen betrachtet, und man sollte kaum glauben, daß ein Mann dem doppelten Berufe als Medicus und Chirurgus in allen vorkommenden Fällen getreu nachkommen könnte. Indessen läßt sich dieses doch nicht so schwer ausführen, als es auf die erste Ansicht scheinen möchte. Es können nämlich 50 oder noch mehrere Fälle eintreten, die nur des Medicus Hülfe erfordern, bis kaum ein Fall sich zuträgt, der die Hülfe des [illegible] Chirurgen, z. B. eine beträchtliche Operation, erheischt. Die medi-

wichtigen Geschäften der höhern Chirurgie unterziehen werden, und indem sie Verletzung und Verstümmlung im organischen Körper anzurichten durch eine traurige Nothwendigkeit gezwungen sind, durch ihr thätiges Bemühen öfters ein Menschenleben vom Untergange erretten, und Leben und Gedeihen wieder in der organischen Maschine hervorbringen werden, wo vorher nur Leiden und Zerstörung drohten. Wie das Gewitter über einzelne Individuen der Schöpfung Tod und Untergang verbreitet, und doch für die ganze Schöpfung im allgemeinen fruchtbar und segensreich ist, so ist auch die künstliche, aus verschiedenen Ursachen nothwendig gemachte Zerstörung oder Hinwegnehmung eines Theils des lebenden Organismus, vermittelst einer chirurgischen Operation, für alle übrige organischen Theile und für das Ganze überhaupt, von den heilsamsten Folgen, und ohne die (nur scheinbar grausame) Operation würde vielleicht der ganze lebende Organismus seiner gänzlichen Auflösung und Zernichtung nicht entgangen seyn. Soll also der ohne Verdienst handeln, der durch Zerstörung des Schädlichen das Ganze erhält? soll der nicht auch Menschenfreund seyn, der durch Hinwegnahme ohnedem unbrauchbarer Glieder Menschen rettet, und ihnen verlorne Gesund-

im medicinischen und chirurgischen Heilungs-
geschäfte von *einem* Manne allein zum großen
Vortheile der leidenden Menschheit und auch
der Arzneiwissenschaft füglich *zugleich* aus-
geübt werden können. Wo alle Gründe und
Erfahrung *für* eine Sache sprechen, läßt sich
wohl nichts Erhebliches *wider* dieselbe ein-
wenden.

§. 18.

Die dritte Ursache der bisherigen Tren-
nung der Medicin und Chirurgie und Hinder-
nis zur Vereinigung derselben ist das Ab-
schreckende und Unangenehme des Geschäfts
der operirenden Chirurgie, wodurch wenige von
denen, die Medicin studiren, zur chirurgischen
Praxis werden angelockt werden. Diesem läßt
sich dasjenige entgegensetzen, was schon oben
als Regel ist festgesetzt worden, daß sich nam-
lich nur solche angehende Aerzte der operi-
renden Chirurgie widmen sollen, die sich vor-
züglich dazu geeignet und bestimmt fühlen,
eine besondere Neigung für diesen Zweig
der praktischen Heilkunde, und festen Muth
zur Ausübung desselben besitzen. Diejenigen,
welchen die zur operirenden Chirurgie erfor-
derlichen Eigenschaften mangeln, sollen ihr im-
merhin entsagen, es wird doch entschlossene
und fähige Männer geben, die sich den

halten, nicht mit ihr eine genauere Vereinigung eingehen konnte. Dieses Hinderniſs ist in unsern Tagen, durch fleiſsigere Bearbeitung des Feldes der Chirurgie gröſstentheils gehoben, und wird noch immer mehr gehoben werden.

Man sieht also hiernächst aus dem Angeführten, daſs die vorzüglichsten Ursachen der Trennung der Medicin und Chirurgie, so die Hindernisse der Vereinigung derselben bei weitem nicht so beschaffen sind, daſs eine gänzliche und nothwendige Trennung der beiden Zweige der Heilkunst immer bestehen müſste, vielmehr muſs man fast vom Anfange der Abhandlung bis hieher gänzlich überzeugt werden, wie sehr es alle Umstände erfodern, daſs Medicin und Chirurgie *in der Erlernung immer, in der Ausübung unter gewissen Bedingungen* verbunden werden müssen. Es bleibt nun noch übrig, nachdem die negativen Mittel, welche in Hebung der Hindernisse bestehen, schon angegeben worden sind, auch die positiven Mittel zu einer festen Vereinigung der Medicin und Chirurgie aufzusuchen und darzulegen.

§. 19.

Die positiven Mittel, durch welche eine leicht ausführbare und anhaltende Vereinigung

r Medicin, und Chirurgie bewerkstelliget
rden könnte, lassen sich aus den schon oben
gehandelten Paragraphen abnehmen, in wel-
en nämlich ist untersucht und bestimmt
rden, *ob* und *wie* die beiden Zweige der
ilkunst, Medicin und Chirurgie, in ihrer
lernung und Ausübung vereinigt werden
nnen. Der Verfasser will also hier die
sultate der ganzen Untersuchung darlegen,
l zugleich eine kurze in Definitiv-Punkten
asste Rekapitulation der abgehandelten Ma-
ie vornehmen, woraus sich denn die Mittel,
lche der Verf. zu einer künftigen festzube-
renden Vereinigung der Medicin und Chi-
gie für tauglich und passend hält, deutlich
eben werden.

1) Es giebt eine niedere und höhere Chi-
gie (s. ihre Bestimmungen oben). Die nie-
e soll von der Medicin gänzlich getrennt
n, die höhere aber soll stets und unauflös-
mit derselben verbunden seyn. 2) Zur
sübung der höhern Chirurgie ist allgemeine
erapie nothwendig, ohne welche keine Hei-
ig, weder äusserliche noch innerliche, ……-
nommen werden kann, allgemeine Thera-
ist aber ein Theil der Medicin, der alle
übrigen voraussetzt, also kann die höhere
irurgie nie von der Medicin getrennt wer-

Therapie, oder eigentlicher der allgemeinen Heilmittellehre, und diese ist erst wieder Theil der gesammten Arzneiwissenschaft. *A potiori fit denominatio.* — Diejenigen, welche die niedere Chirurgie ausüben, sollen Chirurgen (Wundärzte, Händärzte) heissen; auch hier gilt das eben angeführte *a potiori fit denominatio*, denn alle ihre Geschäfte wirken diese mechanisch mit der Hand.

8). Dadurch, dass studierte Aerzte und von diesen nur diejenigen, die für die Chirurgie besonders geneigt und geeigenschaftet sind, die höhere Chirurgie ausüben, wird diese immer mehr kultivirt und vervollkommnet werden. Wie sehr muss nicht das Studium und die Praxis der Chirurgie aufgeklärt und auf sicherere Grundsätze befestiget werden, wenn Männer sich derselben annehmen, welche mit vielfachen andern Kenntnissen besonders noch tiefe Einsichten in die Natur des lebenden organischen Körpers, dessen Wohl sie besorgen müssen, verbinden. Es wird nach und nach durch Vereinfachung der chirurgischen Operationsmethoden, durch Abschaffung abentheuerlicher Instrumente, die schon zum voraus den Angstschweiss des Kranken und der Umstehenden auspressen u. s. w., das Anscheinend-Grausame der chirurgischen Operationen gemildert werden, es werden selbst manche

rationen durch geläuterte Kenntniß des
enden thierischen Organismus, durch ver-
ständige Schätzung der Lebenskraft und sorg-
ige Beobachtung der auf sie wirkenden
enzen aus dem Gebiete der Chirurgie auf
mer verbannt werden; und so wird über-
upt die Chirurgie allmählig eine neue An-
t und festern Grund erhalten, sobald nur
Philosophie und Medicin in engere Ver-
dung treten, sobald der Chirurg ein guter
turverständiger und helldenkender Philo-
h ist.

§. 90.

Eine *Anwendung* alles dessen, was bis-
in dieser Abhandlung ist vorgetragen wor-
, auf die Praxis der Medicin und Chirur-
stellt, wird zu gutem Beschlusse des Gan-
zen nicht am unrechten Platze stehen.

Die Praxis der äußerlichen und innerli-
en Heilkunde zerfällt in zwei Hauptbran-
n: in die Civil- und Militär-, oder eigent-
er, Feldpraxis. In der einen ist oft das
ht auszuführen, was in der andern ohne
eres unausführbar ist. Es müssen also
vom Verfasser vorgelegten Meinungen in
sicht der Ausführung einer festen Verei-
ung der Medicin und Chirurgie vorher erst
ersucht werden, ob sie in der Civilpraxis

ſowohl, als in der Militärpraxis ausführbar sind, und im Falle sie es sind, wie und unter welchen Umſtänden und Modificationen allenfalls sie anzuwenden wären. Daſs die Meinungen des Verf., die er zur Begründung einer glücklichen Vereinigung der Medicin und Chirurgie bisher vorgelegt hat, überhaupt ausführbar sind, bedarf hier wohl keiner wiederholten Unterſuchung, es ergiebt sich von ſelbſt aus dem Vorhergehenden. Es muſs alſo hier nur noch erörtert werden, *wie* die vorgelegten Meinungen in Rückſicht ihrer Ausführung auf die zwei Hauptzweige der Praxis angewendet werden können.

Was fürs erſte die Civilpraxis betrifft, ſo ſollten *a*) die Regenten aller Länder (wären dieſe auch noch ſo klein) immer darauf antragen, und es auch durch ein Geſetz gebieten, daſs immer der halbe Theil der practicirenden Aerzte in einem Lande auch practicirende Chirurgen ſeyn ſollten. So würden Medicin und Chirurgie immer nach den Regeln der Kunſt, mit Hintanſetzung ſchädlicher Empirie, ausgeübt werden, und die Landesbewohner wären immer mit guten innerlich und äuſserlich heilenden Aerzten verſehen. Dabei müſsten die niedern Chirurgen bei ihren oben angegebenen Handbeſchäftigungen ein für allemal bleiben; Uebertretung müſste

i ihnen auf jeden Fall ernstlich geahndet
erden. — b) Keinem Arzte sollte die Pra-
s in einem Lande erlaubt werden, der nicht
ie chirurgische Operationen, wenigstens am
adaver, gesehen, und der sich nicht von al-
n oder den meisten chirurgischen oder äus-
rlichen Krankheiten deutliche Erfahrungs-
egriffe gesammelt hat; dies müsste durch ei-
e anzustellende Prüfung eines Collegium me-
icum untersucht werden.

c) Durch diese angegebenen Maassregeln
ürden sich die Landesregenten sicher stel-
n, dass der eine halbe Theil der Aerzte im
ande gute practische Chirurgen, der andere
lbe Theil gute theoretische Chirurgen sind,
elches letztere immer auch seinen Nutzen
t, und so würde die Chirurgie immer in ge-
uer Verbindung mit der Medicin stehen.

In Rücksicht der Militärpraxis könnten
lgende Punkte festgesetzt werden, durch de-
n Beobachtung eine feste Vereinigung der
edicin und Chirurgie, als welche vorzüglich
ei der Feldpraxis in Anschlag gebracht wer-
en muss, begründet werden könnte.

1) Das Feldmedicinal-Personale sollte in
rei Classen abgetheilt werden, nemlich a) in
loss innerlich heilende Aerzte, b) in chirur-
ische Aerzte, die Medicin und Chirurgie zu-

gleich ausüben, und c) in die niederen Chirurgen.

2) Die erste Classe soll nur wenige Individuen unter sich begreifen; ihr Geschäft soll vorzüglich Leitung des Feld-Sanitätswesens und Aufsicht über die Feldmedicinalpolizei seyn; auch sollen sie sich vornemlich bei grossen eingerissenen Epidemien thätig zeigen u. s. w.

3) Die zweite Classe oder die chirurgischen Aerzte sind die eigentlichen Feld- und Soldaten-Aerzte; sie curiren bald innerlich durch Verordnung der Arzneien, bald äusserlich durch Handanlegung und Operationen. Sie sollen den bei weitem grössten Theil des Feldmedicinalpersonale ausmachen; ihre Anzahl muss nach der Menge der Soldaten einer Armee bestimmt werden. Bei den östreichischen und preussischen Armeen sind die Regimentschirurgen dergleichen chirurgische Aerzte; es sollten aber immer mehrere als nur ein chirurgischer Arzt bei einem Regimente angestellt seyn; dadurch würde die medicinische Pfuscherei der Unterchirurgen, wodurch manchmal mehr Schaden als durch den Feind angerichtet wird, gänzlich aufgehoben werden.

4) Die niedern Chirurgen, sonst auch nicht unschicklich Unterchirurgen genannt, sollen nur die einfachern chirurgischen Hand

ungen (welche oben bemerkt sind) zu
n Berufsgeschäfte machen; sie sollen die
lgehülfen der chirurgischen Aerzte bei
en Operationen seyn; mit dem Verbande
im Felde so häufig und so mancherlei
ommenden Wunden und andern äussern
etzungen sollen sie sich unter der Auf-
und Besorgung der chirurgischen Aerzte
glich abgeben u. s. w. Die Zahl der
rchirurgen muss, wenn sie nicht grösser
soll, wenigstens eben so gross, als die
der chirurgischen Aerzte seyn. Vor al-
aber soll ihnen die Behandlung der in-
chen und allgemeinen Krankheiten, wel-
oft wahre Misshandlung des Kranken ist,
lich untersagt seyn; die äusserlichen Lo-
ankheiten, und von diesen nur die min-
wichtigen, sollen allein das Objekt ihrer
rgischen Behandlung seyn.

6) Um tüchtige chirurgische Aerzte für
Armeen zu bilden, müsste man bei den
anstalten zur Bildung der Feldärzte von
Principium ausgehen, dass nur solche, die
das Studium der Arzneiwissenschaft ab-
rt haben, also angehende practische Aerz-
nd, zu guten practischen Chirurgen gebil-
werden können und sollen. Sonst wollte
, um die Vereinigung der Medicin und
rgie ins Werk zu setzen, angehende Chi-

gleich ausüben, und c) in die niederen Chirurgen.

2) Die erste Classe soll nur wenige Individuen unter sich begreifen; ihr Geschäft soll vorzüglich Leitung des Feld-Sanitätswesen und Aufsicht über die Feldmedicinalpolizey seyn; auch sollen sie sich vornemlich bei grossen eingerissenen Epidemien thätig zeigen, u. s. w.

3) Die zweite Classe oder die chirurgischen Aerzte sind die eigentlichen Feld- und Soldaten-Aerzte; sie curiren bald innerlich durch Verordnung der Arzneien, bald äusserlich durch Handanlegung und Operationen. Sie sollen den bei weitem grössten Theil des Feldmedicinalpersonale ausmachen; ihre Anzahl muss nach der Menge der Soldaten einer Armee bestimmt werden. Bei den östreichischen und preussischen Armeen sind die Regimentschirurgen dergleichen chirurgische Aerzte; es sollten aber immer mehrere als nur ein chirurgischer Arzt bei einem Regimente angestellt seyn; dadurch würde die medicinische Pfuscherei der Unterchirurgen, wodurch manchmal mehr Schaden als durch den Feind angerichtet wird, gänzlich aufgehoben werden.

4) Die niedern Chirurgen, sonst auch nicht unschicklich Unterchirurgen genannt, sollen nur die einfachern chirurgischen Hand-

Krankheiten, Zänkereien über den Vorzug der Medicin vor der Chirurgie, oder dieser vor jener dem Publicum mehr zum Nachtheil der Kranken und ihrer Anhänger Preis gegeben wären, es wird weder Hass noch Neid unter Aerzten und Chirurgen mehr statt finden; Medicin und Chirurgie werden auf diese Weise nie mehr von einander getrennt, sondern eins seyn, wie auch ihr Zweck eins ist. — *)

*) Die ganze Frage löset sich also in folgende einfache Sätze auf. Die Chirurgie als Wissenschaft ist ein Theil der Medicin (Heilkunde) und kann gar nicht von ihr getrennt werden. Der ausübende Theil (*operative Chirurgie*, die eigentlich allein nur Chirurgie heissen sollte), ist eine bloss mechanische Fertigkeit, zu der eigene Anlage und Uebung gehört, die man also nicht jedem Arzt zumuthen kann. Sie ist also bloss als Instrument zu betrachten, was erst nützlich wird, wenn ihre Anwendung durch wissenschaftliche Grundsätze, folglich durch Medicin, geleitet und bestimmt wird. — Jeder Arzt muss daher auch wissenschaftlicher Chirurg seyn, aber er braucht nicht ausübender zu seyn, wenn er nicht eine besondere Anlage dazu fühlt. Jeder Operateur aber bedarf die Medicin zu seinem Geschäft entweder in seiner Person vereinigt, oder in der Verbindung mit einem Arzt. Der blosse Operateur ist, so gut wie sein Messer, ein blosses Instrument, welches erst eine rationelle Führung bedarf, wenn es eine Wohlthat für die Menschheit werden soll.

d. H.

III.

Ueber Kuhpocken-Impfung.

Der Auffatz im 3ten Stück des 11ten Bandes dieses Journals S. 162 — 64 veranlaſst mich, ein Bruchſtück eines Kapitels aus der verſprochnen Schrift über dieſen Gegenſtand auszuheben und hier mitzutheilen, um den Leſer früher mit einigen praktiſchen Regeln bekannt zu machen, und um meine Herren Amtsbrüder darauf verweiſen zu können, die beim Verlangen des Blatternſtoffs sich nach meiner Impfmethode erkundigen.

Die erſte und einfachſte Impfmethode war die, daſs man mit einem Messerchen den Blatternſtoff aus der Pocke der Kuh, oder eines ſchon angeſteckten Kindes, aufnahm, und ihn unter die Oberhaut der gewöhnlichen Impfſtelle des Arms ſchob, ihn eintrocknen lieſs und ſo das Entſtehen der Blatter erwartete. Nie iſt mir

diese Methode fehlgeschlagen, ohne daſs ich nöthig gehabt hätte, nach *Trotters* Rath den Arm lauwarm zu baden, oder vor der Operation mit Flanel zu reiben. Um öfter mit flüssigen Eiter impfen zu können, schlug *Jenner* vor, ihn zwischen matt geschliffne Glasplatten aufzubewahren, in deren Mitte eine Vertiefung, zur Aufnahme der mit Materie getränkten Baumwolle oder Charpie, oder Schwammstückchen, befindlich seyn müsse. Sicherte man diese durch *Zusammenbinden* der Platten und Umkleben mit Pflaster gegen den Zutritt der Luft, so konnte sich der Blatternstoff 6 Tage frisch erhalten, und man dürfte, wenn man in dieser Zeit impfen wollte, die Glasplatten nur öffnen, die Baumwolle mit dem Messerchen so drücken, daſs der Eiter anhaftete, und ihn dann damit unter die Haut schieben. — So beliebt diese Aufbewahrungs-Methode auch ist, so gefiel sie mir doch aus folgenden Gründen nicht:

1) Wenn man den Eiter zwischen Glasplatten verschickt, so trocknet er gewöhnlich, auch bei der besten Aufbewahrung, etwas ein, und man sieht sich genöthigt, ihn ein wenig zu verdünnen, wenn man dann impfen will. Diese Verdünnung schadet zwar, wie ich oft beobachtete, der Wirksamkeit nicht, aber sie ist zu täuschend, man glaubt mehrere Subjekte

ollene sogenannte Tambourgarn, und schnitt
it viele ohngefähr ⅛ — ¼ Zoll lange Endchen
b, als etwa hinreichend waren, um die Telle
i der Glasplatte, oder eine ganz kleine Fla-
he mit gläsernen Stöpsel, zu füllen; öffnete
ann am 7ten oder 8ten Tage die Pocke an
ehreren Stellen, und legte so viele Fäden
uf, als reichlich getränkt werden konnten,
ie sich dann beim kleinsten Druck leicht voll
ogen, und so lange einer neuen Portion Platz
lachen müssten, als die Blatter Lymphe gab.
Var das Loch in der Platte mit Fäden angefüllt,
o strich ich dennoch einige Tropfen Lymphe
berher, so dass kein ungetränktes Fädchen
brig bleiben konnte. Beim Impfen drückte
ch dann den Eiter nicht aus, sondern machte
n jeden Arm 2 feine Hautrisse, und legte in
eden eins von den kleinen getränkten Fäd-
hen, die, wenn sie noch nass waren, sich
er kleinen Wunde genau anschmiegten, und
enn sie schon etwas getrocknet waren, sich
ntweder durch das hervorschimmernde Blut,
der durch eine sehr leise Berührung mit
peichel, leicht wieder anfeuchteten. — Den
ngefüllten Querriss bedeckte ich unmittelbar
it Heftpflaster.

Zweite Impfmethode. Sie wurde, weil
ch die flüssige Materie nur eine so kurze
eit conserviren lässt, nothwendig. Man

tränkte nämlich baumwollene Fäden mit Blatternstoff, trocknete sie schnell, bewahrte sie in wohl verschlossnen Gläsern auf, und schnitt sich kleine ½ Zoll lange Stückchen ab, die, wenn sie mit Wasserdämpfen oder durch das Anhauchen befeuchtet waren, in 2 bis 3 Querrisse, aus welchen Blut hervorschimmerte, an jeden Arm gelegt und dann mit Klebpflaster befestigt wurden. Man hat sich dieser Methode oft bedient, aber auch sehr häufig über das Mifslingen derselben geklagt. Die Schuld lag wahrscheinlich daran, dafs man 1) zum Aufnehmen der Materie zu grobe Baumwolle gebrauchte, welche sich beim Impfen nur auf den Rifs legen und sich so beim Ueberkleben des Pflasters leicht verschieben liefs, 2) Dafs man zu tief schnitt, und so durch das zu starke Hervordringen des Bluts die Materie zu sehr einhüllte. 3) Dafs man durch das Anhauchen den Faden zu wenig, durch Wasserdämpfe zu viel befeuchtete.

Nur selten ist mir diese Inoculationsart mifslungen, ich verfuhr dabei folgendermafsen:

Einen Faden von der feinsten Tambour-Baumwolle tränkte ich zuerst sorgfältig, und liefs ihn dann nicht, wie Einige wollen, zum Aufbewahren *nur etwas* trocken werden, sondern trocknete ihn am Ofen schnell und ganz,

nun trug ich noch wohl ein oder zweimal Blatternstoff überher, liess auch diesen wieder trocknen, und bewahrte die ganz steifen Faden in Gläsern auf*). So viele Risse ich machen wollte, so viele Stückchen, von der Grösse eines ¼ oder ⅛ Zolls, schnitt ich ab: benetzte meinen Finger, wenn die Schnitte gemacht waren, nur sehr wenig mit Speichel, so dass das Messerchen, welches ich darüber hinstrich, nur ein wenig befeuchtet wurde, näherte dann einen Faden damit, welcher nun leicht anhaftete, und sich bequem in den Hautriss abstreichen liess, der dann davon genug angefeuchtet wurde, und den Faden nicht heraus liess, so oft man auch darüber hinstreichen mogte. War bei einer dicken Haut das durchschimmernde Blut nicht hinreichend, den Faden anzufeuchten, so benutzte ich dazu mein nur wenig mit Speichel benetztes Messerchen. Sich hiezu des Wassers zu bedienen ist nicht rathsam, weil oft zu grosse Tropfen am Messerchen hangen bleiben, die die Materie verwässern würden. Die Anfeuchtung mit Wasserdämpfen geht für

*) Zum Versenden der Faden gebrauche ich keine Thermometer-Röhren, weil sie auf den Posten zuweilen zerbrochen wurden, und weil gut versiegelte Federspuhlen eben die Dienste leisten.

ungeduldige Kinder auch viel zu langſam von ſtatten, ich habe Ohnmachten von bloſser Angſt bei der kleinen Operation entſtehen ſehen, und dieſe wird durch alles Herbeiſchaffen von Waſsertöpfen u. ſ. w. ſehr vermehrt. Je einfacher und kürzer die Impfart iſt, je beſſer iſt ſie, und ich hoffe daher von geübten Impfärzten für dieſe kleinlich ſcheinende Beſchreibung Verzeihung zu erhalten. Wie geſagt, nur bei ſehr wenigen ſchlug dieſe Methode fehl *), ſelbſt wenn ich mit 10 oder

*) Aerzte, die drei bis viermal trockne Fäden vergeblich zum Impfen gebrauchten, brachten mit den meinigen ſogleich Blattern hervor. Ich nenne hier nur den Leibmedicus *Graumann* in Bützow, und den Herrn Dr. *Roth* in Swinemünde, deſsen Worte ich mir die Erlaubniſs nehme hier anzuführen: »Mit »Ihrer 11 Tage alten Materie impfte ich, vermittelſt »der feinen Fädchen in der Federſpule, 4 Subjekte, »und bei allen haftete ſie. Der Verlauf war der »gewöhnliche, und alle erhielten eine Menge unor»dentlich hervorbrechender Kuhblätterchen, nach»dem das Fieber und die groſse peripheriſche Röthe »längſt verſchwunden war. Eben dieſe und noch »3 andere Subjekte impfte ich mit der vom Herrn »Hofchirurgus *Stromeyer* in Hannover erhaltenen, in »einer Barometerröhre verſchloſsnen, 14 Tage alten »Materie fruchtlos; zum Beweiſs, daſs Ihre Impfme»thode mit den ſehr feinen, ganz in den Hautriſs »einpaſsenden Fäden, bei trockner Materie, die beſte »iſt. Auch die vom Hrn. Geh. Rath *Heim* aus Ber»lin erhaltene kaum 14 Tage alte Materie wollte »nicht haften, aber ſie war auch auf einen fünffach »dickeren Faden, als die Tambourbaumwolle iſt.«



12 Wochen alter Materie impfte, ohne daſs ich nöthig gehabt hätte, die Kruſte abzukratzen und am 2ten Tage einen neuen Faden einzulegen, welches bei vielen Impflingen bei wenigem Eitervorrath und bei einer groſsen Reiſepraxis kaum möglich zu machen iſt. — Die unmittelbar auf den Faden gelegten Klebpflaſter lieſs ich, wie Einige wollen, nicht drei Tage liegen, ſondern immer nach 24 Stunden abnehmen, weil ich fürchtete, ſie mögten eine Eiterung in der Wunde bewirken, und dann war ich auch überzeugt, daſs das Gift ſeine Wirkung ſchon in den erſten Stunden verrichtet hat. Oft war Pflaſter und Faden bald nach der Operation, bei ſehr lebhaften Kindern, abgefallen, und doch kamen die ſchönſten Blattern zum Vorſchein.

W. Sachſe, Dr.

IV.

Krankheitsgeschichten

zur richtigern Beurtheilung der Epidemie die vorzüglich in der ersten Hälfte des Februars 1801 zu Wittenberg herrschte.

(Siehe das vorige Stück dieses Journals.)

1.

W. Ein Student von 21 Jahren, welcher den 6. Febr. Abends wider Gewohnheit nicht hatte einschlafen können, wurde nach Mitternacht von Bangigkeit, Spannung um die Präcordien und heftigem Schweisse befallen. Diese Zufälle schienen zuzunehmen, und ich wurde deswegen früh um 2 Uhr zu ihm gerufen. Ich fand seinen Puls etwas häufig, ungleich und weich, und da ich in diesen Umständen den Anfang der epidemischen Krankheit ahndete; so liess ich ihm sogleich ein

Vomitiv aus Brechweinstein nehmen. Dies machte einige gallige Ausleerungen von oben, und der Kranke befand sich ziemlich wohl darnach; nur dauerte der Schweiſs noch fort. Um diesen zu unterhalten, und zugleich die Kräfte zu unterstützen, verordnete ich ihm itzt eine Mischung aus gleichen Theilen *Pulv. Rad. Valerian. fylv.* und *Cort. Peruv.* alle 2 Stunden zu 1 Theelöffel in rothem Weine zu nehmen, und zum Getränk Fliederblüthenthee. Er schwitzte darauf in der Nacht wieder sehr stark, und konnte nicht schlafen. Demungeachtet stand er am folgenden Tage auf, fühlte sich nicht sonderlich matt, und bekam natürliche Oeffnung; Appetit aber hatte er nur wenig. Die dritte Nacht war ruhiger, und der Schweiſs mäſsiger; und am folgenden Tage befand er sich so wohl, daſs die Krankheit schon geendigt zu seyn schien. Allein wider Vermuthen trat schon in der nächsten Nacht heftige Angst und Hitze mit starkem Schweiſse ein. Diese Zufälle hielten in geringem Grade auch am Tage an, und auf der Brust zeigte sich ein durch die Haut schimmerndes Friesel. Um den Ausbruch desselben zu befördern, verschrieb ich dem Kranken itzt eine Mischung aus 1 Unze *Spir. Minder.*, eben soviel *Oxym. simpl.* und 2 Unzen Wasser, Eſslöffelweise zwischen der China zu

nehmen, zugleich aber *Spir. Vitrioli*, um durch kleinere oder gröſsere Gaben die Hitze und Angſt möglichſt zu mäſsigen. Nichts deſto weniger wuchs die letztere gegen Abend von neuem an, der Puls wurde häufiger und kleiner, der Durſt und die Hitze gröſser, die Zunge trockner, der Blick unruhig, die Sprache haſtig. Dieſe Zufälle nahmen in der Nacht immer mehr zu; der Kranke verlor allmählig das Bewuſstſeyn, fing an zu lachen, irre zu reden, sich zu entblöſsen und wild umherzuwerfen. Um 9 Uhr des Morgens ſprang er aus dem Bette, fiel aber bald darauf in Taumel mit Röcheln, worin er nach einer guten Stunde verſchied.

Oeffnung hatte er nur einmal in der Krankheit, nemlich am 8. Febr. gehabt. Von der Schwefelſäure, wie sie in der Apotheke vorräthig iſt, hatte er in den letzten 24 Stunden 1 Unze fruchtlos verbraucht. Das Frieſel hatte sich nicht über die Haut erhoben, und nach dem Tode fing ſein Leichnam bald an zu riechen.

II.

F. Ein Gelehrter von ſtarkem Körperbau, gegen 36 Jahr alt, welcher einige Tage zuvor viel Wein getrunken hatte, um sich vor der epidemiſchen Krankheit dadurch zu ver-

en, und sich überhaupt dafür sehr ge-
tet hatte, bemerkte auf einmal den gren
nar rothe Punkte an den Händen und
Gesichte, ohne daß er sich übrigens krank
ü fühlte. Er legte sich jedoch aus Vor-
mieder, und bekam ein Vomitiv aus
chweinstein. Schon hatte er 9 Gran des-
en ohne Wirkung genommen; als ich
t genöthigt sah, ihm noch ½ Gran Kupfer-
ol, in Wasser aufgelöst, zu reichen. Die-
ewirkte bald einige gallige Ausleerungen,
he ohne Beschwerde vor sich gingen.
dieselben vorüber waren, bekam der Kran-
alle 2 Stunden 1 starken Theelöffel voll
narindenpulver in Wein eingeweicht, und
Getränk Thee. Des Abends trat ein
er mit Durst und Hitze ein, die Nacht
uf war ziemlich schlaflos; und er litt in
elben an Aengstlichkeit und Schweiß ver-
len. Des Morgens zeigte sich Friesel auf
Brust; das Fieber war aber mäßig dabei,
Appetit leidlich, und Abends erfolgte von
t gewöhnliche Oeffnung. Anstatt des
napulvers, welches der Kranke nie gut
e vertragen können, wurde itzt eine Ab-
hung von 1 Unze desselben in 6 Unzen
ser, wozu während des Kochens 1 Unze
drianwurzel gesetzt worden war, alle 2 Stun-
zu 1 Eßlöffel verordnet, und dazwischen

jedesmal 1 Eſslöffel von einer Miſchung aus 1 Unze *Spir. Minder.*, eben ſo viel *Oxym. simpl.* und 2 Unzen Wasser; die Bruſt aber ward mit Frieſs bedeckt. Allein demungeachtet war die folgende Nacht völlig ſchlaflos, und die Angſt wuchs in derſelben bis zur Verzweiflung. 6 Gran Moſchus (alle halbe Stunden zu 1 Gran) mäſsigten sie nicht. Der Kranke fing an zu deliriren, und endlich zu rasen, bis er um 6 Uhr des Morgens plötzlich in *Sopor* verfiel. Itzt ſchloſs er die Augen, und fing fürchterlich an zu röcheln; die Haut war dabei feucht, der Puls aber äuſserſt häufig und kaum fühlbar. Endlich erfolgte um 7 Uhr unter dieſen Umſtänden der Tod.

III.

V. Eine Dienſtmagd von ohngefähr 30 Jahren wurde den 8ten Februar früh um 3 Uhr von Hitze, Beängſtigung, Neigung zum Erbrechen und Kopfſchmerz befallen. Ein Brechmittel aus *Tart. emet.*, welches sie ſogleich nahm, leerte viele Galle aus, worauf die Uebelkeit verſchwand, der Kopfſchmerz aber fortwüthete. Des Morgens fand ich ihren Puls ſchon ungleich, ausſetzend und ſehr häufig; sie klagte über groſse Hitze und Angſt, hatte aber wenig Durſt, ohngeachtet die Zunge trocken und der Schweiſs ſehr ſtark war.

Des Kopfschmerzes wegen wurde ihr ein *Vesicator.* in den Nacken, und da sie nachher auch über Brustschmerzen klagte, ein andres auf die Brust gelegt; innerlich aber nahm sie alle 2 Stunden 1 Efslöffel von einer Unze Chinarinde in 6 Unzen Wasser abgekocht, mit 10 Tropfen gemeiner Salzsäure. Allein trotz dieser Mittel wuchs die Angst und Ungeduld Abends ungemein, der Schweifs verminderte sich, die Haut wurde trocken und brennend, der Puls klein und häufig, die Sprache hastig. Gegen Mitternacht fing der Kranken das Bewufstseyn an zu schwinden; sie wollte um 1 Uhr aus dem Bette springen, ward aber daran verhindert; sie fing darauf laut an zu lachen und verfiel dann plötzlich in *Sopor* mit Röcheln. So blieb sie bis um 3 Uhr des Morgens betäubt, wo sie ohne weitere Zufälle starb.

Schon in den letzten Stunden ihres Lebens wurde ein cadaveröser Geruch um sie her bemerkt, der nach dem Tode sehr schnell zunahm. Hände und Vorderarme wurden schwarzblau, und am Oberleibe so wie an den Extremitäten zeigten sich gröfsere und kleinere bläuliche Flecken.

Wenn man nun diesen 3 von mir näher beobachteten traurigen Fällen zu Folge die Bösartigkeit und den hitzigen Verlauf die-

ſer epidemiſchen Krankheit nicht zu verkennen im Stande iſt; ſo wird gewiſs durch die folgenden Krankheitsgeſchichten der Nutzen des verſüſsten Quecksilbers in derſelben um ſo einleuchtender werden.

IV.

S. Ein lebhafter junger Gelehrter von 28 Jahren empfand den 6. Febr. Vormittags auf einmal ein Miſsbehagen des ganzen Körpers, auf welches Hitze und Schweiſs ausbrach. Der Appetit war zwar vermindert dabei, doch aſs er Mittags noch eine ziemlich ſchwere Speiſe. Nach Tiſche verloren sich alle krankhafte Empfindungen gänzlich, und der Schlaf war die Nacht darauf ruhig. Am folgenden Morgen aber, wo der Kranke durch eine traurige Nachricht in Schrecken geſetzt wurde, trat von neuem Hitze und Schweiſs, mit groſser Aengſtlichkeit verbunden, ein. Er aſs des Mittags aus Mangel an Appetit nichts, erholte sich aber nach Tiſche durch ruhigen Schlaf, der ihn ſehr erquickte. Allein gegen Abend überfiel ihn wieder Aengſtlichkeit und Schweiſs, und weil er dabei einen Schauer im Rücken empfand, während die flachen Hände und Fuſssohlen ſtark ſchwitzten; ſo legte er sich ins Bette. Hier fing er bald heftiger an zu ſchwitzen, und von einem Schmerze im linken *Hy-*

chondrien, der sich über den halben Unter
b nachher ausbreitete, geängstigt zu wer-
n. Demungeachtet schlief er zu Anfang der
acht ruhig ein, erwachte aber nach 12 Uhr
eder, und fing auf eine sonderbare Art mit
llem Bewußtseyn an zu phantasiren. Er
dete sich nemlich ein, er solle vergiftet
erden, und war deswegen, selbst von seinem
uder, nicht zum Einnehmen zu bewegen
beobachtete die Umstehenden genau, und
tete sich sorgfältig vor dem Einschlafen.
ld bat er um sein Leben, bald bewies er
t Gründen, daß sein Tod nicht nothwen-
g sey. Nichts destoweniger war er sich be-
ßt, daß er phantasirte; denn öfters fragte
dazwischen, ob er nicht ‚dummes' Zeug ge-
sprochen habe? und hütete sich sorgfältig
r Entblößung der Brust. Dieses sonderbare
lirium dauerte eine gute halbe Stunde, und
r Ideengang während desselben ist ihm [illegible]
pt noch deutlich im Gedächtnisse. Nach
mselben folgte ruhiger Schlaf und Schweiß.
m 7ten huj. bemerkte man gegen Morgen
ne ungleiche Röthe der Haut auf der Brust
d dem Rücken, wobei Hitze, Durst und
hweiß den ganzen Tag über anhielten. Die
cht darauf war ziemlich ruhig; allein um
Uhr des andern Morgens trat trockne
nnende Hitze mit großer Beängstigung ein.

welche sich um 2 Uhr Nachmittag mit Sch
und Schweifs endigte. Auch in der fol
den Nacht fand sich Schlaf und Schweifs
und den 9ten *huj.* war der Kranke sehr
ter. Er bekam sogar gegen Abend
Appetit, und gegen die Nacht, 2 Ausle
von etwas trocknem Unrath. Dies
erstemal, dafs er in der Krankheit O
hatte, wiewohl er auch diese durch
Pressen beinahe erzwingen musste.
diesen Umständen war er bis itzt von
andern Arzte mit gelinden schweifstrei
Mitteln behandelt worden. —

Die Nacht zwischen dem 9ten und
hatte er sich im Schlafe die Füfse entbl
und war darüber aufgewacht. Voll Furcht
der Erkältung suchte er sich durch heifsen Th
wieder in Schweifs zu bringen, welches
bald gelang. Allein beim Ausbruche de
ben überfiel ihn zugleich die heftigste A
welche immer mehr zunahm, und um 8
des Morgens in Verzweiflung überging.
dieser gab er alle Hoffnung zum Leben
und stiefs das Bett, womit er sich bisher sor
fältig bedeckt hatte, von sich. Sein Puls w
dabei sehr häufig und klein, die Haut bre
nend und fast ganz trocken, das Friesel
an den meisten Theilen des Körpers her
und an den Spitzen mit eiterartiger Feucht

erfüllt. Ich ließ ihn nur aus der Kam-
in die Stube bringen, [illegible]
schnell als ein Gesunder herumging.
beweiset, daß seine Munterkeit wenig
[illegible] haben konnte; und weil ich keine
[illegible] vom durchbrechenden Friesel befürchtete,
verordnete ich, ihm ein Blasenpflaster auf
Brust zu legen, und sein Getränk stark
Weinsteinrahme zu versetzen. Durch den
[illegible] Gebrauch desselben (er verbrauchte 2
[illegible] crystallinischer in ein paar Stunden)
[illegible] die Angst bald sehr gemildert. Da ich
[illegible] andern ähnlichen Beobachtungen [illegible]
[illegible] die Rückkehr derselben in höherm Gra-
nichts destoweniger zu fürchten hatte, und
der den Kranken gleich anfangs unter die
Umständen [illegible], so wagte
noch an demselben Tage einen Versuch
versüßtem Quecksilber an ihm. Ich ver-
[illegible] ihm nämlich des Nachmittags eine
[illegible] aus 1 Skrupel desselben mit 1 Unze
[illegible], alle 2 Stunden zu 1 guten Mes-
[illegible] spitze voll, in Wasser zu nehmen. Dies
wirkte gegen Mitternacht ein paar Auslee-
[illegible], auf welche dann ruhiger Schlaf und
[illegible] ohne alle Angst erfolgte. Den Mor-
[illegible] darauf war der Kranke heiter, und klagte
[illegible] noch über einen drückenden Schmerz
[illegible] auf der linken Seite der Brust. Sein

Puls war dabei nicht sehr häufig, und
freier, als den Tag zuvor. Ich liefs ihm m
mehr das Quecksilbermittel den ganzen V
mittag abwechselnd mit Chinapulver fortn
men, worauf den Nachmittag und Abend ü
15 Ausleerungen durch den Stuhl erfolgt
Weil sich aber der Kranke dadurch zieml
geschwächt fühlte; so sah ich mich genöth
dem weitern Fortgange derselben durch *La*
liqu. Sydenh. alle 2 Stunden zu 5 Trop
allmählig Einhalt zu thun. Es erfolgte dar
in der Nacht ruhiger Schlaf und mäfsige A
dünstung, des Morgens aber Nasenbluten,
durch der Kranke ohngefähr ein halb Pfu
Blut verlor. Er fand sich dadurch erleichte
sein Puls war natürlich, frei und selten,
Schwäche eben nicht grofs, und das Fri
im Vertrocknen. Weil jedoch ein gerin
Husten entstanden war; so liefs ich d
Kranken zwischen seiner China noch ein p
Tage von folgender Mischung alle 2 Stun
1 Efslöffel nehmen: ℞. *Spir. Minder. Oxy*
simpl. ā ℥j. *Aqu. Flor. Sambuc.* ℥ij.
schwitzte darauf noch einige Nächte mäß
und bald kehrten alle Verrichtungen des K
pers in ihr Gleis zurück.

V.

R. Ein Student von guter Leibescon
tution und blühendem Ansehn, etwa 22 J

alt, welcher mit dem No. 1. genannten Kranken eine und dieselbe Stube bewohnte und in derselben Kammer schlief, wurde mit ihm zugleich in der Nacht vom 6ten zum 7ten Febr. von gleichen Zufällen fast in noch höherem Grade befallen, nur mit dem Unterschiede, dass er in der ersten Nacht, während des stärksten Schweisses, von selbst natürliche Oeffnung bekam, und dass sich schon den Morgen darauf eine Röthe der Brust bemerken liess, welches bei jenem nicht der Fall war. Bis zum 10ten verlief seine Krankheit ganz, wie bei jenen, und er wurde deswegen auch mit denselben Mitteln behandelt, nur erreichte die Angst noch keinen so hohen Grad. Allein den 11ten d. Mon., wo sein Freund den Geist neben ihm aufgegeben hatte, wuchs dieselbe ungemein an; sein Puls wurde häufiger und kleiner, der Durst und Hitze grösser, die Haut und Zunge beinahe trocken, ungeachtet das Friesel, das grösstentheils weisse Knöpfchen hatte, auf der Brust, dem Rücken und den Extremitäten sehr blühend stand und stark juckte.

Unter diesen Umständen wurde ich theils durch die Grösse der Gefahr, theils durch den glücklichen Erfolg des Versuchs mit Quecksilber im vorigen Falle, bewogen, dem Kranken ebenfalls 10 Gran *Merc. dulc.* mit Zucker

(alle 2 Stunden zu 2 Gran) zu verordnen. Es erfolgte aber an diesem Tage noch keine Ausleerung darauf, und die Angst liefs erst Abends auf ein Vesicatorium in der Herzgrube, vorzüglich aber auf ein Klystier, etwas nach. Die nächste Nacht war wieder schlaflos und ängstlich, und ich liefs daher dem Kranken am folgenden Morgen noch 9 Gran jenes Mittels in 3 Portionen nehmen. Auch itzt blieb er noch verstopft, ob er gleich wenig Angst empfand. Deswegen verordnete ich ihm Nachmittags noch 3 Gran versüfstes Quecksilber auf viermal zu nehmen. Allein ehe diese verbraucht waren, erfolgte schon eine starke Ausleerung, die dem Kranken grofse Erleichterung und Ruhe verschaffte. Es fand sich die Nacht darauf wieder etwas Schlaf ein, und erst am folgenden Morgen klagte er über vermehrte Hitze und einige Aengstlichkeit. Da keine Oeffnung wieder erfolgt war, so liefs ich ihm heute ein Abführmittel aus 1 Skrupel Jalappe und 5 Gran *Merc. dulc.* nehmen, und bewirkte dadurch Nachmittags einige Ausleerungen von Schleim und Unrath. Die Nacht darauf fand sich zum erstenmale in der Krankheit wieder ruhiger Schaf ein, und des Morgens war der Puls fast ganz natürlich; die Efslust vermehrte sich; die Angst aber, das Friesel und die heftigen Schweifse blieben aufsen

Demungeachtet ließ ich den Kranken an diesem Tage noch 4 Gran (auf viermal) nehmen, worauf ein paar Ausleerungen und am folgenden Tage einige Geschwulst des Zahnfleisches erfolgten. Letztere verschwand jedoch alsbald wieder, nachdem er einigemal Kalkwasser in den Mund genommen hatte; und ich wagte es daher, ihm den 16ten Juny noch 4 Gran von demselben Mittel zu reichen, welches auch ohne den geringsten Nachtheil geschah.

Auf diese Art hatte der Kranke seit dem 12ten Juny 2 Skrupel versüßtes Quecksilber verbraucht, zugleich aber eine Mischung aus gleichen Theilen *Pulv. Cort. Peruv.* und *Rad. Valer. silv.* alle 2 Stunden zu 1 starken Theelöffel voll genommen.

Itzt stand er wieder auf, fühlte sich nicht sonderlich matt, ging wieder an seine Arbeit, und befand sich in aller Rücksicht wohl. Mehrere Nächte hindurch erfolgte noch mäßiger Schweiß, und die Haut erhielt sich noch lange weicher.

VI.

Z. Ein Gelehrter von 26 Jahren, welcher den 7ten Junius eine Reise über Land gemacht hatte, erwachte den folgenden Morgen früh um 5 Uhr unter heftigem Schweißen mit Beängstigung und Herzklopfen. Ein Vomitiv

mit Brechweinstein, welches ich ihm [illegible] verordnete, machte einige galligte Ausleerungen von oben, ohne nach unten zu wirken. Die Aengstlichkeit liefs unmittelbar darauf nach, der Schweifs aber dauerte bis Nachmittag fort; dabei war der Puls klein und etwas [illegible], und die Efsluft sehr vermindert. Ich verordnete dieser Zufälle wegen sogleich eine Abkochung von 1 Unze Chinarinde in 6 Unzen Wasser, mit ½ Unze *Liquor anod. min. Hoff.* versetzt, alle 2 Stunden zu 1 Efslöffel, und zum Getränke Thee (zur Abwechslung in der Folge eine Abkochung von Brod oder getrocknetem Obste — und Wein mit Wasser verdünnt). Dem ungeachtet fand sich Abends Beängstigung ein, und weil sich der Kranke von versetzten Blähungen beklagtete, so bekam er einigemal ein paar Tropfen Aniesöl auf Zucker, ohne dafs jedoch Erleichterung oder Abgang derselben dadurch bewirkt worden wäre. Ich liefs ihm daher, weil ich diesen Zufall für einen Vorboten des Friesels ansah, ein Zugpflaster auf die Brust legen, um diesen schneller herauszulocken. Aber vergeblich. Die zweite Nacht war wieder sehr unruhig, und der Kranke schwitzte stark. Den folgenden Morgen befand er sich leidlich; allein Nachmittags trat von neuem Beängstigung ein, welche auch durch ein Opiat

nicht merklich, mehr durch Schwefelsäure, im Getränk häufig gereicht, gemäßigt wurde. Die dritte Nacht war wieder ziemlich unruhig, von starkem Schweiße begleitet, und des Morgens zeigte sich Friesel auf der Brust; die Angst aber, welche Nachmittags eintrat, wurde durch ein Klystier gedämpft. Allein am vierten Tage kehrte sie gegen Abend weit heftiger als je zurück, und wuchs unaufhaltsam bis nach Mitternacht an. Der Puls war dabei häufig und klein, die Haut brennend und trocken, so wie die Zunge, der Durst ungemein stark. Durch Klystiere und den starken Gebrauch der gemeinen Salzsäure (etwa zu 1 Drachma in ein paar Stunden) wurde sie gegen Morgen endlich gemäßigt. Dem ungeachtet war für das Leben des Kranken alles zu fürchten, da, so vielen ähnlichen Beispielen zu Folge, die Angst, wenn sie auch auf einige Zeit gemäßigt wurde, doch so lange immer heftiger zurückkehrte, bis er unterlag; und ich verordnete ihm daher sogleich das Mittel, dessen wohlthätige Wirkung ich den Tag zuvor hatte kennen lernen (man s. die 3te Krankengeschichte), ich meine das versüßte Quecksilber zu 8 Gran, wovon er alle 2 Stunden 2 Gran nehmen sollte. Dieses bewirkte 3 starke Ausleerungen von ziemlich consistenten Stuhlgängen, die den Kranken sogleich von aller Angst befreiten.

und die Ruhe in feinem Körper wieder her-
ftellten. Auch der Puls wurde von diefer Zeit
an freier und feltner, es kehrte Efslust und
ruhiger Schlaf zurück, die heftigen Schweifse
verminderten sich und der Friefel trocknete
ab. Diefer fchnelle Fortgang der Besserung
wurde unftreitig noch durch 18 Gran Calomel
befördert, woven der Kranke den 13ten [illegible]
12 Gran (alle zwei Stunden zu 2 Gran), [illegible]
den 14ten ejusd. 6 Gran (zu 1 Gran [illegible]
Stunden) abwechfelnd mit feinem Chinadecoct
nahm. Er bekam darauf des Tags ein [illegible]
fchleimige Ausleerungen, und den 16ten [illegible]
Speichelflufs, welcher zwar bald gehoben wur-
de, aber noch ein paar Wochen lang eine
Excoriation der innern Seite des linken Bak-
kens zurückliefs. Dabei war er aufser dem
Bette, konnte arbeiten, und fühlte sich, fo wie
in der ganzen Krankheit, wenig ermattet. Nur
blieb noch einige Zeit viel Neigung zum
Schweifse und zu Verftopfungen übrig, gegen
die er theils öftere gelind abführende Mittel,
theils eine Mifchung aus 1 Unze *Extr. Gent.
rubr.*, 2 Unzen *Tart. tartar.* und 8 Unzen
Wasser, täglich zu 4 Efslöffeln nahm.

Als etwas befonderes verdient noch be-
merkt zu werden, dafs er zu Aufange der
Krankheit viel Schleimauswurf ohne Husten
hatte, dafs der Schweifs vorzüglich auf der

Oberlippe ſtark und anhaltend war, und daſs während der Angſt die flachen Hände und Fuſs-ſohlen unerträgliches Brennen verurſachten.

VII.

M. Eine Tiſchlersfrau von beinahe 38 Jahren wurde den 5. d. M. gegen Abend von Hitze, Beängſtigung, Uebelkeit und Kopfſchmerzen befallen. Dieſe Zufälle gingen aber bald vorüber, und ſie befand ſich wohl bis zum Abend des folgenden Tages. Um dieſe Zeit nämlich wurde ſie durch die Nachricht von dem Tode einer Freundin plötzlich in Schrecken geſetzt, worauf die gedachten Zufälle zurückkehrten, und ſo heftig wurden, daſs ſie eine vorübergehende Ohnmacht bewirkten. Die Nacht darauf war ſchlaflos, und den folgenden Morgen fand ich die Kranke mit etwas fieberhaftem Pulſe im Bette. Sie klagte über Spannung um die Praecordien, Kopfweh und Misbehagen des ganzen Körpers. Nach 2 Ausleerungen von oben auf ein Vomitiv aus 15 Gran Ipecacuanha und 1 Gran Brechweinſtein mäſsigten ſich dieſe Zufälle ſehr merklich, ſo daſs auch in der folgenden Nacht leidlicher Schlaf erfolgte. Den Morgen darauf zeigte ſich ein Frieſel in der Haut, welches ſtark juckte; und die Kranke hatte einigen Appetit. Den 9ten d. M. erhob ſich

das Friesel stärker, und es erfolgte von selbst (zum erstenmale in der Krankheit) Abgang von einigem verhärteten Unrath. Es blieben sich darauf die Zufälle bis zum 13ten Febr. gleich, indem die Nächte gröſstentheils schlaflos, der Puls etwas häufig und zusammengezogen, Appetit und Durst mäſsig, die Stuhlgänge selten und hart waren. Dabei litt die Kranke an öftern Beängstigungen, ob das Friesel gleich ziemlich häufig am Leibe sowohl, als an den Extremitäten in Gestalt sehr kleiner weiſser Bläschen zum Vorschein gekommen war. Sie hatte bis jetzt alle 2 Stunden 1 Kaffelöffel voll Chinarinde in Wein genommen, zur Mäſsigung der Hitze und Aengstlichkeit aber eben so oft 10 Tropfen *Spir. Vitrioli*, und zum Getränk Fliederblüthenthee, worauf sie jedoch nie starken Schweiſs bekam. Den 13ten Febr. lieſs ich ihr 10 Gran versüſstes Quecksilber (alle 2 Stunden zu 2 Gran) nehmen, worauf Abends ein paar Ausleerungen erfolgten. Die nächste Nacht fand sich wieder ruhiger Schlaf ein, die Kranke fühlte sich am folgenden Tage wohl, und das Friesel fing an zu trocknen. Ich lieſs ihr jedoch binnen 2 Tagen noch 16 Gran *Merc. dulc.* verbrauchen, welcher denn auch mehrere schleimige Ausleerungen bewirkte. Die Kranke verlieſs darauf das Bette und erholte sich täglich mehr.

während daſs noch einige Zeit hindurch gelinde Nachtſchweiſse erfolgten.

VIII.

H. In der Nacht zwiſchen dem 5ten und 6ten Febr. wurde dieſe ſchwächliche Frau von einigen 30 Jahren von heſtigem Schweiſse befallen, nachdem sie ein paar Tage vorher ungewöhnlicke Hitze, zumal im Kopfe, empfunden hatte. Sie ſtand jedoch des Morgens auf, ob sie sich gleich ſehr matt fühlte und keinen Appetit hatte.

Die folgende Nacht war ſchlaflos, und es brach in derſelben von neuem Schweiſs mit Aengſtlichkeit und Kopfſchmerz verbunden aus. Den Morgen darauf, wie ich die Kranke zum erſtenmale ſah, und aus ihren Klagen ſo wie aus dem fieberhaften Pulſe den Anfang der epidemiſchen Krankheit erkannte; verordnete ich ihr ſogleich ein Vomitiv aus Brechweinſtein, welches auch viel Galle ausleerte, und einigemal nach unten wirkte. Die Kranke fühlte sich darnach zwar etwas ruhiger, jedoch auch ſchwächer, und da das Fieber mit kleinem häufigen Pulſe dennoch fortdauerte: ſo lieſs ich ihr eine Unze Chinarinde, in 6 Unzen Wasser abgekocht, wozu während des Kochens noch 1 Unze Baldrianwurzel geſetzt worden war, mit 2 Drachmen verſüſster Schwe-

fassen, alle 2 Stunden zu 1 Efslöffel nehmen. Die Nacht darauf war wieder schlaflos, und es erfolgte in derselben ziemlicher Schweiſs mit Aengstlichkeit, worauf sich früh ein rothes Friesel auf der Brust und den Armen zeigte. Appetit und Oeffnung aber fehlten. Am folgenden Tage, den 9ten Febr., trat beträchtliche Angst gegen Mittag ein, welche durch ein Opiat nicht merklich, mehr durch ein Zugpflaster auf der Brust und ein Klystier gemindert wurde. Den 10ten ejusd. nahm sie gegen Abend von neuem und zwar weit heftiger zu. Drei Gran Moschus (alle halbe Stunden 1 Gran) richteten nichts dagegen aus; Blasenpflaster hingegen, Klystiere und gemeine Salzsäure häufig im Getränke gereicht, mäſsigten sie sehr; die Kranke aber fühlte sich beim Nachlaſs derselben äuſserst kraftlos, und bekam in der folgenden Nacht keinen Schlaf, ob sie gleich das Friesel stark gehoben und Lymphe geschöpft hatte. Am folgenden Tage klagte sie sehr über Schmerzen in den Urinwegen und dem Mastdarme, vorzüglich beim Urinlassen (welche unstreitig nun Wirkung der spanischen Fliegen waren), und ich verordnete ihr daher eine Emulsion aus 1 Unze Mandelöl, einer halben Unze arabischem Schleim, 6 Gran Kampher und 6 Unzen Wasser; alle 2 Stunden zu 1 Efslöffel; zum Getränk aber

grützschleim. Dadurch wurden die Schmer-
in der Nacht gänzlich gehoben, und es
lgte Ruhe, aber kein Schlaf darauf. Den
m huj. liefs ich ihr 8 Gran versüfstes
ecksilber mit Zucker abgerieben (alle 2
aden zu 2 Gran) abwechselnd mit dem
madecocte nehmen, worauf denn Abends
paar Ausleerungen erfolgten, nachdem die
nke seit dem 7ten huj. keine Oeffnung
ser etwas weniges nach den Klystieren)
abt hatte.

Angst empfand sie an diesem Tage nicht;
h war der in der folgenden Nacht sich
tellende Schlaf noch ziemlich unruhig, und
Tag darauf das Fieber stark, ob sich gleich
on wieder etwas Efslust einstellte. Den
en Febr. überfiel die Kranke nach einem
tigen Aergernifs und Schrecken grofse Be-
mmung der Brust, die ihr das Reden sehr
chwerte. Allein dieser Zufall wurde theils
rch ein Blasenpflaster, theils durch *Liquor*
lerianae, theils durch ein paar Ausleer-
ngen von unten (welche auf 4 Gran Calo-
l erfolgten) gegen Abend gänzlich gehoben,
dafs schon in der nächsten Nacht, zum er-
nmale in der Krankheit, ruhiger Schlaf er-
gte. Den 15ten nahm die Kranke wieder
Gran Calomel mit Zucker auf viermal, hatte
ffnung darnach, bekam Appetit und fühlte

sich stärker; das Fieber liefs nach und die Haut fing sich an abzuschälen, kurz die Verrichtungen des Körpers kamen wieder in Gang. Allein den 16. Febr. fanden sich Spuren eines Speichelflusses ein, welche jedoch theils durch gelinde Abführungen, theils durch Beförderung des Schweifses mit geschwefeltem Wasserstoffgas und Kampher, theils durch *Collutoria* aus Kalkwasser, in ein paar Tagen gehoben wurden. Die Kranke verliefs darauf den 22. bey das Bette, und sah ihre Kräfte beim Gebrauche der Chinarinde in Pulver täglich immer mehr zunehmen.

IX.

Z. Den 7ten Febr. Nachmittags wurde ich zu einer ziemlich fest gebauten, aber durch zu starke Menstruation, die an Mutterblutsturz gränzte, nur vor wenigen Tagen ziemlich geschwächten Frau von 39 Jahren gerufen, welche auf einmal von heftiger Hitze, Beängstigung, Zittern in den Gliedern, Neigung zum Erbrechen und darauf folgendem Schweifse befallen worden war. Ihr Puls schlug dabei etwas häufig, und ich verordnete ihr daher, diesen Umständen gemäfs, ein Vomitiv aus Brechweinstein. Nachdem dasselbe einige galligte Ausleerungen von oben gemacht hatte; so liefsen die genannten Zufälle gröfstentheils

nach; allein der Puls blieb noch etwas fieberhaft, der Schlaf in der folgenden Nacht war ziemlich unruhig und der Appetit fehlte. Ich liefs ihr daher den 2ten Tag eine Abkochung von 1 Unze Chinarinde in 6 Unzen Wasser mit ½ Unze *Spir. Vitrioli dulc.* bereiten, und alle 2 Stunden 1 Efslöffel davon nehmen. Demungeachtet stellte sich gegen Abend starke Hitze und Beangstigung ein, welche aber auf ein Klystier, das etwas Oeffnung bewirkte, wieder nachliefs. Die folgende Nacht war schlaflos, und die Kranke empfand während des Schweifses ein Jucken auf der Haut, des Morgens darauf war dieselbe rothgesprengt, an den Handwurzeln aber zeigten sich weifse Frieselbläschen. Um 6 Uhr des Abends trat von neuem Beängstigung ein, wurde aber bald durch ein Klystier gehoben. Es erfolgte darauf Schweifs, aber kein Schlaf in der Nacht; und am Abend des folgenden 4ten Tages kehrte die Angst schon heftiger als je vorher zurück. Klystiere bewirkten itzt weder Oeffnung noch Ruhe, sondern die Beängstigung wuchs bis nach Mitternacht so an, dafs die Kranke beinahe das Bewufstseyn verlor; dabei war der Puls sehr häufig und zusammengezogen, die Haut aber trocken und heifs. Ich liefs itzt die Kranke 6 Gran Moschus hinter einander nehmen, Blasenpflaster auf die Brust

N 2

und Waden legen, und 6 Klystiere (die letztern mit einem Sennesblätterdecocte und Brechweinstein) geben. Nichts desto weniger blieben sie bei ihr, und es erfolgte weder Ausleerung noch Erleichterung der Zufälle; vielmehr wurde die Angst immer heftiger, und ging gegen Mittag des folgenden Tages in eine Ohnmacht über, aus der die Kranke jedoch Nachmittags, frei von der Angst, wieder erwachte. Ein Umstand verdient hier noch bemerkt zu werden, der vielleicht von keinem unbedeutenden Einfluss auf die glückliche Wendung der Krankheit war. Ich hatte nämlich den Tag vorher dem Manne der Kranken (dessen Krankheitsgeschichte man unter No. XIV. finden wird) 6 Pulver verschrieben, deren jedes 1 Gran Calomel und 10 Gran Zucker enthielt, und von diesen Pulvern hatte sie aus Versehn ein paar anstatt der Moschus haltenden bekommen. — Da sich aber demungeachtet keine Oeffnung einstellte, so trank die Kranke, ohne meine Verordnung, eine Abkochung von zwei Drachmen Sennesblättern, und bekam darauf den Abends einen Stuhl mit vieler Erleichterung. Ich liess ihr darauf, weil ihr die spanischen Fliegen eine Strangurie zugezogen hatten, eine Emulsion mit Kampher nehmen, und bald liess auch dieser Zufall nach. Die nächste Nacht

erfolgte schon leidlicher Schlaf, mit mässigem Schweisse, und den 12ten huj. liess ich der Kranken absichtlich 6 Gran Calomel (alle 2 Stunden zu 1 Gran) nehmen. Es machte aber keine Ausleerung, und Nachmittags stellte sich auch wieder einige Aengstlichkeit, obgleich in keinem so hohen Grade als gestern, ein. Die Nacht darauf war unruhig, und den 13. huj. der Puls noch ziemlich häufig. Ich liess der Kranken an diesem Tage noch 16 Gran Calomel (alle 2 Stunden 2 Gran) nehmen; aber auch itzt erfolgte noch keine Ausleerung, wiewohl sie auch nur wenig Beängstigung empfand.

Den 14ten huj. war der Puls immer noch fieberhaft, und die Kranke fühlte sich sehr schwach, da sie die Nacht vorher nicht hatte schlafen können. Demungeachtet verschrieb ich ihr 10 Gran Calomel mit ½ Drachma Jalappenwurzel und 1 Drachma Zucker, wovon sie alle 2 Stunden den 5ten Theil nehmen sollte. Dies geschah, und es stellte sich schon Vormittags eine schleimige Ausleerung davon ein, worauf Abends noch mehrere folgten. An diesem Tage blieb die Kranke von aller Angst verschont, und das Friesel fing an trokken zu werden. Sie bekam aber um 6 Uhr des Abends Kopfschmerz, welcher bis um 10 Uhr anhielt, da sie die ganze Krankheit über

frei davon gewesen war. Doch fand sich bald ruhiger Schlaf ein, der die ganze Nacht fortdauerte, und den 15ten war der Puls seltner und freier. Zugleich fing der Appetit an wieder rege zu werden, und es erfolgten auf 8 Gran Calomel, welche die Kranke auf viermal nahm, 3 schleimige Stühle. Abends hatte sie eine Anwandlung von Ohnmacht, schlief aber die Nacht darauf ruhig, und nahm am folgenden Tage wieder ein paar Gran Calomel. Diese bewirkten noch einige Ausleerungen von schleimigen Unrath, worauf denn alle Verrichtungen des Körpers bald wieder in Gang kamen, und des Nachts noch mäßige Schweisse erfolgten. Den 21sten Febr. stand sie wieder auf, ohne sich eben sonderlich matt zu fühlen; indessen blieb sie, so lange sich die Haut schälte, noch in der Stube.

Sie hatte auf diese Art wenigstens 50 Gran versüsstes Quecksilber genommen, ohne daß sich auch nur eine Spur vom Speichelfluß gezeigt hätte, ob sie gleich während des Gebrauchs dieses Mittels nichts weiter, als den oben erwähnten Chinatrank bekam. Vor dem Weine, den sie sonst in kleiner Menge zu trinken pflegt, hatte sie in der Krankheit Eckel.

X.

E. Eine sonst stets gesunde und robuste Frau von 38 Jahren, welche den 3ten Febr.

auf der Gasse ausgegleitet und darüber erschrocken war, fühlte seit dieser Zeit ein gewisses Misbehagen und Ziehn im Körper, welches aber seiner Geringfügigkeit wegen nicht von ihr geachtet wurde. Allein den 5ten huj. Nachmittags gesellten sich Schweiss und Beängstigung dazu, welche zwar Abends nachliessen, des Nachts aber von neuem zurückkehrten. Den 6ten überfiel die Kranke, nachdem sie aufgestanden war, ein höherer Grad von Beängstigung, mit Neigung zum Erbrechen und Ziehn in den Fingerspitzen. Ein Vomitiv aus *Rad. Ipecac.* und Brechweinstein, das ihr itzt gereicht wurde, hob nach einigen galligten Ausleerungen diese Zufälle gänzlich, nur blieb der Puls nach demselben noch beschleunigt und die folgende Nacht etwas unruhig. Den 7ten war das Fieber mäfsig; allein die Kranke klagte über Bangigkeit, welche Abends in starke Beängstigung überging, worauf in der Nacht viel Schweiss aber kein Schlaf erfolgte. Den 8ten zeigten sich auf der Brust und an den Extremitäten rothe Frieselpunkte, und es fand sich (zum erstenmale in der Krankheit) von selbst Oeffnung ein. Die folgende Nacht und mehr noch den Tag darauf litt die Kranke wieder an starker Beängstigung, welche Abends sehr zunahm. Die Haut wurde dabei ziemlich trocken, der Durst

gröſser und der Puls häufiger und klein.
Weil ich nun dieſe Angſt vom Durchbruche
des Frieſels herzuleiten geneigt war, ſo legte
ich ihr ein Vesicatorium auf die Bruſt, ver-
ordnete aber zugleich ein Klyſtier. Als auf
das letztere einige Ausleerung erfolgt war, ſo
lieſs die Angſt nach und es erfolgte Schweiß.
Den 10ten kehrte sie mehrmals zurück, da
sich das Frieſel gleich ſtärker gehoben und
wäſsrige Bläschen theils mit, theils ohne ent-
zündeten Grund gebildet hatte. Sie wurde
jedoch durch gemeine Schwefelsäure (*Spirit.
Vitrioli*), wovon die Kranke an dieſem Tage
über eine halbe Unze nahm, und durch Kly-
ſtiere gemäſsigt. Ebenſo ging es den folgen-
den Tag, und da sie von ſelbſt keine Oef-
nung wieder bekommen hatte; ſo verordnete
ich ihr den 12ten einen halben Skrupel *Merc.
dulc.* mit Zucker, wovon sie zwiſchen dem
Chinadecocte, das sie ſeit dem 3ten Tage der
Krankheit gebraucht hatte, alle 2 Stunden
2 Gran nehmen ſollte. Als dieſelben noch
keine Ausleerung bewirkten; ſo trug ich k
Bedenken, sie an dieſem Tage die von ih
Manne (m. ſ. die XV. Beobachtung) übri
lassenen 3 Gran auch noch verbrauchen
laſsen. Den 13ten bekam sie davon
ſtarke Ausleerung mit Erleichterung, wo
sich auch die folgende Nacht mehr S

einſtellte. Allein da es bei derſelben blieb und die Aengſtlichkeit zurückkehrte; ſo verſchrieb ich ihr den 14ten eine Miſchung aus 10 Gran verſüſstem Quecksilber, einer halben Drachme Jalappenpulver und 1 Drachma Zukker. Sie nahm alle 2 Stunden den 5ten Theil von derſelben, und bekam 3 Ausleerungen darnach. Die folgende Nacht ſchlief sie zum erſtenmale in der Krankheit ruhig, und den 15ten war ihr Puls frei und natürlich, es kehrte etwas Appetit aber keine Angſt zurück, und das Frieſel fing an zu vertrocknen. Dagegen ſchwoll das Zahnfleiſch auf, und den 16. ſtellte sich Speichelfluſs ein. Die Kranke befand sich jedoch übrigens wohl dabei, und er wich auch auf einige ableitende und ſchweiſstreibende Mittel bald. Sie behielt noch eine Zeitlang Neigung zu Verſtopfungen und Schweiſsen, und ſeit dem 18ten fanden sich Schmerzen im Maſtdarme ein, worauf nach dem Stuhle etwas Blut abzugehen pflegte. Dieſe Hämorrhoidalbeſchwerden, woran sie vorher nie gelitten hatte, dauerten auch noch einige Zeit fort, nachdem sich ihre *Catamenia* wieder eingeſtellt hatten, blieben aber nur von geringer Bedeutung. Wein hatte sie die Zeit der Krankheit über nicht getrunken, weil er ihr zuwider war.

Ob nun gleich, dieſen 7 letztern Krank-

heitsgeschichten zu Folge, das wirksamste Qu[illegible] allerdings in Tilgung der Angst, des schreckli[chen] Zufalls dieser Krankheit, sich vorzügl[ich] wirksam bewiesen; so that es doch auch [in] vielen Kranken, wo dieselbe nicht beträ[cht]lich oder gar nicht vorhanden war, sehr gu[te] Dienste. Von mehrern Beispielen diese[r] [...] nur eins derselben.

XI.

N. Ein hagerer aber übrigens gesund[er] Mann von 50 Jahren, welcher den 2ten Fe[b.] wider Gewohnheit Wein getrunken, und si[ch] wahrscheinlich zugleich erkältet hatte, kon[nte] die Nacht vom 3ten zum 4ten dieses Mona[ts] nicht einschlafen, ohne die Ursache seiner Un[ruhe] angeben zu können; dabei überfiel ih[n] eine Aengstlichkeit, auf welche heftig[er] Schweiss ausbrach; allein ob er sich gleic[h] ziemlich matt fühlte, so stand er doch na[ch] geendigtem Schweisse auf.

Die zweite Nacht war nicht besser al[s] die erste, und weil er in derselben wied[er] heftigen Schweiss bekam, so blieb er auch de[n] folgenden Tag über im Bette; dabei ware[n] die Verrichtungen seines Körpers, die Oeff[nung] ausgenommen, im Gange. Doch fan[d] ich seinen Puls, als ich Abends zu ihm geru[fen] ward, schon etwas häufig, und da ich de[n]

ösen Charakter der Epidemie fürchtete;
verordnete ich ihm ein starkes Chinade-
mit etwas Wein vermischt zu nehmen.
dritte Nacht war aber wieder schlaflos,
der Kranke empfand in derselben, wäh-
d des heftigsten Schweisses, ein starkes
nnen und Jucken auf der Haut der Brust
des Rückens, welche den Morgen darauf
gesprengt war. Weil nun der Kranke zu-
ch über einige Bangigkeit klagte: so ver-
nete ich ihm ein Brechmittel aus *Tart.*
t., welches ein paarmal von oben und un-
wirkte. Das Friesel erhob sich bald dar-
h immer stärker, und die Spitzen desselben
en sich in ein paar Tagen mit einer eitera-
gen Feuchtigkeit; die übrigen Zufälle aber
ben sich dabei bis zum [illegible]ten hinf. gleich,
l. der Kranke hatte mit heftigen Schweis-
, Verstopfung des Leibes und Schlaflosig-
zu kämpfen, sein Puls blieb etwas fieber-
, der Appetit aber leidlich. Unter diesen
ständen hatte ich ihm bis jetzt China- und
drianpulver zu gleichen Theilen (alle zwei
nden einen starken Theelöffel voll) in Wein
men lassen, zum Getränk eine Brodrinde
Wasser abgekocht mit Weinsteinsäure ver-
net, der Verstopfung aber durch Klystiere
begegnen gesucht.

An diesem Tage machte ich einen Ver-

fuch mit verfüſstem Quecksilber an ihm. Ich verschrieb ihm nämlich 8 Gran davon mit Zucker auf viermal zu nehmen, und sah schon Abends einige Ausleerungen von vielem Unrath darauf erfolgen. Ueberdies fand sich die nächste Nacht, zum erstenmale in der Krankheit, einige Stunden lang Schlaf ein, und ich trug daher kein Bedenken, dasselbe Mittel, beim fortgesetzten Gebrauch der China, am folgenden Tage zu wiederholen. Es bewirkte dasselbe itzt noch mehrere Schleimausleerungen, welche den Kranken keineswegs schwächten, sondern erleichterten; das Fieber verschwand seit dieser Zeit, Appetit und Schlaf wurden besser und das Friesel fing an zu vertrocknen. Den 14ten aber fand sich Speichelfluſs dafür ein, welcher bis zum 22. dauerte; allein der Kranke war dabei auſser dem Bette, und konnte ohne Anstrengung seine Geschäfte wieder verrichten. Er schwitzte noch einige Zeit nachher des Nachts sehr stark, und verlieſs nach 2 Wochen die Stube wieder.

Diese bis itzt von mir aufgeführten Krankheitsgeschichten schreiben sich alle aus dem Zeitraume her, wo die Krankheit allgemein herrschend war. Da sie jedoch auch noch nachher, wiewohl seltner, doch einzeln, vorkam; so hatte ich Gelegenheit die wohlthätigen Wirkungen des versüſsten Quecksilbers

[illegible] noch mehreren Versuchen bestätigt ge-
[illegible]. Ich will dabei noch einen Fall erzäh-
[illegible], wo ich [illegible] dem Brechmittel das Lob
[illegible] zur Heilung jener Krankheit fast allein
[illegible] fand.

XII.

11. Ein Mädchen von [illegible] Jahren, welches
[illegible] [illegible] über den Anblick eines
[illegible] heftig erschrocken war, be-
[illegible] an diesem Tage starke [illegible]. [illegible]
[illegible] und Neigung zum Erbrechen. Zu diesen
[illegible] gesellten sich den [illegible] Schmerzen
[illegible] Halse und Unterleibe, Beängstigung und
[illegible] Neigung zum [illegible]. Dabei [illegible]
[illegible] Hände beständig, und den [illegible] [illegible]
[illegible] den Händen, welche sehr aufgetrieben und
[illegible] waren, ein dichtes Friesel in Gestalt
[illegible] Bläschen. Sie beklagte sich, als ich
[illegible] zu ihr gerufen wurde, noch über Hitze,
[illegible] und Halsschmerz; die Zunge war sehr
[illegible] und klein, die Haut am ganzen Körper
[illegible], und der [illegible] vom Anfange der Krank-
[illegible] zu verschließen. Ein Vomitiv aus Brech-
[illegible], daß ich ihr unter diesen Umständen
[illegible] [illegible] [illegible], machte einige starke [illegible]
[illegible] Anstrengungen von oben und unten die
[illegible] hinweg. Da aber das Brechen [illegible]
[illegible] und keine Stillung erfolgt war; so

verordnete ich ihr Abends 6 Gran Merc. dulc. mit Zucker, alle 2 Stunden zu 1 Gran, womit sie die Nacht über fertig wurde, und worauf den 26sten früh 2 stinkende schleimige Ausleerungen erfolgten. Das Friesel war zugleich über den ganzen Körper zum Vorschein gekommen, die Hitze aber weit mäſsiger und der Puls seltner geworden, und ich lieſs ihr daher an diesem Tage wieder 6 Gran von demselben Mittel nehmen. Es erfolgten auf dasselbe noch 3 Ausleerungen und Abends kehrte etwas Appetit zurück. Die folgende Nacht schlief sie ziemlich ruhig, und bekam den Morgen darauf wieder eine Ausleerung. Hitze und Fieber hatten sich noch mehr gemäſsigt, und sie empfand weder Angst noch Schmerzen, und hatte sogar leidlichen Appetit. Ich hatte ihr zwar das versüſste Quecksilber von neuem alle 2 Stunden zu 1½ Gran verordnet; allein sie bekam schon nach der 3ten Gabe Vorboten vom Speichelfluſs, die mich nöthigten dasselbe auszusetzen. Den 28sten war ihr Fieber nach einer ruhigen Nacht sehr mäſsig, und das Friesel, welches auf dem Leibe gar keine Lymphe geschöpft hatte, fing schon an zu vertrocknen. Dagegen hatte sich der Speichelfluſs ausgebildet, und ein Abführmittel aus einer Abkochung von 2 Drachmen Sennesblättern, das ich ihr deswegen nehmen lieſs,

machte nur eine einzige Ausleerung. Nachdem aber den eilften März ein Spulwurm mit dem Stuhle abgegangen war, und sie ein paar Unzen Blut durch die Nase verloren hatte; so verlor sich die Hitze völlig, und der Puls wurde natürlich langsam, setzte aber bisweilen aus. Die nächste Nacht schlief sie gut, und den folgenden Morgen schlug der Puls zwar noch etwas ungleich, war aber nicht mehr aussetzend. Ich verordnete nun zwar der Kranken noch eine Abkochung aus *Rad. Chinarum* und *Spir. Mind.*, allein sie setzte den Gebrauch davon nicht fort; und erholte sich, nachdem der Speichelfluss aufgehört hatte, bald völlig wieder, ohne dass sie die ganze Krankheit hindurch Schweiss oder den kleinesten Bodensatz bekommen hätte.

So scheinet denn diesen Erfahrungen zu Folge der Nutzen des versüssten Quecksilbers im Verlaufe der Krankheit nicht geläugnet werden zu können. Allein auch zur Erstickung derselben im ersten Keime glaube ich es nicht weniger wirksam gefunden zu haben, wie sich aus den folgenden Beyspielen ergeben wird.

VIII.

Den 4ten Febr. wurde ich frühe um 3 Uhr zu einem jungen Manne von 30 Jahren

gerufen, welcher nach Mitternacht aufgewacht, von wüthendem Kopfschmerz, Beängstigung, Herzklopfen und häfslichem Aufstofsen, mit Neigung zum Erbrechen, befallen worden war. Ob er sich nun gleich bald darauf durch warmen Thee in starken Schweifs gebracht hatte, so dauerten doch diese Zufälle, als ich zu ihm kam, beinahe noch in eben dem Grade fort, und ich liefs ihm daher sogleich ein Brechmittel aus *Tart. emet.* nehmen, welches 3mal von oben, einmal von unten wirkte und viele Galle ausleerte; der Kopfschmerz verminderte sich darauf sehr, und es erfolgte darauf Schlaf und Schweifs. Als der Kranke erwachte klagte er noch über Wüstheit des Kopfs und grofse Mattigkeit, weswegen ich ihm ein diaphoretisches Regimen und den Gebrauch des Chinapulvers in Wein empfahl. Allein der Puls blieb die folgenden Tage dennoch etwas häufig und ungleich, und dabei dauerte die Mattigkeit, Neigung zum Schwitzen und Hartleibigkeit fort. Den 10ten trat von neuem Beängstigung, Kopfweh, Aufstofsen und Eckel ein, und ich liefs daher dem Kranken ein 2tes Vomitiv aus Brechweinstein nehmen, worauf er wieder viel Galle und Schleim ausleerte. Am folgenden Tage verordnete ich ihm 6 Gran versüfstes Quecksilber, alle 2 Stunden zu 1 Gran; es bewirkte starke Schleimausleerungen, ohne ihn zu schwächen. Den 13ten verschrieb ich ihm des Hustens wegen, welcher sich den 11ten eingefunden und bis itzt immer zugenommen hatte, eine Mischung aus *Extr. Gent. rubr.* ℥ß, *Sulph. ant. aur.* ℈ij. und *Aqu. fontan.* ℥vj., wovon er täglich 4 Efslöffel nehmen sollte, und den folgenden Tag applicirte ich ihm aus eben dem Grunde ein Vesicatorium

auf die Bruſt. Die Mattigkeit, Neigung zum Schwitzen und Bangigkeit blieben sich dabei immer gleich, ja dieſe Zufälle nahmen den 15ten ſo zu, daſs den Kranken mehrere Ohnmachten anwandelten, bei denen heftiger Schweiſs ausbrach; dabei war der Puls klein, etwas häufig und ungleich, der Appetit ſchwach, und die Haut und das Weisse im Auge hatten einen gelblichen Schimmer. Nun lieſs ich dem Kranken an dieſem Tage, ſo wie an dem folgenden, wo die Haut auf der Bruſt und dem Rücken rothgeſprengt war, 8 Gran verſüſstes Quecksilber (alſo in beiden Tagen 16 Gran) nehmen, worauf sich mehrere ſchleimige Stühle einſtellten. Das ängſtliche Gefühl der Schwäche, ſo wie die heftigen Nachtſchweiſse, verminderten sich ſeit dieſer Zeit immer mehr, und die Haut der Bruſt und des Rückens erlangte ihre vorige Weisse wieder. Demungeachtet lieſs ich dem Kranken das letztere Mittel noch einmal wiederholen, und ſah ihn ſeit dieſer Zeit vollkommen wieder hergeſtellt.

XIV.

Z. Der Gatte der No. IX. genannten Frau, in dessen Hauſe noch ein junger Menſch am Frieſel krank lag, klagte den 9ten Febr., als ich früh zu ihm kam, über Neigung zum Erbrechen, Kopfſchmerz und Aengſtlichkeit, womit er plötzlich in der Nacht befallen worden, und worauf heftiger Schweiſs ausgebrochen war. Sein Puls ſchlug häufig, und wenn man eine gewisse Stelle unter den kurzen Rippen der rechten Seite, etwas nach hinten zu (die Gegend des hintern Theils vom groſsen *Leberlappens*) ſtark berührte, ſo äuſserte

er Schmerzen; dabei hatte die Haut und
Weisse im Auge einen gelblichen Schein,
auf ein Brechmittel aus *Tart. emet.* leer
viel Galle aus, ohne Oeffnung davon z
kommen. Er schlief in der nächsten
zwar leidlich, bekam aber wieder sehr
Schweiss, und fühlte sich des Morgens
ziemlich ermattet. Doch fand sich an d
Tage einiger Appetit und von selbst Oef
ein. Ich verschrieb ihm Abends 6 P
wovon jedes 1 Gran Calomel enthielt,
denen er aber nur 3 oder 4 verbraucht
dem in der nächsten unruhigen Nacht
Frau ein paar derselben in der Besti
statt Moschus bekam (m. vergl. d. 9te l
heitsgeschichte). Er befand sich die
folgenden Tage leidlich, und hatte nur
mit Neigung zum Schwitzen und mit
stopfungen zu kämpfen. Allein in der
zum 13ten wurde der Schweiss sehr stark
es gesellte sich noch einige Beängstigung
Ich verschrieb ihm daher des Morgen
Pulver aus *Merc. dulc.* ℈ß., *Rad. Jala*
Sacch. alb. ʒj., wovon er alle 2 Stunde
5ten Theil nehmen sollte. Es erfolgten
rere schleimige Stühle, und den 14ten
unbedeutende Geschwulst im Munde d
die Neigung zum Schwitzen liess dagegen
das Ansehn des Kranken wurde muntrer
den 16ten gieng er wieder an seine Ges
ohne weiter eine merkliche Schwäche z
pfinden, indem er vom ersten Tage der K
heit an, ausser dem genannten Queck
mittel, auch noch Chinarinde in Pulver g
men hatte.

XV.

E. Ein starker, zu hypochondrische

ungleich. Vier Gran Calomel, die ich ihm an diesem Tage auf 4mal nehmen liess, bewirkten ein paar Ausleerungen, worauf in der nächsten Nacht ruhiger Schlaf und mässiger Schweiss erfolgte. Da aber der Puls auch am folgenden Tage noch etwas beschleunigt blieb: so liess ich ihm noch 2 Gran von diesem Mittel nehmen. Sie brachten noch ein paar Ausleerungen, aber zugleich auch eine Geschwulst der Zunge zu Wege, während dass das Friesel auf dem Rücken vertrocknete. Seit dieser Zeit erholte sich der Kranke völlig, nur schwitzte er des Nachts noch öfters, und hier und da schossen einzelne Frieselbläschen von neuem in die Höhe, welche aber allemal bald wieder vertrockneten. Endlich bekam er noch einen Abscess am obern Zahnfleisch, der sich in ein paar Tagen öffnete.

XVI.

R. Ein Leinweber von 35 Jahren bekam den 10ten früh Neigung zum Erbrechen, mit eckelhaftem Aufstossen und Kopfweh, wobei es ihm an Appetit und Oeffnung fehlte. Ohne ihn selbst besuchen zu können, verschrieb ich ihm unter diesen Umständen ein Vomitiv aus Brechweinstein. Dies machte sehr starkes galliges Erbrechen, wirkte aber nicht nach unten. Die Nacht darauf war zwar leidlich, allein den 2ten Tag dauerten der Eckel, die Mattigkeit und Verstopfung immer noch fort, und die folgende Nacht war sehr unruhig, indem der Kranke starkes Ziehn in den Gliedern und Kopfweh empfand. Als ich diese Umstände erfuhr, verschrieb ich ihm den 12ten huj. ein Abführmittel aus Rad. Jalap. ℈j. und *Merc. dulc.* gr. vj. Es wirkte dasselbe aber nur

zumal an diesem Tage, und als ich des Abends den Kranken selbst besuchte, so fand ich seinen Puls klein und häufig; dabei klagte er immer noch über die genannten Zufälle, und auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen war eine gegen den Druck ziemlich empfindliche Stelle zu bemerken. Den 13ten verordnete ich ihm, weil die genannten Zufälle auf ein Leiden der Leber schließen ließen, eine Mischung aus *Extr. Tarax.* ℥ß., *Crem. tart.* ʒvj., *Sulph. antim. aur.* ℈ij. und *Aqua font.* ℥vj, wovon er des Tags 4 Eßlöffel nehmen sollte; überdies aber Quecksilbersalbe zum Einreiben in die rechte Seite, und eine Abkochung von Queckenwurzel (*Rad. Graminis*) zum Getränke. Allein noch ehe diese Mittel bereitet wurden, stellte sich schon große Angst mit heftigen Rückenschmerzen ein, welche bis Nachmittags anhielten, wo die Ruhe zurückkehrte, als mehrere schleimige, stinkende, reichliche Ausleerungen (wahrscheinlich als Wirkung des gestrigen Mercurial-Abführmittels) erfolgt waren. Abends fand ich den Puls des Kranken fast natürlich selten, und Kopf- und Rückenschmerz waren nur noch unbedeutend. Die folgende Nacht stellte sich ruhiger Schlaf und gegen Morgen zum erstenmale in der Krankheit Schweiß ein. Der Puls wurde itzt wieder natürlich; es fand sich Appetit und reichliche Oeffnung ein, der Schmerz in der Leber verschwand und der Kranke genas auf diese Art beim Gebrauch der genannten Mittel in kurzem völlig wieder.

XVII.

H. Ein Student, ohngefähr 21 Jahr alt, bekam den 10ten Febr. Abends auf einmal

Kopfweh, Ziehn in den Gliedern und Jucken auf der Haut des rechten Vorderarms, vor welchen Zufällen er nicht einschlafen konnte, und wozu sich gegen Mitternacht Hitze, Aengstlichkeit und Neigung zum Erbrechen gesellten. Ein Vomitiv aus Brechweinstein, welches ich ihm sogleich verordnete, leerte zwar viel Galle aus und brachte etwas Schweiſs hervor; allein da ich des Morgens zu ihm kam, klagte er immer noch über Kopfweh und groſse Mattigkeit; sein Puls war dabei etwas beschleunigt, und auf dem rechten Arme zeigte sich etwas rothes Friesel. Ich verordnete ihm deswegen sogleich 8 Gran Calomel, die er auf viermal an diesem Tage nehmen sollte, und Chinarinde neben so oft zu 1 starken Theelöffel. Es erfolgten bald mehrere Stühle auf das erstere Mittel, und in der nächsten Nacht leidlicher Schlaf und mäſsiger Schweiſs. Den 3ten Tag stellte sich wieder Appetit ein, und der Kranke erholte sich beim fortgesetzten Gebrauch der China in ein paar Tagen völlig, während der Ausschlag auf dem Arme verschwunden war.

XVIII.

S. Ein junger Mensch von 17 Jahren, seiner Profession ein Schornsteinfeger, erwachte den 2ten März Abends um 10 Uhr, als er kaum eingeschlafen war, unter groſser Angst, Hitze, Neigung zum Erbrechen und Kopfweh. Zu diesen Zufällen gesellte sich bald heftiges Delirium, welches bis um 3 Uhr des Morgens dauerte, und während dessen er dreimal aus dem Bette sprang, um zu entlaufen. Nachdem sich dasselbe gelegt hatte, schlief er ein, und bekam gelinden Schweiſs, und des Mor-

gens, als er erwachte, fühlte er sich ziemlich wohl. Indem er aber aufzustehn versuchte, überfiel ihn von neuem Beängstigung, Kopfschmerz, Schwindel und Uebelkeit, und sein Puls war dabei etwas beschleunigt und zusammengezogen. Auf ein Vomitiv aus Brechweinstein, welches ungemein viel Galle ausleerte und ein paarmal Oeffnung bewirkte, verschwanden die genannten Zufälle bald, nur blieb der Puls noch etwas zusammengezogen. Ich liefs ihm daher an diesem Tage noch 4 Gran Calomel, und den folgenden noch 8 Gran dieses Mittels nehmen, worauf sich der Kranke vollkommen erholte, nachdem er sehr starke zähe Ausleerungen von unten gehabt hatte.

Endlich füge ich zur Vergleichung noch die Geschichte einer offenbaren Leberentzündung, die sich mit Friesel entschied, bei, wie sie ein paar Wochen vorm Ausbruch der Epidemie von mir beobachtet worden ist. Es ist folgende:

XIX.

S. Ein Leinweber von hagerm Körper, 34 Jahr alt, der seit langer Zeit an Engbrüstigkeit, Husten und Schleimauswurf leidet, auch vor 2 Jahren eine ächte Lungenentzündung, jener Zufalle ungeachtet, glücklich überstanden hat, wird am 15ten Jan. d. J. Vormittags von einem Froste überfallen, auf welchen bald starke Hitze erfolgt. Zu gleicher Zeit wird sein Husten weit heftiger; es gesellt sich Stechen im rechten *Hypochondrio*, in der Gegend der beiden letzten Rippen etwas nach hinten zu, blutiger Schleimauswurf, Kopfschmerz, beschwerliches Ziehn im Rücken und den Extremitäten, Eckel, Durst und Unruhe

dazu. Die folgende Nacht ist schlaflos, und den Tag darauf nehmen die beschriebenen Zufälle an Heftigkeit zu. Es entsteht einigemal Erbrechen von bittrer Feuchtigkeit, wobei der Leib seit vorgestern verstopft ist. Itzt sah ich den Patienten das erstemal, und fand seinen Puls zusammengezogen und etwas häufig; die Brust war beklommen und das Athmen ängstlich, die Hitze groſs, aber die Haut trocken; die Zunge feucht, das Weisse im Auge gelblich gefärbt, so wie auch die Haut einen schwachen gelben Schimmer zeigte.

Ich lieſs dem Kranken ½ Pfund Blut am rechten Arme wegnehmen, welches keine Veränderung weiter hervorbrachte, als das Schweiſs erfolgte und der Schmerz aus der rechten Seite sich vorn auf die Brust zog. Nun lieſs ich dem Kranken ein Decoct von *Fol. Senn.* ℥ij mit getrockneten Pflaumen reichen, und ein Vesicatorium auf die schmerzhafte Gegend der Leber legen.

Die folgende Nacht stellte sich etwas Schlaf ein, der jedoch ziemlich unruhig war; am Morgen erfolgten von den gestrigen Sennesblättern einige Ausleerungen; die Neigung zum Erbrechen war verschwunden, das Stechen in der Seite, der Husten und Blutauswurf vermindert, das Athmen freier, der Puls etwas seltner. Itzt verordnete ich dem Patienten eine Mischung aus *Tart. emet.* gr. iij., *Extr. gent. rubr.* ℥ß. und *Aqu. font.* ℥vj. alle zwei Stunden zu einem Eſslöffel. Allein schon Mittags nahm das Stechen in dem rechten *Hypochondrio*, die Hitze und Angst des Kranken von neuem zu. Ich fand den Puls Abends unter diesen Zufällen häufiger und gespannter, und lieſs daher einen zweiten Aderlaſs von

m starken halben Pfunde Blut machen. Es
e dasselbe aber so wenig als das erstemal
Speckhaut. Die Nacht darauf erfolgte
weise, aber kein Schlaf, wenigstens nur ein
Träumen beunruhigter Schlummer, und
topische Schmerz blieb gleich heftig. Ge-
Morgen endlich ließen die Zufälle etwas
. Itzt wurde ein zweites Vesicatorium auf
Lebergegend gelegt, weil die Stelle vom
ten schon wieder verheilt war; und auf
Brust, über welche sich der Schmerz aus-
tete, warme Umschläge von Chamillenblu-
, Roggenmehl und siedendem Wasser ge-
let. Die Schmerzen wurden dadurch bald
mildert. Die Hitze nahm jedoch Mittags
nommen zu, und ich ließ deshalb ein Pul-
aus *Nitr. dep.* ʒij und *Crem. Tart.* ʒß.
zwei Stunden zu 1 Theelöffel in Wasser
men; in die Lebergegend aber, hinter der
lichen Fliege, Quecksilbersalbe einigemal
reiben.

Die folgende Nacht war ganz schlaflos,
Angst und der Durst ungemein groß und
Schweiß ziemlich stark. Dabei hatte sich
der topische Schmerz gänzlich verloren.
en Morgen erfolgten einige Stühle, indem
kühlende Pulver in der Nacht verbraucht
den war. Die Beängstigung, der Husten
Blutauswurf blieben in gleich hohem Grade
zum Abend an, wo endlich die Brust freier
de, und sich ein Friesel an der Inguinal
end zeigte. Da die Kräfte des Kranken
er diesen Umständen zu sinken schienen,
wurde die obige bittere Mischung wieder
gesetzt. Des Nachts darauf erfolgte ziem-
ruhiger Schlaf bis um Mitternacht, wo
Nasenbluten einstellte, nach welchem der

Kranke wieder einſchlief und mäſsig ſchwitzte. Früh waren Angſt und Blutauswurf verſchwunden, und der Huſten nicht ſtärker als vor der Krankheit, der Puls war frei und faſt natürlich ſelten. Es ſtellte ſich Appetit ein, und der Urin machte einen ſtarken Bodenſatz. Das Frieſel aber, welches weisse Bläschen von der Gröſse der Mohnkörner mit entzündetem Grunde bildete, hatte ſich über den ganzen Körper verbreitet.

Von nun an kamen alle Verrichtungen ins Gleis; es erfolgten noch mäſsige Schweiſse und das Frieſel trocknete nach einigen Tagen ab. Zur Nachkur lieſs ich den Kranken eine Abkochung von Isländiſchem Mooſe trinken*).

Joh. Friedr. Erdmann.

*) Sehr merkwürdig iſt gewiſs die groſse Wirkung des Mer[illegible] (und zwar bis zum abführenden Effekt gege[illegible] [illegible] Fieber, ſo wie in mehrern aſthen[illegible] [illegible] mit Hautausſchlägen und entzündlicher [illegible] ſelbſt beim gelben Fieber. Auf dies [illegible] wäre man doch ſicher nicht aus dem bloſsen [illegible] der Erregungstheorie, die blos R[illegible] [illegible] Fällen, und zwar bei ſteigender Schw[illegible] [illegible] flüchtigen Mitteln, gebietet, gekommen [illegible] Erfahrung zeigt auffallend, daſs es [illegible] auf den *Grad* der Reizung, ſondern [illegible] *[illegible]liche Ortsbeziehung* des Reizmitte[illegible] [illegible] Qualitätsveränderung d. h. Verbesse[illegible] [illegible] materiellen Zuſtandes und der Miſchung [illegible] ankomme, die der Mercur in vorzüg[illegible] [illegible] bewirken kann.

d. H.

V.

[K]urze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.

[V]orläufige Nachricht von der durch Demours gemachten neuen Augenoperation zur Wiederherstellung des Gesichts bei einer gröſstentheils verdunkelten Hornhaut, nebſt der Abbildung.

[D]er berühmte Oculiſt, Bürger *Demours*, hat [m]it glücklichem Erfolge eine neue Opera[t]ion unternommen, und durch sie das Ge[b]iet der Heilkunde erweitert. Bürger *Sauva[g]es* litt ſeit verſchiedenen Jahren an Abſces[s]en der Hornhaut, durch welche endlich die [w]äſsrigte Feuchtigkeit gänzlich verloren ging, [u]nd die Hornhaut des rechten Auges gänz[li]ch, die des linken aber bis auf ⅘ eine leu[c]omartige Verdunkelung bekam. Man erblickte [n]ur noch oben durch den noch durchsichtigen [T]heil der Hornhaut (C) einen kleinen Theil [d]er Iris, und das Leucom bedeckte faſt gänz[li]ch die Pupille. An dieſer durchsichtigen [S]telle am oberen Rande der Hornhaut machte [D]emours einen kleinen Einſchnitt (A), und [d]urch denſelben mit einer ſehr zarten Scheere

ein kleines Loch in die Iris (D). Durch dieses Loch in der an sich undurchsichtigen Iris gelangen jetzt die Lichtstrahlen zur Netzhaut, und diese künstliche Pupille ersetzt die durch das Leucom bedeckte natürliche. Da aber hinter dieser neuen Pupille natürlich die Krystallinse fehlt, so ist der Bürger *Sauvages* genöthigt, die gehörige Vereinigung der Lichtstrahlen und das deutliche Sehen durch ein sehr convexes Glas von der Beschaffenheit der Staarbrillen zu bewirken. Doch bedient er sich desselben nur zum Lesen und scharfen Sehen, und sieht ohne dasselbe hinreichend, um wieder ohne Führer zu gehen und deutlich die Gegenstände zu erkennen, die ihn etwa interessiren. Durch diese künstliche Operation wird man künftig im Stande seyn, denen das Gesicht wieder zu geben, die es durch grosse Flecken der Hornhaut, oder verdunkelte Narben derselben (Fälle, welche man bis jetzt für unheilbar hielt), verloren haben, vorausgesetzt, dass die Hornhaut noch an einer Stelle durchsichtig geblieben sey, durch welche man die Iris noch erblicken kann.

Die Bürger *Sabatier* und *Roussille Chamsery* haben von dieser Operation einen sehr vortheilhaften Bericht, ersterer an das *Institut*, und letzterer an die *Societé de Medicine*, gemacht.

Druckfehler.

Im XII. B. 2. St. S. 167. Z. 15. del. das Wort Seeliger.





Inhalt.

Inhalt des zwölften Bandes.

E[illegible] Stück.

Zweites Stück.

Viertes Stück.

Namenregifter.

Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

K

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

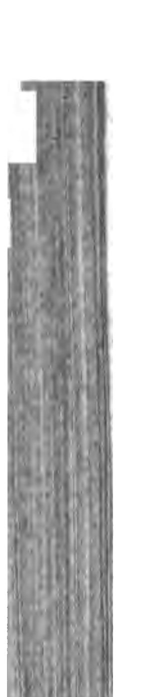
T.

U.

V.

W.

Z.



fuivi d'obfervations pratiques fur la metho
forption.

Rush über die Vortheile, welche das A
vielen wichtigen Krankheiten gewährt.

Nordifches Archiv für Natur- und Arznei
Herausgegeben vom Profeffor *Pfaff* und Dr.
1 — 3tes Stück.

Derfelben V. B. 4. St. enthält:

Diätetifch-medizinifches Handbuch für S
fonders für die Kauffahrteifchiffer der Schwe
merfcen und benachbarten Oftfeeifchen Häfen.
ner Anleitung zur Einrichtung einer Schiffsm
von Dr. *Friedr. Henning.*

Dr *Sam. Gottl. Vogels* Handbuch der p
zum Gebrauche für angehende Aerzte. Fünft

Ueber die Anwendung der Syfteme auf die
Heilkunde. Eine Rede, gehalten zu Pavia vo
Moskati. Aus dem Italienifchen überfetzt.

Ueber den Schwelmer Gefundbrunnen,
Caftringius und *L. H. Stucke.*

Journal für Medizin, Chirurgie und G
vorzüglich mit Rückficht auf Aetiologie und
Von einer Gefellfchaft deutfcher Aerzte. Her
von Dr. *J. F. S. Pofewitz.* Erftes und zweite



